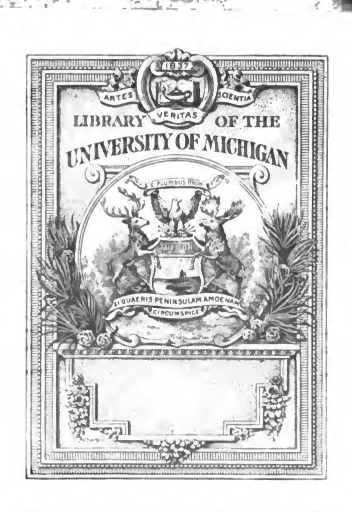
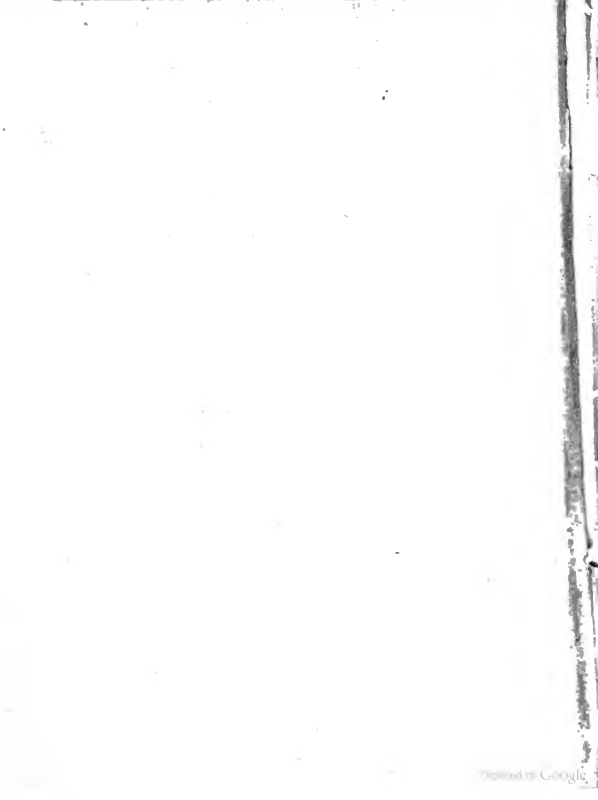
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

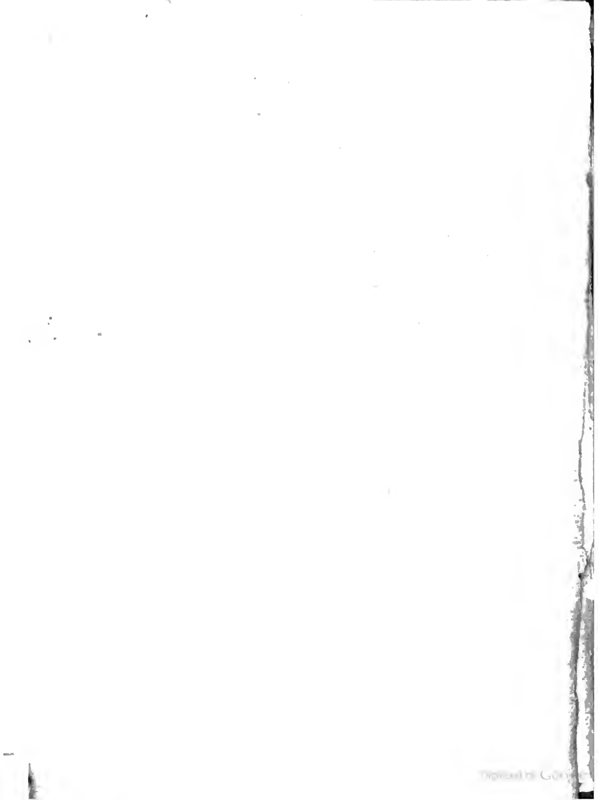
Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des dreizehnten Bandes.



Unsichtbare Hände.

Roman

von

F. v. Zobeltitz.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Hackert war gar nicht im Zweifel darüber, daß Cadama von Neuem sein leck gewordenes Finanzschiff flott machen würde. Der Advokat war zwar unangenehm energisch geworden seit einigen Wochen, aber Hackert hatte ihm ja gezeigt, daß er sich nichts daraus machte. Und Hackert lebte in dem felsenfesten Glauben, daß Cadama ohne ihn ebenso wenig anfangen könne, wie er ohne Cadama, daß eine gegenseitige Ergänzung für beide Theile nothwendig sei. Hackert hielt auch die beständige Ausrede des Advokaten, seine Baarmittel gingen zu Ende, nur für eine plump erfundene Finte; Cadama war in den Augen des verkommenen Studenten zwar ein gefährlicher Mensch, immerhin aber ein Mensch, der Alles vermochte. So schien es Hackert auch nicht sonderlich auffällig, daß ihm der Abenteurer heute Abend in einer höchst sonderbaren Maskerade entgegengetreten war.

Das Einzige, über das der Student sich ärgern konnte, war die Erfolglosigkeit der „Systeme" des Marquis du

Cat. Er halte den Spielprofessor zwar von Anbeginn seiner Bekanntschaft mit ihm für nichts Höheres, als einen gewandten Schwindler gehalten, aber das merkwürdige Einschlagen der „Systeme" desselben bei den ersten Operationen, die Hackert am grünen Tische vornahm, hatte diesen doch dermaßen frappirt, daß er an die Möglichkeit einer Theorie des Hazardspieles zu glauben begann. Sein Glaube sollte sich indessen sehr bald als eitel Täuschung entpuppen, und nun zog der Spielprofessor, der bisher laut Kontrakt an den Gewinnen Hackert's partizipirt hatte, sich plötzlich zurück. Der Student war wüthend auf den Alten und nannte ihn unter vier Augen schlechthin einen „Hochstapler ersten Ranges", du Cat hatte aber gar nicht auf diese Beleidigung reagirt, sondern nur liebenswürdig dazu gelächelt.

Hackert sah nach der Uhr, der Zeiger wies auf elf Uhr Nachts, die Stunde, zu welcher das Kasino geschlossen wird. Der Student trank seinen Absynth aus, stülpte den Hut auf den Kopf und verließ das Café. In den Boskets wurden die Lampen gelöscht, aber auf dem großen Platze vor dem Spielhause standen noch die Menschen in dichten Gruppen beisammen, oder promenirten Arm in Arm um das Rondel mit seinen riesigen Fächerpalmen, Agaven, Geranien und Kamellien. Hackert schritt langsamen Schrittes durch die Menge hindurch; er hatte nichts zu thun, nichts zu überlegen, an nichts zu denken, und so beschäftigte er sich denn damit, den Leuten in das Gesicht zu schauen und der lebhaft erregten Konversation zu lauschen, die rings um ihn geführt wurde.

Mit der später werdenden Stunde begann sich allmählig die Gesellschaft zu zertheilen. Man ging in die Cafés, um noch bei einem „noir“ die letzte Cigarette zu rauchen, oder in die Restaurants, um dort zu Abend zu speisen. Der Platz wurde leerer und leerer, und als auch der letzte Spaziergänger hinter den Glasthüren des Hotels „Beau-Rivage“ verschwunden war, legte sich in der Gallerie des Kasino's selbst der wachthabende Pompier zur Ruhe.

Hackert war hinter dem „Café de Paris“ herum durch die Boskets nach den Johannisbrodbäumen gegangen. Zwischen den knorrigen, langblätterigen Bäumen, aus denen kleine Gruppen von schlanken Pinien hervorragten, herrschte ein tiefes Dunkel. Das scharfe Auge des Studenten erkannte aber dennoch sofort die maskirte Gestalt des Advokaten, der unruhig im Wege auf und nieder schritt.

„Salve!“ rief Hackert lustig und schlug Cadama auf den ausgestopften Buckel, „sehen verteufelt schnurrig aus, mein Bester, hätte Sie vorhin wirklich kaum erkannt, schwör's Ihnen zu! Was zum Geier hat Sie denn zu so einem Fastnachtsspiel getrieben?“

„Das Spiel ist aus — rien ne va plus, mein verehrter Herr,“ erwiederte Cadama, und Hackert schaute betroffen auf ob des seltsamen Tones, den der Advokat anschlug. „Wir setzten Alles auf eine Karte und haben verloren, nun können wir ausgebeutelt von dannen ziehen!“

Der Student stutzte zwar, aber er verstand doch noch nicht recht, was Cadama eigentlich meinte.

„Wenn Sie ausgebeutelt worden sind, so können wir uns zusammenthun,“ meinte er lachend. „Auch meine

letzten Goldstücke sind unter die Krücken der Croupiers gerathen, und ich bin wieder einmal so leer, daß man mich auf den Kopf stellen könnte, ohne ein Francsstück aus irgend einer Tasche herauszulocken. Scherz bei Seite, Cadama, Sie müssen diesem Zustande baldmöglichst ein Ende machen; ist denn unsere Sache noch immer nicht zum Klappen gekommen?"

„Gewiß," nickte Cadama, „sogar so sehr zum Klappen, daß ich beinahe ernsthaft beschädigt worden wäre. Das Finale ist leider, daß ich Ihnen diesmal kein Geld anbieten kann, sondern daß ich Sie bitten muß, mir den bewilligten Vorschuß, den Sie nach und nach erhalten haben, freundlichst zurückzuerstatten."

Eine kleine Weile entgegnete der Student gar nichts, sondern schaute nur Cadama ernsthaft in das entstellte Gesicht, als wolle er in demselben Spuren ausbrechenden Wahnsinns entdecken. Schließlich kleidete er denn auch seine Gedanken in die entsprechenden Worte:

„Sie sind toll geworden, Cadama!"

„Ich könnte es werden, mein Lieber, da haben Sie Recht — könnte es werden vor Aerger darüber, daß Alles gerade so gegangen ist, wie ich es nicht wollte, vor Wuth über mein Unglück, vor Scham über meine Dummheit, übertölpelt worden zu sein! Rien ne va plus, sagte ich Ihnen vorhin — das Spiel ist aus, und wirklich, es ist ganz aus, es gibt nichts mehr zu hoffen, weder für mich, noch für Sie! Wir haben den Einsatz verloren, verehrtester Herr, weil wir von falschen Berechnungen ausgingen; Fräulein Lucia, Ihre Namens-Cousine, dieses

harmlose unschuldige Kind, ist in aller Form Rechtens von dem Obersten adoptirt worden und folglich auch in aller Form Rechtens seine einzige Erbin!"

Hackert starrte den Advokaten an, als habe er nicht richtig gehört. Der Gedanke, daß mit einem Schlage all' die goldenen Berge, die seine einzige Hoffnung gewesen, auf denen seine Zukunft beruhte, in Nichts zerfließen sollten, war zu schrecklich, als daß er ihn hätte ohne Weiteres glauben können.

„Was sprechen Sie da!" stöhnte er angstvoll hervor, und sein glühendes, tiefliegendes Auge bohrte sich förmlich ein in das Antlitz Cadama's; „es ist ja unmöglich, daß Sie die Wahrheit reden, Cadama, um Gottes willen, lassen Sie jeden Scherz, sagen Sie mir ehrlich, was geschehen ist!"

Der Verkleidete lachte roh und häßlich auf.

„Ich bin wahrlich nicht aufgelegt, mich auf Scherze einzulassen," gab er zur Antwort; „was ich Ihnen mittheilte, ist leider die volle, grausame Wahrheit. Wir können nichts gegen Lucia thun, denn sie ist die unanfechtbare Erbin des Obersten, der sie in ihrem zweiten Lebensjahre mit des Königs Bewilligung adoptirt hat!"

Hackert war es, als empfange er einen wuchtigen Schlag mitten auf die Stirne und als seien dadurch seine Denkfunktionen gestört worden. Wie zerschmettert lehnte er sich gegen den Sockel eines marmornen Satyr's, dessen weißes Antlitz auf ihn herabgrinste. Verloren! Also wirklich verloren! Keine Hoffnung mehr, mit Hunderttausenden

zu spielen, sich in Champagner zu baden und mit Banknoten die Havannas anzuzünden! Keine Hoffnung mehr, den Goldkolonnen in jenem Palaste des Satans dort drüben ein Paroli biegen zu können, keine Hoffnung mehr, das Verspielte zurück zu gewinnen! Verloren — verloren!

Was nun?

Der Student vermochte nicht, dieses furchtbare „was nun?" zu überdenken. Er sah in das kalte, höhnische Gesicht Cadama's — und da überkam ihn die Wuth.

„Und wer ist Schuld daran, daß all' unsere Zukunftspläne in blauen Dunst aufgegangen sind?" rief er erbittert aus, „wer anders als Sie, der Sie nur prahlen konnten, ohne zum Handeln zu kommen, der Sie nur Worte hatten, aber keine Thaten! Hätten Sie an jenem ersten Tage, da ich die zweifelhafte Ehre Ihrer Bekanntschaft genossen, gesagt, daß Lucia das rechtmäßige Adoptivkind des alten Hackert sei, hätte ich Sie zur Thüre hinausgeworfen!"

„Was Ihnen jedenfalls schlecht bekommen wäre," entgegnete Cadama ruhig. „Im Uebrigen kann ich Sie versichern, daß das Fehlschlagen unserer Pläne nicht an mir gelegen hat, wahrhaftig nicht! Ich wußte wohl, daß Lucia adoptirt worden sei, wußte aber auch, daß das aus bestimmten Gründen nur in einem einzigen Exemplare ausgefertigte Dokument der Adoption nicht auf dem Gerichte deponirt war, sondern sich in privaten Händen befand. Da aber bei dem großen Brande des Berliner Vormundschaftsgerichts im Jahre 1865 die gesammten Bücher und Aktenstücke desselben ein Raub der Flammen

geworden sind, so war die Adoption Lucia's nunmehr nur noch aus dieser einzigen Urkunde nachweisbar. Ich erfuhr, daß der intimste Freund des verstorbenen Obersten, der Baron Menken, dieses Dokument, von dessen Existenz selbst Lucia keine Ahnung hatte, besaß, und ich versuchte, es ihm durch Francesco entwenden zu lassen. Der Bube betrog mich, indem er mich an Menken verrieth, und das war ein Faktor, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Ich war zu wenig Schuft, um die Schuftigkeit Anderer zu durchschauen."

„Und ist denn gar keine Aussicht vorhanden, diese Adoption Lucia's in irgend einer Weise anfechten zu können?" rief der Student verzweiflungsvoll.

„Gar keine! Wir müssen uns ergeben, müssen froh sein, daß uns nicht noch die Polizei am Kragen nimmt!"

„Ja, zum Teufel, Cadama, was sollen wir dann anfangen? Mir bleibt schließlich nichts weiter übrig, als die erste beste Person zu heirathen, damit ich wenigstens in den Besitz der mir vom Onkel ausgesetzten zwanzigtausend Thaler gelange!"

Cadama strich sich mit der Hand über das Gesicht, sein Auge blitzte böse.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie mir noch hundertdreißigtausend Mark schuldig sind, über welche Summe ich Accepte von Ihnen in meiner Tasche trage —"

„Accepte, die, wie Sie mir selbst kürzlich sagten, nichts werth sind!"

„Sagte ich Ihnen das, so hatte ich meine Gründe dazu. Heute habe ich mir die Sache anders überlegt. Die sechzigtausend Mark, die Sie von Ihrem Herrn Onkel

erbten, liegen für Sie fest, für mich aber nicht. In dem betreffenden Testamentsparagraphen heißt es zwar — ich bin genau orientirt — daß Sie das Geld erst nach Ihrer Verheirathung ausgezahlt erhalten sollen, das hindert aber keinen Ihrer Gläubiger, vorläufig Beschlag darauf zu legen."

„Versuchen Sie es!"

„Ich that es bereits."

Der Student fuhr zurück.

„Sie lügen, Cadama! Sie können mich nicht des Letzten berauben wollen!"

„Jeder ist sich selbst der Nächste! Die zwanzigtausend Thaler, die ich mit Beschlag belegen ließ, sind noch nicht die Hälfte dessen, was ich rechtskräftig von Ihnen zu fordern habe."

„Es ist aber bereits mehr, als ich je von Ihnen wirklich erhalten habe!"

„Es lag in Ihrem eigenen Willen, die Wechsel zu unterschreiben und mein Geld zu nehmen — oder nicht. Wenn ich mich jetzt, wo alle meine Schiffe verbrannt sind, schadlos zu halten suche, so ist dies nicht mehr wie billig."

Hackert schlug die Arme übereinander und schaute auf den Kiesweg, auf den der durch das Geäste fallende Mondenschein in lichten Linien tanzte. Ihm war entsetzlich zu Muthe, sein Kopf dröhnte, sein Blut tobte durch die Adern.

„So bin ich denn nicht mehr wie ein Bettler," murmelte er dumpf.

„Das sind Sie!" gab Cadama eisig zurück.

„Kann verhungern und verkommen!“

„Das können Sie!“

„Nein, Schurke — eher erwürg' ich Dich!“ schrie Hackert plötzlich auf, und in wahnsinniger Wuth stürzte er sich auf den Advokaten und krallte seine Finger um dessen Hals.

Schwer und wuchtig schlug Cadama, unvorbereitet auf diesen jähen Angriff, hintenüber. Ein wildes Stöhnen, aber kein lauter Schrei klang durch die Luft. Allerhand Nachtgethier, das sich eingenistet im niedrigen Gezweige, flog scheu und mit rauschendem Flügelschlage davon. Und dann ächzte und stöhnte es wieder.

Im Ringen war es Cadama gelungen, mit der Rechten in die Brusttasche zu greifen. Der blanke Lauf einer Pistole leuchtete Hackert entgegen, er sah die drohende Mündung auf sich gerichtet, und mit einem Fausthieb schlug er die Waffe zurück. In diesem Augenblick fiel ein Schuß, noch ein Röcheln drang über Cadama's Lippen, noch ein Zucken ging durch seine Gestalt, dann lag sie regungslos da.

Gläsernen Auges, Entsetzen im Antlitz, sprang der Student empor und floh quer durch das Buschwerk.

* * *

Vom Bahnhof herauf stiegen zwei Männer, du Cat und Fratto. Sie hatten den Nachtzug verpaßt und mußten nun zurück in ihr Hotel. Auch sie hatten den Schuß gehört und waren einen Moment stehen geblieben.

„Unter den Johannisbrodbäumen war's,“ sagte Fratto, „'s wird Einer sein, der beim Spiele das letzte Frank-

stück verloren und nun mit der Pistole über sein Leben quittirt hat! Jene Anlagen bilden den Lieblingsplatz der Selbstmörder von Monte Carlo."

„Lassen Sie uns hineilen," fiel der Marquis gutmüthig ein; „vielleicht lebt der Unglückliche noch, und wir können ihm helfen!"

Fratto nickte, dann bogen die Beiden vom Wege ab und schlugen den Fußpfad nach den Johannisbrodbäumen ein.

„Es ist stockdunkel zwischen diesem Blättergewirr," meinte du Cat, „seien Sie vorsichtig...!"

Das letzte Wort des Marquis fiel mit einem erschreckten Ausruf des Italieners zusammen. Fratto hatte mit dem Fuße an eine unbewegliche schwarze Masse am Wegrande gestoßen.

„Es ist ein Mensch, helfen Sie ihn mir aufrichten, Carabac, 's scheint freilich vorbei zu sein, er rückt und rührt sich nicht!"

Die Beiden schleppten den anscheinend Todten bis in die Mitte des Weges, wo das Mondlicht in breiterem Streifen auf dem hellen Kies auf und nieder fluthete.

„Per bacco!" rief der Italiener, als er in das fahle Gesicht schaute, „ist das nicht der Bucklige, der am Nachmittage vor dem Kasino Rosen verkaufte?"

Der Marquis starrte in die ihm wohlbekannten Züge hinein.

„Man möchte wirklich glauben, daß es eine Vergeltung gibt," erwiederte er leise und schüttelte sich, als überkomme ihn plötzlich der Frost. „Fassen Sie an, Fratto, der

Mann athmet noch, wir werden ihn in unser Hotel schaffen, Philibert muß ihn aufnehmen!" —

Monsieur Philibert, der Wirth, sträubte sich zwar anfangs, einem Sterbenden Logis zu geben; die beiden Spielprofessoren hatten ihm aber schon so viel Kundschaft zugeführt und waren selbst so gute Kunden, daß er schließlich doch gute Miene zum bösen Spiel machte. Cadama wurde in einem Zimmer untergebracht, dann sandte du Cat zum Arzte.

„Sehr schlimm," sagte dieser, nachdem er den vom Blutverlust Ohnmächtigen befühlt und beklopft hatte, mit gelehrter Miene, „sehr schlimm! Die Kugel ist seltsamer Weise schräg durch den Körper gegangen, sie hat die dritte Rippe, wie es scheint, in ihrer ganzen Länge gestreift und sitzt nun dicht an der Lunge. Die kleinste Aufregung wird den Tod herbeiführen."

„Kann der Verletzte den morgigen Tag noch erleben?" fragte du Cat.

„Er kann es — gewiß! Er kann auch noch übermorgen leben, denn so schnell senkt sich die Kugel nicht, es muß aber dann dafür gesorgt werden, daß er seine Lage nicht erheblich ändert, daß beständige Eiskühlungen stattfinden, um das Wundfieber zurückzuhalten, und daß — wie gesagt — vor Allem keine Aufregungen an ihn herantreten. Guten Abend, meine Herren!"

Der Doktor sah, daß du Cat auf die Kante des nächsten Tisches nicht mehr wie ein Zwanzigfrancsstück als Honorar niederlegte, und dafür schien dem braven Arzte

das genügend, was er für den Kranken gethan und über ihn gesagt hatte. Er nahm seinen Hut und ging.

Der Marquis aber sandte noch in der Nacht den Hotelkommissionär nach dem Telegraphenamt, um folgende Depesche befördern zu lassen:

„Baron Menken, San Remo, Hotel de la Paix. Cadama dem Tode nahe aufgefunden. Kommen Sie sofort herüber. Du Cat." —

Am nächsten Morgen um zehn Uhr traf Menken in Monte Carlo ein. Der Marquis erwartete ihn bereits auf dem Bahnhofe und erzählte das Abenteuer der vergangenen Nacht. Menken schüttelte den Kopf, er wollte und konnte nicht an einen Selbstmord glauben, er hielt Cadama nicht für thöricht genug, selbst Hand an sich zu legen.

„Warten Sie im Restaurant, bis ich Sie rufe, lieber Baron," sagte du Cat, als die Beiden im Hotel Philibert angekommen waren, „ich werde Cadama auf Ihren Besuch vorbereiten, mir scheint das nothwendig zu sein, um die naturgemäße Aufregung etwas abzuschwächen."

Der Advokat lag mit geschlossenen Augen auf seinem Schmerzenslager. Die Farbe seines Gesichtes spielte in's Grünliche, sein Körper war unbeweglich, nur die auf der Bettdecke ruhenden Hände zitterten leise und beständig.

Als der Marquis in das Zimmer trat, schlug Cadama die Augen auf und starrte du Cat finster, aber kalten Blickes an.

„Mein Todfeind wollte mich retten," sagte er leise —

man merkte den schmerzverzogenen Zügen an, wie schwer das Sprechen dem Kranken wurde — „das geht ja noch über die Legende vom barmherzigen Samariter!... Der Doktor war hier, nicht wahr? Sagen Sie mir aufrichtig, Sie getreuer College auf den Wegen des Schwindels, was meinte er über meinen Zustand, wie lange werde ich noch zu leben haben?"

„Wenn Sie sich ganz ruhig verhalten und mir, was der Arzt besonders betonte, versprechen wollen, nicht in Aufregung zu gerathen, will ich Ihnen antworten."

Ein Lächeln glitt über die Lippen des Verwundeten, ein weltverachtendes, höhnisches Lächeln.

„Ich fürchte den Tod nicht, alter Knabe, ich bin Philosoph genug, um dem Sensenmann ruhig in's Auge sehen zu können. Was sollte der Tod Schreckliches haben für mich, der ich das Leben immer nur für nicht des Lebens werth gehalten habe. Also, was sagte der Arzt?"

„Er glaubte, daß Sie noch einen, höchstens noch zwei Tage würden überstehen können, und auch das nur, wenn Sie sich der größten inneren Ruhe befleißigten."

Die Augen Cadama's schlossen sich wieder, er athmete schwer. Er achtete den Tod gering wie das Leben, das war keine Lüge, die er ausgesprochen hatte. Nun aber, da er genau wußte, daß seine Uhr abgelaufen, daß keine Hilfe mehr möglich sei, hielt die Philosophie, der er sich rühmte, doch nicht mehr Stand. Bunte Bilder drängten sich vor seinem geistigen Auge zusammen, und wie mit einem Zauberschlage stieg seine ganze Vergangenheit vor ihm auf. Rauh und dornig war sein Lebensweg gewesen

von seiner Kindheit an; es war ihm nicht vergönnt worden, eine einzige Rose zu pflücken — und das hatte ihn früh verbittert, hatte ihn früh auf sich selbst angewiesen und ihn früh die Menschen hassen gelehrt. Und das hatte ihn auf krumme Pfade getrieben, hatte aus dem Advokaten einen Verächter des Gesetzes geschaffen, hatte ihn dem Ende zugeführt, vor dem er stand ...

Langsam öffnete Cadama die brechenden Augen noch einmal. Er winkte du Cat dicht an sich heran, seine Stimme begann bereits flüsternd zu werden.

„Sie kennen den Baron Menken?" fragte er.

Der Marquis nickte.

„Können Sie ihm wohl telegraphiren, daß er eilends zu mir käme? Der Sterbende hat noch einen Wunsch auf dem Herzen."

„Menken befindet sich in Monte Carlo," gab du Cat zurück, „er wartet im Restaurant auf mich; darf ich ihn holen?"

Cadama nickte, und der Marquis verschwand, um nach wenigen Augenblicken mit Menken zurückzukehren.

„Rien ne va plus, mein Herr Baron," lächelte der Kranke trübe, und jetzt, wo der erlösende Augenblick näher und näher rückte, verschönte beinahe ein weicher, wehmüthiger Zug dieses sonst so harte, empfindungslose Gesicht. „Es ist vorbei, die Parthie ist aus, es werden keine Sätze auf Gewinn und Verlust mehr angenommen. Ich habe verloren, Herr Baron, Sie waren der Sieger. Die Hand des Studenten gab mir den Tod, aber der Zufall war's, der die Kugel lenkte, und deshalb will ich auch nicht, daß man Hackert verfolge. Man lasse ihn laufen — viel-

leicht fällt in der Roulette des Lebens die Kugel noch einmal günstiger für ihn, als für mich!... Ich ließ Sie rufen, Baron, weil ich Ihnen noch etwas anvertrauen möchte, was mich bedrückt. Die Maschen des Lügennetzes, das ich ausgesponnen, um das Erbe des Obersten an mich zu bringen, sind eng verknüpft und es wäre vielleicht selbst Ihrer geschickten Hand schwer gelungen, sie zu lösen. Die Hilgersdorf ist nicht so schuldig, als Sie glauben — ihr Verführer war ich, ich allein! Ich erfand eine romantische Geschichte für sie, um sie zu meiner Genossin zu machen, um jene alten Briefe ihres Gatten aus dem Jahre neunundfünfzig für meine Fälschungen in den Besitz zu bekommen. Ich ließ, um die gesellschaftlichen Vorurtheile der Generalin zu wecken, Lucia die Tochter eines verkommenen Weibes sein, das in einer Hütte der Campagna das Licht der Welt erblickt, und verhehlte ihr, daß die Mutter Lucia's aus achtbarer Familie stammte und, ob sie auch das Leben grausam umher geworfen, bis zu ihrem Tode achtbar geblieben war. Ich erzählte der Generalin ferner, um den Charakter Lucia's zu verdunkeln, es wisse diese um ihre niedrige Geburt, bewahre aber das Geheimniß, da sie im Besitze ihrer sozialen Stellung verbleiben wolle. Ich erfand schließlich das Märchen, daß Doktor Rahlow jenen ersten infamen Artikel, der auf das ‚Diavoletta'-Bild des Malers Waldau Bezug nahm, auf die Einflüsterungen Lucia's hin geschrieben habe, denn ich wollte, daß der Haß der Frau v. Hilgersdorf gegen die bevorzugte Nebenbuhlerin ein starker, tiefer und nachhaltiger werde. Und ich erreichte meinen Zweck!"

Der Kranke schwieg einige Minuten. Ein leises Röcheln drang über seine Lippen, und dann perlten vereinzelte feine Blutstropfen aus seinem Munde hervor. Aber der starke Wille besiegte noch einmal die zusammensinkende Natur, das schon die Farbe des Todes tragende Antlitz übergoß sich plötzlich mit einer heißen Röthe, es schien, als träten zum letzten Male alle Lebensorganismen in eine gesteigerte Funktion. Und nun löste sich auch die Zunge wieder, und die Stimme klang freier und frischer als zuvor.

„Ich hatte der Frau v. Hilgersdorf mitgetheilt, ich hätte von der sterbenden Carmella Boccani selbst die Geschichte ihres Lebens gehört und das Geheimniß der Geburt Lucia's erfahren. Damit umschiffte ich glücklich die Klippe, die mir aller Voraussicht nach die Bundesgenossenschaft der Generalin entzogen hätte. Denn nicht Carmella war's, aus deren ersterbendem Munde ich erfahren habe, was am 17. März 1859 in dem kleinen Dörfchen am Tessin sich abspielte — sondern Hilgersdorf, der Gatte der Generalin, hatte mich mit dem Geheimniß vertraut gemacht. Es war im letzten Frühjahr vor zwei Jahren, als Hilgersdorf, der den Frühling wie gewöhnlich in Italien verlebte, mich in Rom aufsuchte. Er hatte von mir gehört als von einem schlauen und pfiffigen Gesetzeskundigen, und er kam zu mir, um eine alte Rache an dem Obersten v. Hackert zu kühlen. Von ihm erfuhr ich die Thatsache des Kindesumtausches in allen Details, und er gab mir die ersten Anleitungen zu einer lukrativen Ausnutzung des Geheimnisses. Ich mußte freilich warten, bis der Tod

den Obersten ereilt hatte, aber das konnte ja nicht mehr lange währen, da die Strapazen des letzten Feldzugs den Körper des alten Soldaten stark mitgenommen hatten, und es währte in der That nicht mehr lange. Auch Hilgersdorf sollte die Ausführung seines Racheplanes, der mehr die unschuldige Adoptivtochter Hackert's traf, als diesen selbst, nicht erleben, ich gestehe, daß mir das nur lieb war, denn nun konnte ich auf eigene Initiative hin meine Vorbereitungen treffen. Ich hatte Hilgersdorf einen heiligen Schwur leisten müssen, keinesfalls ihn persönlich in die Affaire hineinzuziehen, und ich hielt diesen Schwur, weniger um meines Wortes willen, als aus Ueberlegenheit. Die Komödie, welche ich der Generalin vorspielte, dehnte ich auch auf den Neffen des Obersten, den Studenten, aus; ihn brachte ich erst durch den zufälligen Umstand, daß ich an einem Gesellschaftsabend bei Frau v. Hilgersdorf über dem Schreibtische ihres Gatten ein Bivouakbild sah, welches das Porträt Carmella's als Marketenderin enthielt, auf die Mitbetheiligung des verstorbenen Generals bei dem Kindesumtausch in B. Ich agirte sehr vorsichtig nach allen Seiten hin, aber ich dachte nicht daran, daß Lucia treue Freunde haben könnte, die mir entgegenarbeiteten, und daß das Schicksal selbst mich zuletzt das Spiel verlieren lassen könne."

Während der Verwundete gesprochen hatte, war die fliegende Röthe in seinem Gesicht allmählig wieder der anfänglichen geisterhaften Blässe gewichen. Nun wurde seine Stimme schwächer und schwächer und zwei tiefe Linien gruben sich von der Nase zu den Mundwinkeln ein.

Seine Hände haschten über das Linnen, und seine Augen nahmen einen seltsam leuchtenden Glanz an.

„Ich stehe an der Pforte der Ewigkeit," flüsterte die zuckende Lippe, „und kann nichts mehr sühnen, nichts mehr gut machen. Wie gern wollte ich's, wie gern möchte ich der, welcher alle meine finsteren Pläne galten, zu Füßen stürzen und ihre Verzeihung erflehen. Es ist vorbei!" ...

Eine gewaltige Konvulsion erschütterte den Körper des Kranken. Jede Muskel bebte an ihm, jede Fiber zitterte, jeder Nerv vibrirte. Die Hände flogen in Todesschauern auf der Bettdecke hin und her und die Augen begannen zu brechen.

„Rien ne va plus!" —

Menken senkte den Kopf, seine Hände falteten sich. Wer wagte es noch, angesichts dieses Sterbenden zu sagen, daß es keine göttliche Gerechtigkeit gebe?

* * *

Baron Menken veranlaßte in Monte Carlo die Ueberführung der Leiche Cadama's nach Rom, da, wie er erfahren, dort Verwandte des Advokaten lebten. Als er dann am Nachmittag nach San Remo zurückkehrte, trat ihm am Eingange des Hotels Elimar entgegen.

„Lucia hat die Fieberkrisis glücklich überstanden, Gott sei gelobt!" sagte er mit strahlendem Antlitz. „Doktor Biermann versichert, daß nunmehr jede Gefahr ausgeschlossen und daß es lediglich Sache der Pflege sei, die Kranke wieder völlig herzustellen. Der Kommerzienrath hat aus der Casa di Salute eine barmherzige Schwester, eine Deutsche, kommen lassen, welche die Nacht-

wachen übernehmen soll; am Tage theilen sich Frau v. Sporken, die Räthin und Frau Aenny in die Sorge um das arme Kind, und so hoffe ich aufrichtig, daß des ganzen düsteren Drama's heiterer Schluß nicht mehr fern liegen wird ... Aber Sie sehen ernst aus, Ottokar, und angegriffen — hat Cadama Ihnen noch unangenehme Stunden bereitet?"

„Die Vergeltung hat ihn erreicht," entgegnete Menken, „Cadama ist todt, die Kugel des Studenten Hackert, mit dem er in Streit gerieth, hat ihn gemordet."

„Cadama todt?" rief Elimar aus, „und gemordet durch Einen, der den Namen Hackert trug? Fürwahr, das ist eine seltsame Fügung! Begleiten Sie mich einige Schritte, ich will nach dem Cercle international, und erzählen Sie mir die näheren Umstände des Todes Cadama's."

Baron Menken berichtete, was er wußte.

„Mir hatte längst geahnt," fuhr er fort, nachdem er Elimar das nächtliche Abenteuer der beiden Spielprofessoren geschildert hatte, „daß der Advokat und der heruntergekommene Student unter einer Decke steckten. Vielleicht sind die Beiden miteinander in Streit gerathen, und die Waffe mußte entscheiden, wer Recht behielt. Des Sterbenden Wunsch ging übrigens dahin, daß eine Verfolgung Hackert's nicht eingeleitet werden sollte; ich wünschte, der Unglückliche ließe nie wieder etwas von sich hören, er hat dem Geschlecht Hackert-Selchern, dessen letzter Vertreter er ist, genug Schande bereitet! Cadama's letzte Worte enthielten sonst nichts Neues für mich, sie bestätigten nur das, was ich bereits wußte und mir nach allem

Geschehenen selbst sagen konnte. Denn auch das Faktum, daß Carmella das Geheimniß des Obersten nicht selbst verrathen, sondern daß der treubrüchige Mund Hilgersdorf's es Cadama anvertraut hat, vermochte ich mir schon aus den Erzählungen Francesco's zu folgern. Hilgersdorf haßte Hackert, weil dieser ihn im Verfolg jenes Spielabends im Schlosse Saint-Estain, von dem ich Ihnen erzählte, schroff zur Rede gestellt hatte, und sein Wortbruch war die Revanche dafür, eine Revanche, die über das Grab hinausgehen sollte. Es ist weder Hilgersdorf noch seinen Kreaturen gelungen, jenes einzige Wesen, welches das Glück Hackert's in seinem einsamen Leben ausmachte, von seiner Höhe zu stoßen — danken wir dem Himmel dafür!"

„Und nächst dem Himmel Ihnen, Ottokar," sagte Waldau in tiefer Bewegung. „Sie haben sich der Interessen Lucia's angenommen, als seien Sie ihr wirklicher Vater, und Ihre edle Selbstlosigkeit verdient um so wärmeren Dank, als Lucia — ich weiß das sehr wohl — dieselbe nicht immer anerkennen wollte. Sie sind aber gewohnt, verkannt zu werden, verging doch eine geraume Zeit, ehe auch ich in Ihr opferfähiges treues Freundesherz hineinschauen lernte. Aber so gewiß wie mir die Augen geöffnet wurden, in Ihnen den besten der Menschen zu sehen, so gewiß wird auch Lucia mit ihrem Danke nicht zurückhalten, wenn sie erst erfahren hat, was Sie für sie gethan haben und wie sie Ihnen verpflichtet ist."

„Ich fordere keinen Dank," erwiederte Menken, „wollte Lucia mir aber das Eine gewähren, das sie mir bis jetzt

vorenthalten hat, ihre Achtung, so würde sie mich so glücklich machen, wie — ich es noch sein kann!"

Und der Baron wandte sich ab, um den schmerzlichen Zug zu verbergen, der sein Gesicht in diesem Augenblick durchfurchte.

27. „Ja!"

In dem hübschen Landhause, das die Familie des Kommerzienraths und Diejenigen, die dieser dazu rechnete, bewohnten, ging es recht still zu seit jenem verhängnißvollen Abend, an dem man Lucia als eine Schwerkranke zurückgebracht hatte. Man hörte nicht mehr Frau Aenny's fröhliches Lachen, des alten Dreyfuß' gutmüthig polternde Stimme, und selbst die unermüdliche Zunge der Räthin schien verstummt zu sein. Die Dienstmädchen schlichen auf den Zehenspitzen durch die Gemächer und flüsterten nur ihre häuslichen Fragen der Herrin in's Ohr, und der italienische Koch im Souterrain langweilte sich schier zu Tode, denn Frau Therese hatte in diesen Tagen jegliches Interesse für die Gastronomie verloren.

In ihrem Schlafzimmer, unter dessen Fenster sich die Wipfel einer Anzahl schwarzgrüner Oliven wiegten, lag Lucia still und bleich auf dem Bette. Die Folgen der ereignißreichen Unterredung mit dem nun bereits vor dem göttlichen Richterstuhle stehenden römischen Advokaten hatten sich für das junge Mädchen zunächst in einem plötzlich und mit großer Heftigkeit auftretenden Fieber gezeigt. Schon seit Wochen — von jenem Zeitpunkte an, da sie zu wissen vermeinte, daß irgend ein schweres Geheimniß auf ihrer

Familie lastete — hatte sich Lucia in einer nagenden inneren Unruhe befunden, die von Neuem an ihrem kaum wieder gekräftigten Organismus rüttelte und wohl als der Hauptgrund anzusehen war, daß der plötzliche Fieberanfall so heftig auftrat. Die treffliche ärztliche Behandlung Seitens des Doktor Biermann und nicht weniger die eigene kräftige Natur besiegten aber bald den drohenden Feind, so daß Lucia schon am dritten Tage außer Gefahr war. Freilich fühlte sie sich noch unendlich schwach und angegriffen, und der Gedanke an das, was geschehen war, konnte sie noch immer in eine derartige Aufregung versetzen, daß ein Rückfall leicht zu befürchten stand. Lucia versuchte vergebens, diese Gedanken, die wie häßliche Träume über sie kamen, zu verscheuchen — sie kehrten immer wieder zurück. Wenn sie in den langen schlaflosen Nächten mit geschlossenen Augen, aber doch wachend, auf ihrem Lager ruhte, dann drängten sich wunderlich schreckliche Fragen ihr auf, nahmen ungeheuerlich menschlich-geisterhafte Gestalten an und umtanzten sie wie ein Schwarm böser Kobolde. Und dazwischen erschienen von Zeit zu Zeit helle Lichtbilder und jagten den tollen Spuk in alle Winde. Da stieg zuerst die ernste, hohe, blasse Erscheinung des Mannes vor ihr auf, an dem sie mit der ganzen innigen und rührenden Zärtlichkeit eines Kindes gehangen hatte, und der doch nicht ihr Vater sein sollte. Und diese geliebte Gestalt erhob die wachsbleichen Hände und legte sie segnend auf ihr Haupt, und sie hätte so gern diese Hände geküßt, und im Fieberwahne griff sie auch darnach, aber sie erfaßte nur die kühle sanfte Rechte der frommen Pflegerin aus der Casa di Salute,

die an ihrem Bette wachte. Dann aber nahmen andere Phantome Platz vor ihrem Lager. Ein Mädchengesicht mit schwarzen, leuchtenden Augen neigte sich über sie — ihr Spiegelbild und dennoch nicht sie selbst. War's ihre Mutter? — „O meine Mutter, meine Mutter!" flüsterten oft genug die bleichen Lippen der Kranken, und sehnsuchtsvoll preßte sie die Hände auf das pochende Herz. — —

Es mochten etwa acht Tage verflossen sein, seit sich das Drama auf dem Monte Carlo abgespielt hatte. Frau v. Sporken saß neben Lucia, die, aus einem kurzen Schlafe erwacht, sich unruhig auf ihrem Bette hin und her warf.

„Tante," sagte sie plötzlich und ergriff die zarte Hand der alten Dame.

Frau v. Sporken neigte sich liebevoll über das heiße Gesichtchen und strich Lucia die Haare aus der Stirn.

„Was willst Du, mein Kind?" fragte sie sanft.

„Ich habe eine große Bitte an Dich, Tantchen," flüsterte Lucia, „und ich weiß, Du wirst sie mir erfüllen, wenn ich Dir sage, daß meine völlige Genesung davon abhängt ... Sieh, Tantchen, ich fühle es, mir würde auch körperlich wohler sein, könnte ich meinen Geist beruhigen und die aufgeregten Gedanken, die mich mit aller Macht verfolgen, bannen. Das ist aber nur möglich, wenn ich die Wahrheit erfahre über mich und meine Geburt. Was mir jener schreckliche Mensch erzählte, das war nicht die volle Wahrheit, um die ich ihn gebeten hatte; er hat sich die Geschichte so zurechtgelegt, wie sie in seine Pläne paßte — ich weiß das, mein Herz sagt es mir, mein Inneres. Ich habe den festen Glauben, daß Du, Tantchen, mir nichts

verhehlen wirst — ich bitte Dich, schaff' mir den Frieden meines Herzens wieder!"

Das war eine Bitte, die Frau v. Sporken erwartet hatte und deren Erfüllung sie sich nicht widersetzte. Es schien ihr nur allzu natürlich, daß das Gefühl des Ungewissen Lucia schwer bedrücken mußte, daß sie Verlangen darnach trug, sich von dieser Last zu befreien, ob das, was sie zu erwarten hatte, nun Gutes oder Trauriges war.

Baron Menken hatte am Morgen nach dem ereignißreichen Rendez-vous im Pavillon des Hilgersdorf'schen Parkes dem Kommerzienrath die Geschichte des so lange gehüteten Geheimnisses, das nun nicht mehr zu wahren war, erzählt, und von diesem Letzteren war wiederum Frau v. Sporken eingeweiht worden.

Die alte Dame zögerte nicht lange, sich offen gegen Lucia auszusprechen. Durch die Mittheilungen Francesco's wußte sie, welche Darstellungsweise Cadama für seine „Enthüllungen" gewählt hatte, und mit feinem Takte und schonenden Worten begann sie nun der Wahrheit gemäß dessen Lügen zu berichtigen und die Lücken in seinen Schilderungen auszufüllen. Sie erzählte in zartfühliger Weise den ganzen kleinen Roman, der sich um die Geburt Lucia's webte, so, daß diese glauben mußte, ihre Mutter habe sie nur von sich gegeben, um sie einem Leben voll Noth und Entbehrung zu entrücken. Der verstorbene Oberst blieb dabei stetig im Mittelpunkt der Erzählung Frau v. Sporken's, die dadurch den Gedankengang der Kranken immer wieder auf diesen konzentrirte und Lucia's Geist so von beunruhigenden Kombinationen fern hielt.

„Es war der größte und edelste Beweis der Liebe, die Dein Adoptivvater Dir entgegentrug," schloß die alte Dame, „daß er Dir verhehlte, wer Deine Eltern waren. Er wollte, Du solltest ewig und immer als seine Tochter, als eine Hackert-Selchern gelten, damit die schnöde Welt Dich nicht mit ihrem Schmutz besudeln, damit der Geifer der Neidischen nicht auf Dich fallen könne. Aus diesem Grunde auch hielt er Deine Adoption geheim und überwies das einzige Dokument, das dieselbe beweisen konnte, seinem treuesten Freunde, bei dem er es wohl aufgehoben wußte. Vielleicht wird man einwenden, daß auch eine starke Dosis Egoismus den Obersten dazu trieb, Dir Deine Geburt zu verheimlichen. Gut — ich will das nicht bestreiten, aber es gibt einen Egoismus, der Gnade findet vor dem Urtheile Gottes und der Welt, und das ist die Selbstsucht der Liebe. Der Oberst liebte Dich, als wärest Du sein Fleisch und Blut, und er mag in verzeihenswerthem Mißtrauen gefürchtet haben, die kindliche Zärtlichkeit, die Du für ihn empfandest, könnte zersplittert werden durch die Entdeckung des Geheimnisses. Nun ist es enthüllt; es kann nicht mehr verborgen bleiben, daß Du nur die Adoptivtochter des Verstorbenen bist, aber Du hast keine Ursache, Dich dieses Umstandes zu schämen. Deine Mutter war eine makellos ehrliche, rechtschaffene Frau, die in ihrem vielgeprüften Leben nur den einen Fehler begangen hat, daß sie dem Manne zum Altar gefolgt war, den sie liebte. Das war keine Sünde, aber gleich einer Sünde hat sich's an ihr gerächt — und Du magst die Hände falten und

dem allmächtigen Gotte danken, daß er Dir einen zweiten Vater gab, der Dir den ersten ersetzte!" —

Frau v. Sporken schwieg und schaute beobachtend in das Gesicht der Kranken. Lucia lag ruhig da, das Köpfchen in die Kissen gedrückt, die Hände auf der Brust. Sie hatte nicht ein einziges Mal die Erzählerin unterbrochen, nun aber sagte sie mit tiefem Athemzuge, indem sie dabei die Rechte ihrer alten Freundin ergriff und zärtlich drückte:

„Ja, Tante, ich will mich nicht versündigen! Wohl schmerzt es mich, daß ich meine arme Mutter nie gekannt habe, daß ich ihr nicht die letzte schwere Stunde lindern helfen konnte, aber vielleicht geschah das nur zum Besten ihrer Kinder, denn wäre ich nicht von meinem Adoptivvater an Kindesstatt angenommen worden, so würde ich auch niemals meinem armen Bruder haben helfen können, und wir wären wohl Beide im Elend untergegangen... Nicht wahr, Tantchen — wir nehmen uns nun Francesco's recht von Herzen an? Es steckt ein prächtiger Kern in ihm, ein Same des Guten, den selbst nicht die böse Hand, in die er gefallen, ausrotten konnte. Er besitzt einen offenen Kopf, hat schon Manches gelernt in seinem jungen und doch so abenteuerlichen Leben, und wird leicht die Lücken seiner Bildung auszufüllen vermögen. Und wenn er ein wackerer, ehrlicher und rechtschaffener Mann geworden ist, werde ich dem, der mich erzog, doppelt dankbar sein können, denn er hätte dann nicht nur an mir, sondern auch an Francesco Gutes gethan!"

Die Tante nickte mit dem Kopfe.

„Ich würde mich freuen, wenn Dein Bruder bei uns bleiben wollte," sagte sie, „ich glaube aber, daß er den Baron Menken, der ihn von der Gewalt Cadama's freimachte, nicht verlassen wird. Francesco ist eines Blutes mit Dir, und das war's wohl auch, was dem Römer einen Querstrich durch die Rechnung zog; Francesco hat dasselbe gute Herz wie Du und wird seinen Wohlthäter nicht allein lassen wollen, um so weniger, als er eine große Anhänglichkeit zu Menken hegt. Ich meine übrigens, daß wir uns Deines Bruders wegen nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen, denn selbst wenn er bei Menken bleiben wollte, so wäre er dort kaum minder gut aufgehoben, als bei uns."

Lucia strich sich über die Stirne.

„Wie viel doch das Vorurtheil thut!" begann sie von Neuem. „Von allen den Menschen, die ich im Laufe der Jahre kennen gelernt habe, war mir der Baron von jeher am meisten unsympathisch. Ich begriff Papa nicht, wie er diesem Manne, den ich immer für einen Intriganten hielt, seine Freundschaft und sein Vertrauen schenken konnte. Der Widerwille, den er mir einflößte, wurde aber zum offenen Haß, nachdem ich durch einen zufälligen Umstand in Erfahrung gebracht hatte, daß er sich im Besitze eines die Familie Hackert betreffenden Geheimnisses befand. Ich habe Menken schwer beleidigt, als er mir dieses Geheimniß nicht preisgeben wollte — heute weiß ich, warum er es nicht that, und heute kann ich mir auch die räthselhaften Worte deuten, mit denen er mich damals abwies. Er wachte über mich — er wollte aber erst den Feind ver-

nichten, damit er mir nicht noch nachträglich mit dem Gift der Verleumdung schaden könne, wenn ich auch längst die Wahrheit erfahren. Es ist viel, was ich gut zu machen habe — aber wie gern und wie aus vollem Herzen will ich es thun!"

Frau v. Sporken stimmte der Nichte in freundlichen Worten bei und ermahnte sie dann, mit dem vielen Sprechen vorläufig noch vorsichtig zu sein. Lucia sah ein, daß dies nothwendig sei und schloß die Augen, und aus dem friedlichen Lächeln auf ihren Zügen folgerte die Tante, daß die Erscheinungen, die sie umgaukelten, keine bösen mehr sein könnten. — — —

Die Besserung in dem Befinden Lucia's nahm von diesem Tage an schnell zu. Mit der wiedergewonnenen inneren Ruhe kehrte auch die frische Rüstigkeit des Körpers zurück, Lucia erholte sich zusehends. Es währte nicht mehr lange, bis ihr der Doktor Biermann gestattete, das Bett zu verlassen, sich in kleineren Promenaden durch den Garten zu versuchen und in den Vormittagsstunden einige Zeit auf der Veranda zu verweilen. Man saß dann beisammen wie in den guten Tagen; Lucia ruhte, in Kissen verpackt und sorgsam in Decken gehüllt, in einem breiten Lehnstuhl, von dem aus sie den ganzen kleinen Park und darüber die Bahnlinie und endlich das blaue, endlose Meer überschauen konnte, und um sie gruppirten sich die übrigen Bewohner der Cottage. Die Damen saßen wie gewöhnlich über ihren Handarbeiten und der alte Rath über seiner Zeitung, es wurde aber mehr geplaudert als gearbeitet und gelesen, nur die traurigen Ereignisse der letzten Zeit ver-

mied man aufzufrischen. Lucia hatte es freilich nicht unterlassen können, auch Dreyfuß noch einmal vorzunehmen, um ihn zum Erzählen zu bewegen, der Rath war aber recht wenig mittheilsam und zudem sehr vorsichtig mit seinen Eröffnungen gewesen. „Was Ihnen die Tante Sporken gesagt hat, Lux," so hatte er geschlossen, „enthielt Alles, was über diese romanhafte Geschichte überhaupt gesagt werden konnte. Nun machen Sie vor allen Dingen, daß die Rose erst wieder ihre alten Farben und ihre alte Frische erhält, dann können wir noch einmal über die Sache sprechen. Bei Ihrer augenblicklichen Nervenstimmung sehen Sie Alles in falschem Lichte, das ist nicht nöthig! Und damit punktum!"

Der Rath sollte sehr bald sehen, daß „die Rose" seine Mahnung beherzigt hatte. Die Frische des Gemüths, die während der Rekonvalescenz sich wiederfand, zauberte auch die Farbentöne auf die Wangen des Mädchens zurück, und schon nach einigen Wochen hätte selbst ein scharfer Beobachter auf dem lächelnden Antlitz der Genesenen keine Spur der überstandenen schweren Gefahr mehr entdecken können.

In diese Zeit der Erholung Lucia's war eine kleine Zwiesprache zwischen dem Rath und Menken gefallen, von der dem jungen Mädchen nichts gesagt wurde, obwohl dasselbe die indirekte Ursache dieser Unterredung gewesen war. Dem Baron war wenige Tage nach dem Tode Cadama's eine Nummer der von dem Doktor Rahlow redigirten Zeitung in die Hände gekommen, die abermals einen auf die Familie Hackert-Selchern bezüglichen Skandal-Artikel enthielt, der an Frechheit und Perfidie seine Vorgänger bei Weitem

übertraf. Der Artikelschreiber — ohne allen Zweifel Rahlow selbst — war jedenfalls noch im Unklaren über die Ereignisse, die sich in San Remo und Monte Carlo abgespielt hatten, und erging sich, pochend auf den voraussichtlich sensationellen Schluß des kleinen Familiendrama's, in allerhand phantastischen Perspektiven. „Selbst auf die Gefahr hin, noch einmal von offiziöser Seite dementirt zu werden," so hieß es u. A. in der betreffenden Notiz, „müssen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser zurücklenken auf den geheimnißvollen Diebstahl, der seiner Zeit bei dem Obersten v. H.-S. just in der Nacht, da dieser starb, stattgefunden hatte. Unsere, auf Gründe schwerwiegender Art basirte Muthmaßung, daß es sich bei diesem Einbruch, der, wunderbar genug, so gut wie gar keine Untersuchung und gar keine Verfolgung der Thäter nach sich zog, um die Entwendung wichtiger Familienpapiere handelte, scheint sich nunmehr in vollem Umfange zu bestätigen. Wie uns nämlich von einer den betreffenden Kreisen sehr nahestehenden Persönlichkeit, deren Glaubwürdigkeit keinen Zweifel an der Wahrheit des Gemeldeten zuläßt, geschrieben wird, soll der Nachlaß des Obersten in unrechtmäßiger Weise vertheilt worden sein, da der Haupterbe trotz des legal abgefaßten Testaments keine Berechtigung gehabt habe, Ansprüche auf denselben zu erheben. Die gestohlenen Dokumente seien von einer, diesem Haupterben befreundeten Persönlichkeit nur deshalb bei Seite geschafft worden, weil sie den Beweis für die Nichtberechtigung desselben enthalten hätten. Schon die allernächste Zeit wird eine Klarlegung dieser wunderlich verwickelten Familiengeschichte mit sich

bringen; die Lösung dieses Räthsels wird gleichzeitig einen Tiefblick auf gewisse Gesellschaftsschichten gestatten, vor dem einen ehrlichen Mann wahrhaft schaudern muß ..."

Als Menken diesen Artikel gelesen hatte, begab er sich geraden Wegs zu dem Kommerzienrath, um mit diesem zu berathschlagen, wie dieser neue infame Angriff auf die Ehre Lucia's am besten abzuschlagen sei. Dreyfuß war wüthend; sein breites Gesicht leuchtete vor Zorn, und seine derbe Hand schlug mehr als einmal ingrimmig auf die Platte des Tisches, vor dem er saß.

„Unglaublich, unglaublich!" rief er aus, „sollte man denken, daß es Kreaturen gibt, die, nur um eine elende Rache zu kühlen, nach einem schutzlosen Mädchen mit Steinen werfen, einem Mädchen, das keinem dieser Halunken jemals zu nahe getreten ist? Wartet, wartet, Ihr Burschen — wir sind gerade mit der Aufräumungsarbeit beschäftigt, und Ihr kommt noch allesammt an die Reihe, die Ihr Euch durch den zu schützen gedachtet, der nur noch von einer höheren Gerichtsbarkeit abgeurtheilt werden kann! Natürlich, lieber Menken, wird es unser Erstes sein, Rahlow schnurstracks wegen Verleumdung und Beleidigung zu verklagen."

„Da dieser Mensch nach der Scene mit Waldau im Café Bauer zu Berlin nicht mehr als satisfaktionsfähig betrachtet werden kann, so wird uns nichts Anderes übrig bleiben," entgegnete der Baron. „Allerdings werden wir die Klage zunächst nicht gegen Rahlow persönlich, sondern gegen den zeichnenden Redakteur und den Verleger seines Blattes anstrengen müssen; wie ich indessen die Verhält-

nisse bei jenem Journal kenne, wird Rahlow sich doch als Verfasser des inkriminirten Artikels zu entpuppen gezwungen sein, und wir können ihn dann selbst beim Kragen nehmen. Da ich dieser Tage so wie so nach Berlin zurück muß, werde ich die Angelegenheit möglichst zu beschleunigen suchen. Es thut mir leid, daß die journalistische Pöbelhaftigkeit Rahlow's die ganze Affaire nun doch vor die Gerichte bringt, aber es thut mir nur Lucia's halber leid, deren Namen damit noch mehr durch die Oeffentlichkeit geschleift werden wird, als es so schon der Fall sein dürfte; in anderer Beziehung scheint es mir dagegen sehr wünschenswerth, wenn auch das Gericht in dieser Sache das Wort nimmt, das Urtheil der Welt wird dann ein um so klareres sein. Ein Exempel muß unter allen Umständen an Rahlow statuirt werden, da sonst der infame Artikel zu neuen Klatschereien und Märchen den Grund legen würde."

„Natürlich, natürlich," beeiferte sich der Rath beizustimmen, „vielleicht finden wir dadurch, daß wir Rahlow verklagen, auch seinen Hintermann heraus, auch den, der ihn zu dem Artikel inspirirt hat, denn Cadama selbst scheint mir ein zu schlauer Bursche gewesen zu sein, als daß er die Veröffentlichung einer Angelegenheit gewünscht hätte, die noch nicht als beendet anzusehen war."

„Meiner Vermuthung nach hat der Student, der Neffe unseres Obersten, Rahlow das Material zu seiner Notiz geliefert," bemerkte Menken. „Ich denke mir, daß der verkommene Musensohn ungeduldig geworden sein wird, vielleicht auch mißtrauisch gegen seinen Protektor Cadama, und daß er sich deshalb auf eigene Hand in Operations-

versuchen geübt hat. Der junge Hackert mag aber von Cadama doch nicht ganz vollständig in das Geheimniß eingeweiht worden sein — wer kennt die Gründe! — und daraus wohl erklärt sich der kleine Irrthum bezüglich des ‚gestohlenen‘ Dokuments, der sich in den Artikel eingeschlichen hat. Nun, das ist gleich, ich werde Sorge tragen, daß auch Rahlow der Gerechtigkeit nicht entgeht, und mit ihm hoffe ich den letzten der Gegner Lucia's aus dem Felde geschlagen zu haben!" — — —

Drei Tage nach dieser Unterredung ließen der Baron und Francesco sich bei Lucia melden, um Abschied zu nehmen. Menken sah bleich und angegriffen aus, und auch der junge Campagnole, der sich in einer eleganten Reisetoilette präsentirte, die ihn vortrefflich kleidete, zeigte trübe Augen.

Während Francesco auf Lucia's dringendes Verlangen während ihrer Rekonvalescenz schon mehrfach die Villa besucht hatte, sah Menken das junge Mädchen zum ersten Male seit dem entscheidenden Abend, und in seinem Auge blitzte ein hellerer Strahl auf, als Lucia ihm mit herzlicher Bewegung entgegentrat und die Hand reichte.

„Sie wollen Abschied nehmen, Herr v. Menken?" sagte sie, „gerade jetzt, wo ich wieder anfange, lebendig zu werden, das ist nicht hübsch von Ihnen! Hoffentlich handelt es sich nur um eine kurze Reise, und mir wird bald die Freude zu Theil, Sie wiedersehen zu dürfen . . ."

„Ich gedenke zunächst nach Berlin zurückzukehren, mein gnädiges Fräulein, wo ich noch einige dringliche Geschäfte zu ordnen habe; wohin ich von dort aus den Wanderstab

setzen werde, weiß ich im Augenblick noch nicht, vielleicht nach Japan, vielleicht auch nach Indien, vielleicht nach dem nördlichen Amerika! Die Mannesjahre gehen auf die Neige bei mir, und da möchte ich denn den verbleibenden Rest noch benutzen, mir die Theile der Erde anzusehen, die mir bisher unbekannt geblieben sind."

Ein Ausdruck von Enttäuschung trat auf Lucia's Antlitz.

„O, Herr v. Menken," rief sie, „da haben wir freilich wenig Aussicht, Sie so bald wieder zu sehen! Und ich hatte mich aufrichtig gefreut, daß nun, da nach allen Seiten hin Klarheit geschafft worden ist, ein engerer und freundschaftlicherer Verkehr zwischen uns obwalten, daß es mir vergönnt sein würde, wieder gut zu machen, was ich aus bösem Irrthum, aus Mißtrauen und Vorurtheil gefehlt habe. Glauben Sie mir, Herr v. Menken, ich bereue tief, Sie so ganz verkannt zu haben, und ich bitte Sie aus vollem Herzen um Vergebung für Alles, womit ich Sie wissentlich und unwissentlich gekränkt und beleidigt habe."

Des Barons Augen öffneten sich weit, und ein erlösender Athemzug hob seine Brust.

„Sie wissen nicht, gnädiges Fräulein, wie mich Ihre Worte beglücken, wenn ich die ausgesprochene Bitte um Verzeihung auch zurückweisen muß. Sie haben mich nie gekränkt und nie beleidigt, weil ich nicht einen Augenblick vergessen habe, daß Ihr Herz keiner schlechten Regungen fähig sein kann. Sie waren aufrichtig zu mir und zeigten mir offen Ihre Verachtung, denn Sie hielten mich für

verachtenswerth — das schmerzte mich wohl, aber es beleidigte mich nicht. Doch die Vergangenheit ist vorüber, und das Gute des Menschenlebens — vielleicht das Beste — ist das Vergessenkönnen. Lassen wir das, was uns schmerzte, hinter uns und sprechen wir von der Zukunft."

Lucia streckte ihre Hand Menken herüber, und dieser küßte sie.

„Ich erröthe vor Ihrem Hochsinn und Ihrem Edelmuth, Herr Baron," erwiederte das Mädchen, „und das ist die geringste Strafe, die mich trifft. Seien Sie versichert, daß ich niemals, so lange ich lebe, vergessen werde, daß die unsichtbaren Hände, die mir Böses zuzufügen versuchten, von ebenfalls unsichtbarer Hand, die nur mein Bestes wollte, zurückgeschlagen worden sind. Die innigste Freundschaft soll ja die sein, die aus der Feindschaft erwächst, und ich glaube das. Bisher waren Sie mein Feind, so vermeinte ich — nun aber, Herr v. Menken, soll keine Macht der Erde mehr unsere Freundschaft trüben!"

Der Baron neigte den Kopf, er wollte die Thräne nicht sehen lassen, die ihm aus dem übervollen Herzen in's Auge gestiegen war.

„Und Cecco?" fragte Lucia weiter und wandte sich an ihren Bruder. „Willst Du uns auch verlassen?"

„Sei mir nicht böse, Lucia," warf der Campagnole erglühenden Antlitzes ein, „wenn ich der Aufforderung des Herrn Barons, ihn zu begleiten, Folge leiste. Ich thue dies willig und gern; bliebe ich in Deiner Nähe, so würde die Welt immer und immer wieder daran erinnert werden,

daß unsere Mutter eine arme verlassene Frau gewesen ist, und daß Dein Bruder sich einst durch niedrige Handarbeit sein Brod verdienen mußte. Das aber braucht der Welt nicht erst auf's Neue in das Gedächtniß zurückgerufen zu werden — sie ist schlecht genug, Dich diese Thatsachen fühlen zu lassen!"

„Cecco, Cecco!" rief Lucia aus, und ihr Auge feuchtete sich, „glaubst Du denn, ich würde mich jemals meiner Mutter und jemals Deiner schämen? Laß die Leute reden und sich erzählen, was und so viel sie wollen, ich kümmere mich nicht darum, denn ich habe den Werth ihres Urtheils nur zu oft schon richtig schätzen gelernt! Baron Menken sagte mit Recht, daß den Menschen allein das Vergessenkönnen aufrecht zu halten vermag — und was bindet Dich noch an die Vergangenheit? Du bist jung und trägst ein Herz in der Brust, das für alles Gute und Schöne leicht empfänglich ist, es wird Dir also nicht schwer fallen, Deine geistige Erziehung noch mehr zu erweitern, zu vervollständigen. Zudem, lieber Bruder — verzeihe, wenn ich auch diesen Punkt berühre — bist Du nicht mehr der arme Bursche von früher. Ich verachte den schnöden Mammon, der das Herz verhärtet und das Gemüth, auf's Tiefste; ich verkenne aber nicht den gewaltigen Einfluß, den er nach außen hin ausübt. Gottlob bin ich reich, Du brauchst mir also nicht zu danken, wenn ich Dir einen Theil meines Vermögens zur Verfügung stelle; wenn irgend Etwas, so ist in unserem, aller Ideale baren Zeitalter das Geld im Stande, die allgemeine Achtung zu erzwingen."

Francesco stürzte vor der Schwester nieder und bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen.

„Ich verstehe Dich wohl, Lucia," rief er bewegt, „und weiß, wie gut Du es mit mir meinst! Es wird mich aber dennoch nichts von meiner Ueberzeugung abbringen, daß ich nur eine Last für Dich bin und daß ich Deine gesellschaftliche Stellung schädige, wenn ich bei Dir bliebe. Herrn v. Menken habe ich es zu verdanken, daß ich einer zweifelhaften Existenz entrissen wurde, er will sich auch ferner meiner annehmen — laß mich bei ihm!"

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein," nahm der Baron noch einmal das Wort, „wenn auch ich mich in das Zwiegespräch mische. Ich habe Francesco kennen gelernt; er ist wie eine Haideblume, die nicht zwischen engen Mauern zu gedeihen vermag, die nur draußen im Freien sich entfalten kann. Ich habe Francesco aber auch lieben gelernt, und deshalb möchte ich ihn bei mir behalten. Er wird mich täglich und stündlich an Sie erinnern, und das wird ihn mir noch werther machen. Wie mein edler verstorbener Freund, Ihr Adoptivvater, Sie an Kindesstatt annahm, so will ich Francesco als meinen Sohn betrachten, und, Fräulein Lucia" — Menken lächelte — „verlassen Sie sich darauf, ich werde ihm der beste Vater sein. Aus diesem Grunde aber muß ich das Geldgeschenk, das Sie Francesco großherzig anboten, dankend zurückweisen — auch ich bin nicht arm, und Cecco wird mein Erbe sein."

Lucia war auf des Höchste ergriffen von dem Edelsinn Menken's. Ein seltsames Gefühl überkam sie, als sie des Barons Blick mit eigenthümlichem Ausdruck auf sich ge-

richtet sah; ihr war, als müsse sie selbst sich herabbeugen, um den Handkuß zu erwiedern, den er ihr vorher gegeben. Mit einem Schlage war Menken ein Anderer geworden in ihren Augen, sie begriff nicht, daß sie diesem Manne, dessen Worte und Thaten von einem seltenen Edelsinn durchweht waren, einst ein tiefgewurzeltes Mißtrauen hatte entgegentragen können. Sie hätte wohl gewünscht, die Unterhaltung mit ihm noch weiter ausdehnen zu dürfen, aber er drängte zum Aufbruch, da er den Abendzug von Nizza nach Paris benutzen wollte.

„Vergessen Sie den alten neuen Freund nicht ganz, Fräulein Lucia," sagte Menken und er behielt des Mädchens Hand in der seinen, bis er ausgesprochen hatte; „Sie stehen am Vorabende einer langen Reihe glücklicher Tage und man wird egoistisch im Glücke — so sagt die Welt ... Und nun noch Eins, Lux — gestatten Sie, daß ich Sie zum Abschiede so nenne, wie ich Sie gerufen habe, da Sie noch ein Kind waren — ich gehe von Ihnen in dem dankbaren Gefühl, daß Sie mich nun verstehen, daß alles Mißtrauen aus Ihnen verschwunden ist, daß Sie in mir wirklich nur den wohlmeinenden Freund sehen. Wird das immer so bleiben?"

„Immer, Herr v. Menken," entgegnete Lucia und erwiederte den Blick des Barons.

„So leben Sie wohl, Lux — Gott schütze Sie!"

Menken nahm den Kopf des jungen Mädchens in beide Hände und drückte einen Kuß auf die reine Kinderstirn. Lucia erröthete nicht — ihr war in diesem Augenblicke, als nehme ihr Vater Abschied von ihr. — — —

Der Kommerzienrath und Elimar Waldau, der noch acht Tage in San Remo bleiben wollte, um dann auch nach Berlin zurückzukehren, wohin ihn eine unangenehme Angelegenheit, die der Aufklärung bedurfte, rief, begleiteten die beiden Reisenden nach dem Bahnhofe. Unterwegs trafen sie auf den alten Diener der Frau v. Hilgersdorf, der einen Transport Kisten und Koffer begleitete.

„Nun, Kamisch," fragte der Rath, der bei dem Alten seiner splendiden Trinkgelder wegen gut im Gedächtnisse stand, „wohin die Reise?"

„Nach der Güterexpedition — zu dienen, Herr Rath," gab Kamisch zur Antwort, indem er respektvoll die betreßte Mütze zog. „Die Frau Generalin haben ihre Villa verkauft — zu dienen — und werden dieser Tage nach Wien abreisen, da muß ich das Gepäck voranschicken. Die Frau Generalin wollen nach Ungarn, in ihre Heimath — ich glaube, es sind auch schon Vorbereitungen getroffen worden, das Gut des Herrn Vaters der Frau Generalin zurückzukaufen; die Frau Generalin wollen wieder Grundbesitzerin werden — zu dienen, Herr Rath."

„Die schöne Ilona scheint uns aus dem Wege gehen zu wollen," lächelte Menken, „das ist ein gutes Zeichen und bestärkt mich in meinem Grundsatz, die Galanterie gegen Frauen nicht allzu weit auszudehnen. Die schöne Ilona ist eine wilde Katze, und ihr Entschluß, sich wieder in der Pußta zu vergraben, wird manches Männerherz retten. Sie ist nicht schlecht, diese Frau, aber sie war auf dem geradesten Wege, es zu werden!"

Der Abschied auf dem Bahnhofe ging schnell von Statten, da der Zug bereits vor dem Stationsgebäude hielt.

„Vergessen Sie nicht, mir in der Rahlow'schen Angelegenheit die Vollmacht Lucia's so bald wie möglich nachzusenden, lieber Rath," rief Menken noch aus dem Wagenfenster heraus; „ich glaube, Sie werden beruhigt mit ihr über die Sache sprechen können, ohne eine besondere Aufregung ihrerseits zu fürchten. Bringen Sie ihr noch einmal meine Grüße — auf Wiedersehen, Elimar!"

Aus dem Coupéfenster nickten noch einmal die Gesichter Menken's und Francesco's heraus, und dabei fiel Elimar auf, daß das Auge des Barons weder auf ihn, noch auf Dreyfuß gerichtet war, sondern nach der Gegend hinblickte, wo aus grünen Oliven die Villa des Rathes hervorschaute. Der Sonnenschein fiel hell auf ein glänzendes Erkerfenster, und hinter diesem Fenster wohnte Lucia . . .

Im nächsten Moment war der Zug hinter der sich bis zum Meere vorschiebenden Bergkette verschwunden.

Der Rath legte seinen Arm um die Schultern Elimar's.

„Was haben Sie heut' Abend vor, Waldau?" fragte er.

„Niente — nichts, gar nichts!"

„So kommen Sie mit mir und helfen Sie ein wenig meine Damen unterhalten, die vor Langeweile nicht wissen, was sie anfangen sollen. Wir setzen uns in den Garten und plaudern ein wenig — der Nachmittag ist himmlisch und muß benutzt werden; bei uns im Norden wird man wohl schon Schlitten fahren können!"

Waldau war einverstanden. Als er mit Dreyfuß den breiten Sandweg, der zur Villa führte, betrat, sah er schon von Weitem die Damen auf der Veranda beim Kaffee sitzen. Die letzten Tage waren rauher gewesen — man stand im November — heute aber war es so warm und dabei so würzig in der Luft, daß man sich in den Frühling zurückversetzt glauben konnte.

Die Unterhaltung war ziemlich rege, nur Lucia betheiligte sich wenig daran, so daß Frau v. Sporken schließlich ängstlich fragte, ob sie sich nicht ganz wohl fühle.

„O doch — durchaus, Tantchen,“ lächelte das Mädchen zurück; „nur finde ich, daß es trotz des Sonnenscheins nicht allzu warm ist. Vielleicht hilft ein Spaziergang — wer begleitet mich?“

Elimar sprang dienstfertig auf.

„Wenn Sie meine Begleitung anzunehmen geneigt sind, bin ich bereit,“ entgegnete er mit leichter Verbeugung; dann reichte er Lucia ein Tuch, das diese über die Schulter warf, und die Beiden stiegen die Steinstufen hinab.

Zufrieden lächelnd schaute ihnen der Rath nach und begann sodann schleunigst ein Gespräch über die Immoralität der Spielhölle von Monaco, das die Aufmerksamkeit der Uebrigen von den Promenirenden abzog.

Die Beiden schritten neben einander die Olivenallee hinab.

„Lassen Sie uns zum Strande gehen,“ sagte Lucia, „ich habe so lange nicht den Athem des Meeres und seinen Gischtgruß gespürt, daß ich ordentlich Sehnsucht danach empfinde.“

„Leider pflegt sich nur in die Strandpoesie gewöhnlich ein recht unangenehmes Stück Prosa zu mischen," gab Elimar zurück. „Man erkältet sich leicht auf der Düne — und Sie, gnädiges Fräulein, scheinen mir heute besonders dafür disponirt zu sein."

„Nicht mehr wie sonst, ich gebrauchte eine kleine Nothlüge, um die Veranda verlassen zu können; es war mir unmöglich, noch länger dem gut gemeinten Geplauder zuzuhören."

„Sie sind noch immer nervös, gnädiges Fräulein, ein Zeichen, daß die böse Krankheit doch nicht ganz folgenlos geblieben ist, und daß Sie jedenfalls vorsichtig sein müssen."

Lucia schüttelte den Kopf.

„Ich bin wieder völlig gesund, gesunder als vordem, da nun der Bann der Ungewißheit von mir genommen ist. Aber ich gestehe, daß der Abschied von meinem Bruder und auch — warum soll ich's verschweigen — von Herrn v. Menken mich etwas erregt hat."

Elimar schaute das Mädchen von der Seite an; ein Gefühl wie das der Eifersucht krampfte sein Herz zusammen, aber er lächelte über dies thörichte Empfinden, das unwillkürlich kam.

„Ich begreife das vollkommen," entgegnete er; „Menken war Ihnen bisher nichts weniger als sympathisch, und der plötzliche Umschlag in der Erkenntniß konnte wohl aufregend wirken. Mir ist es übrigens seiner Zeit ebenso ergangen."

„Also Ihnen auch?" rief Lucia, fast erfreut darüber,

daß sie nicht die Einzige gewesen war, die das echte Gold für falsches gehalten hatte. „Soweit ich mich entsinne, waren Sie und der Baron aber immer die besten Freunde, nannte man Sie Beide nicht die ‚Unzertrennlichen' in der Berliner Gesellschaft?"

„Pringsberg, der Assessor, der sich, wie man mir kürzlich schrieb, mit einer Geheimrathstochter verlobt hat, also scheinbar solide werden will, hatte den geistreichen Scherz erfunden. Und in der That, man konnte uns für unzertrennlich halten, nur ging der freundschaftliche Impuls nicht von meiner Seite aus, sondern von der Seite Menken's. Er hatte sich meiner, seitdem ich durch den Verkauf der ‚Vestalin' mit ihm bekannt geworden war, in wahrhaft brüderlicher Weise angenommen — und doch hielt ich anfänglich all' seine Liebenswürdigkeiten, sein Wohlwollen und sein Entgegenkommen für nicht echt, ich suchte selbstsüchtige Motive darin. Ich habe mich getäuscht und habe das Menken offen gestanden."

„Und woran erkannten Sie Ihren Irrthum?"

„An der Selbstlosigkeit, mit der Menken gegen die finsteren Mächte ankämpfte, die Sie, gnädiges Fräulein, in das Unglück stoßen wollten."

„Aber das war doch noch kein Beweis dafür, daß des Barons Freundschaft zu Ihnen gleichfalls eine wahrhaftige war?"

„Allerdings, Fräulein Lucia. Menken kannte" — Elimar zögerte ein wenig und eine helle Röthe trat auf seine Wangen — „er kannte meine — Verehrung für Sie; wenn er aber Ihnen wohl wollte, so that er damit auch

mir Gutes, und wenn er Ihr Freund war, so war er auch der meine."

Nun war die Reihe des Erröthens an Lucia.

„Sie sind ein Rabulist, Herr Waldau," erwiederte sie, und ein Lächeln spielte um ihren Mund ... „Ah, sehen Sie, hier ist es reizend, hier wollen wir einige Minuten verweilen!"

Die Beiden hatten den an dieser Stelle wild zerklüfteten Strand erreicht. In phantastischen Formen schoben sich einzelne Felsmassen weit in das Meer vor, versanken dann unter den sie übersprudelnden Wellen und tauchten erst wieder in einer Entfernung von einigen zwanzig Schritten wie dunkelgraue ungeheuerliche Seethiere aus dem Wasser empor. Zwischen dem noch auf dem Lande liegenden Gestein wucherte allerhand Schilf, Röhricht, Kletterkraut und grünes Moos. Auf dem höchsten der Felsen sah man noch die Reste einer längstverfallenen Mauer, das letzte Ueberbleibsel eines Thurmes, der hier vor hunderten von Jahren als Schutz gegen die räuberischen Sarazenen Chaireddin des Rothbarts erbaut worden war.

Einer der Steine war in seiner Mitte vom Wellenschlage während der Fluthzeit ausgehöhlt worden, so daß er fast wie ein Sessel aussah. Auf ihn ließ sich Lucia nieder. Die Wogen warfen ihren weißen Schaum bis dicht vor die zierlichen Füße, und hin und wieder prallte ein glatter, glänzender Kiesel, mit dem die Wasser gespielt hatten, unter leisem Klingen von dem improvisirten Sessel ab.

Lucia schlug mit der Spitze ihres Sonnenschirms die

kleinen Steinchen durcheinander, die dicht vor ihr lagen. Dann hob sie plötzlich den Kopf zu Elimar empor.

„Sie werden Freund Menken bald nachfolgen?“ fragte sie; „irr' ich mich nicht, sprach der Rath davon, daß Sie unaufschiebbare Geschäfte nach Berlin zurückriefen.“

„Leider,“ entgegnete Waldau. „Ich selbst bin nicht für die Intrigue geschaffen, wo aber eine solche an mich herantritt, muß ich sie abwehren.“

„Hat man Ihre Abwesenheit benutzt, Sie zu schädigen?“

„Man will es. Meine Prämie für die ‚Kerkerwonne‘ ist angefochten worden. Da die Jury einem von einigen Neidischen unterzeichneten Protest nicht Folge gegeben, hat man zu stärkeren Mitteln gegriffen. Eine anonyme Denunziation behauptet, mein Bild sei nichts als die Kopie eines Gemäldes, das vor zwanzig Jahren von einem ungarischen Maler unbekannten Namens angefertigt worden sei.“

„Pfui, wie schändlich!“ rief Lucia entrüstet aus; „natürlich wird es Ihnen leicht werden, diese Bosheit zu vernichten?“

„Ich hoffe es, immerhin aber liegt auch die Möglichkeit des Gegentheils nahe. Mit der Denunziation wurde der Jury nämlich zugleich dieses Bild des Ungarn eingesandt, das, wie mir ein Freund schrieb, dem meinigen allerdings auf das Haar gleichen soll. Da ich es für unmöglich halte, daß zwei Maler dasselbe Motiv in gleicher Ausführung behandeln können, ohne von einander zu wissen, so muß ein schlau erdachter Betrug zu Grunde liegen. Ich will infolge dessen selbst nach Berlin, habe auch Menken gebeten, sich in dieser Sache bereits vor meinem Eintreffen umzuschauen.“

„Und haben Sie gar keine Ahnung, wer der Urheber dieser bodenlosen Infamie sein kann?"

„Mein Gewährsmann behauptet, Blänkner stecke hinter derselben."

„Blänkner? Der ‚stille Eugen'? Wahrhaftig, der wäre der Letzte gewesen, dem ich solches Freundschaftsstück zugetraut hätte!"

Elimar zuckte die Achseln.

„Blänkner ist der Anführer jener Malerclique, deren ganze Leistungsfähigkeit in der Reklame liegt. Sie stehen meist in intimer Verbindung mit einer gewissen Sorte von Journalisten, die Hand in Hand mit ihnen arbeiten, und es ist bedauerlich genug, daß die Resultate, die sie zu verzeichnen haben, meist nicht ganz unbedeutende sind. Sie sehen das Beispiel an mir. Kurz nach meiner Prämiirung verfaßte Doktor Rahlow, mein persönlicher Feind, einen langen Schmähartikel auf die Jury und auf mein Bild, die Folge war der Protest, von dem ich Ihnen vorher erzählte. Jetzt wird ein zweiter, noch skandalöserer Aufsatz gegen mich veröffentlicht, in dem ich ohne jede nähere Untersuchung, ob jene Denunziation wahr und das miteingesandte Gemälde nicht eine Fälschung ist, schlankweg, wenn auch in vorsichtigen Ausdrücken, als Plagiator hingestellt werde. Die große Menge schwört auf ihre Zeitung, und wenn ich mich auch zehnmal von der gegen mich erhobenen Beschuldigung reinwasche, was ich trotz des Raffinements der Intrigue zu können hoffe, so bleibt in den Augen Vieler doch ein Makel auf mir haften."

Lucia hatte mit funkelndem Auge zugehört, sie war

empört über diesen brutalen Versuch, die Künstlerehre Waldau's zu zerstören.

„Wenn Sie vor aller Welt gerechtfertigt dastehen," rief sie, „dürfte es Ihnen wohl leicht werden, sich über das Urtheil Einzelner, die von ihrem eigenen Charakter auf den Anderer schließen, hinwegzusetzen!"

„Ich würde das thun — gewiß! Vorläufig ist es aber immer noch fraglich, ob ich in der Intrigue Sieger bleibe, ob die ganze Betrügerei nicht so fein eingefädelt worden ist, daß auch die Jury sich gegen mich erklärt, und schließlich auch das Gericht. In diesem Falle kann ich auch noch in die unangenehme Lage kommen, dem augenblicklichen Besitzer der ‚Kerkerwonne' den Kaufpreis zurückzahlen zu müssen, denn es ist zu bezweifeln, ob der Betreffende sich mit einem — ‚Plagiat' einverstanden erklären wird."

Lucia sah zu Elimar auf — sie lächelte.

„Ihr Gemälde befindet sich in Händen, die es sicher nicht mehr herausgeben werden," entgegnete sie — aber sie erschrack selbst über die unüberlegt gesprochenen Worte.

Waldau zuckte zusammen; er schaute mit großen, erstaunten Augen das Mädchen an, dann flog ein leises Zittern durch seine Gestalt, und sein Antlitz begann sich purpurn zu färben.

„Fräulein Lucia! — wie soll ich Sie verstehen? — Mein Gott, hat die Ahnung Recht, die mich plötzlich erfüllt — haben Sie selbst — ?"

Elimar sprach nicht aus, sein Blick hing unverwandt an Lucia, die verwirrt und beschämt den Kopf auf die Brust geneigt hatte und deren Händen der Sonnenschirm

entfallen war. Sie bereute, so unvorsichtig gewesen zu sein, ihren Gedanken Worte gegeben zu haben — was mußte Elimar glauben!

Plötzlich fühlte sie seinen Athem dicht über ihrer Stirne — er kniete vor ihr. Seine Hände nahmen die ihren und preßten sie heiß und fest, und sein leuchtender Blick suchte ihr Auge.

„Lucia! Lucia! Zum zweiten Male werbe ich um Sie, aber ich bin nicht derselbe, der am Fuße des Selisberges um ihre Liebe rang. Ich habe die Worte, die Sie mir damals zuriefen, nicht vergessen, und habe mir Ihre Mahnungen zu Herzen genommen; ich habe mich bemüht, meine Fehler abzulegen, so gut ich es vermochte, habe mich bemüht, ein Mann zu werden! Mein Streben war ernst und wahrhaftig, denn mir galt's ja, meine Liebe zu erkämpfen; und habe ich auch nicht Alles erreicht, was ich mir zum Ziele gesetzt, so ist gottlob das Leben ja noch lang, das ich vor mir habe! Aber ich schwöre Ihnen, daß ich das ‚werde ein Mann!‘ nie aus dem Gedächtnisse verlieren will, es soll fürderhin und für alle Zeit die Richtschnur meines Lebens sein! .. Zum zweiten Male werbe ich um Sie, Lucia, werden Sie mich zum zweiten Male abweisen? Es kann nicht sein, denn es würde mich tödten, es kann nicht sein, denn dann müßte mein Herz lügen! Mein Herz sagt mir aber, daß Sie meine Neigung erwiedern — ist es so, Lucia? Antworten Sie mir zum zweiten Male: Ja oder — nein?“

Ein leises Schluchzen erstickte ihre Stimme, aber deutlich, ganz deutlich hörte Elimar das beseligende:

„Ja!“

Er sprang auf und zog Lucia mit empor, und dann nahm er sie an seine Brust und küßte den süßen Mund und die thränenfeuchten Augen.

Und wie im Frühling auf dem Wege vom Rütli durch jedes Waldesrauschen ihm ein jubelndes „liebe sie!“ entgegengeklungen war, so flüsterten jetzt die Wellen und so tönte es durch das Herbstwehen doppelt jubelnd: „Liebe sie!“

Die Herrschaften auf der Veranda des Landhauses sollten an diesem Abend aus den Ueberraschungen nicht herauskommen. Unmittelbar nach Beendigung der Entrüstungsrede des Rathes über den demoralisirenden Einfluß der Spielhölle auf dem Monte Carlo ließ sich plötzlich von der Parkthüre her eine kräftige Männerstimme vernehmen, die einen schmetternden Jodler ausstieß.

Frau Aenny stieß einen leisen Schrei aus, schon im nächsten Augenblick aber eilte sie beflügelten Fußes die Treppe hinab.

Hinter den Oliven trat ein Mann hervor — im Reiseanzuge, mit sonnenverbranntem Gesicht — und öffnete die Arme, um die ihm Entgegeneilende an sich zu pressen.

„Hans!“ jauchzte Aenny, und dann schwieg sie wieder, weil ein schnurrbärtiger Mund den ihren verschloß.

Hans Döring hatte einige Tage Urlaub erhalten und es nicht erst für nöthig befunden, seinem Frauchen mitzutheilen, daß er dieselben dazu benutzen wolle, sie in ihrem „Schloß am Meere“, wie er die Villa nannte, aufzusuchen.

Aenny's Glück über die unerwartete Ankunft ihres Gatten war natürlich groß. Sie hing an seinem Arm, stellte wie gewöhnlich zwanzig Fragen auf einmal, aber wartete die Beantwortung keiner einzigen ab, erzählte selbst in einem Athemzuge von Hunderterlei und gab dazwischen dem Gemahl hin und wieder einen herzhaften Kuß, so daß dieser in der That kaum zu Athem kam.

Als die Begrüßung mit den übrigen nicht minder überraschten Insassen der Villa vorüber, war Döring's erste Frage, nachdem er sich im Kreise umgeschaut, jene: „Und wo ist Fräulein v. Hackert?"

„Dort kommt Lucia mit — "

Frau Aenny rief es, doch der Beschluß des Satzes blieb ihr vor grenzenlosem Erstaunen im Munde stecken. Auf dem Kieswege vor der Veranda erschienen zwar Lucia und Elimar, aber nicht, wie sie gegangen waren, hübsch sittsam nebeneinander, sondern Arm in Arm, so zwar, daß der dunkle Kopf des jungen Mädchens an der Schulter des Malers lehnte. Und schon von Weitem rief Elimar, ohne Döring zu bemerken, herüber:

„Als Verlobte empfehlen sich: Lucia Hackert und Elimar Waldau!"

Der Rath war der Erste, der seine Freude in den dröhnenden Lieblingsausruf kleidete: „Unglaublich!" —

28. Die letzte Gefälligkeit des Herrn v. Menken.

Der erste Gang des Barons v. Menken, als er wieder in Berlin eingetroffen, war auf die Redaktion der Zeitung, bei welcher Rahlow angestellt war. Der im Vorzimmer

der Redaktionsräume umherlungernde Bureaudiener, den Menken nach Rahlow befragte, gab zur Antwort, der „Herr Doktor" sei im Augenblick nicht zu sprechen, da der „Herr Doktor" mit dringlichen Artikeln überaus stark „in Anspruch genommen sei".

Menken zog seine Brieftasche hervor und übergab dem Diener seine Visitenkarte.

„Ueberbringen Sie Herrn Rahlow diese Karte und sagen Sie ihm, die Angelegenheit, in welcher ich ihn sprechen möchte, sei ebenso ‚dringlich' wie seine Artikel."

Der Diener zögerte noch einen Moment, dann aber warf er einen fast scheuen Seitenblick auf die große, elegante Figur des vor ihm Stehenden und verschwand rasch hinter der Thüre.

Der Baron schritt ungeduldig in dem Zimmer auf und ab. Der Diener ließ lange — volle zehn Minuten, wie Menken sich nach der Uhr überzeugte — auf seine Rückkehr warten, und als er endlich eintrat, war sein Gesichtsausdruck ein auffallend gedrückter.

„Der Herr Doktor lassen tausendmal um Entschuldigung bitten," stammelte er, „es ist ihm aber wirklich ganz unmöglich, im Moment abzukommen."

Menken stampfte mit dem Fuße auf.

„Ich konnte es mir denken," murmelte er mit gerunzelter Stirne, und laut fügte er hinzu: „So führen Sie mich zu Herrn Bergheim, dem Eigenthümer der Zeitung."

Der Zufall wollte, daß dieser soeben das Zimmer betrat. Er verbeugte sich leicht und fragte dabei in ziemlich herablassendem Tone:

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

„Zunächst damit," entgegnete der Baron kalt, „daß Sie mir den Verfasser des unverschämten Artikels: ‚Aus der Gesellschaft', in Numero 415 Ihres Blattes namhaft machen."

Bergheim machte eine höchst indignirte Miene.

„Mein Herr, was denken Sie eigentlich, was fällt Ihnen ein? Wie können Sie sagen, daß meine Zeitung unverschämte Artikel bringt? Unverschämt ist überdies ein völlig unparlamentarischer Ausdruck, wegen dessen ich Sie zur Rechenschaft ziehen könnte . . ."

„Ach bitte, mein verehrter Herr," fiel der Baron mit unmerklichem Zucken der Oberlippe ein, „thun Sie dies, Sie kommen mir damit in erfreulicher Weise entgegen! Ich selbst hatte nämlich die Absicht, Sie sowohl als Verleger, wie auch den verantwortlich zeichnenden Redakteur und endlich den Verfasser des bubenhaften Artikels vor meine Pistole zu fordern. Ich heiße Baron Menken und stehe im Auftrage der in Ihrer Zeitung beschimpften und angegriffenen Persönlichkeiten vor Ihnen. Wenn es Ihnen recht ist, sende ich Ihnen und dem Redakteur im Laufe der nächsten zwei Stunden meinen Sekundanten; natürlich ist Ihnen die Wahl der Waffen und Zeit und Ort des Rendez-vous überlassen. Es erübrigt dann nur noch, daß Sie die Güte haben, mir den Verfasser des fraglichen und fragwürdigen Aufsatzes zu nennen."

Bergheim wurde durch die Worte Menken's nicht im Geringsten eingeschüchtert. Er verbeugte sich abermals und sagte dann in liebenswürdigem Tone:

„Wollen Sie so freundlich sein, Herr Baron, mich in mein Arbeitszimmer zu begleiten, wir können dort ungestörter mit einander verhandeln.“

Das Privatkabinet des Zeitungsbesitzers lag eine Treppe tiefer als die Redaktion und war mit allem Comfort eingerichtet.

„Nehmen Sie Platz, Herr Baron, wenn ich bitten darf,“ sagte Herr Bergheim und ließ sich auf seinem Sessel nieder. „Also Sie wollen sich schießen mit mir, mit meinem Redakteur und mit dem Autor jenes Artikels, durch den Sie sich im Namen Ihrer Freunde beleidigt fühlen? Das können Sie bequemer haben. Ich bin gern bereit, Ihnen den Verfasser namhaft zu machen; wenden Sie sich direkt an ihn, dann ersparen Sie sich Weitläufigkeiten und unnöthiges Pulver.“

So ernst dem Baron im Augenblick zu Muthe war, er mußte lächeln über den praktischen Sinn des Mannes.

„Wer ist der Verfasser?“ fragte er.

Herr Bergheim schlug ein großes Buch auf und blätterte darin.

„Numero 415 vom 6. November — ‚Aus der Gesellschaft‘,“ sprach er vor sich hin, „siebenzig Zeilen, à dreißig Pfennige, gleich einundzwanzig Mark, gezahlt am 8. November, quittirt von Hasdrubal Rahlow — da haben wir's ja, Rahlow ist der Autor!“

Herr Bergheim erhob sich und drückte auf den Knopf des elektrischen Klingelzuges neben der Thüre.

„Rahlow soll zu mir kommen!“ rief er dem eintretenden Diener entgegen, dann wandte er sich wieder an Men=

ken: „Sie können sofort mit ihm verhandeln, Herr Baron; schonen Sie ihn nicht, wenn er wirklich die Unwahrheit berichtet hat, auch ich werde dann nicht verfehlen, ihm einen gehörigen Denkzettel zu geben. Solche Leute könnte ich gerade brauchen! Die Wahrheit — die Wahrheit geht mir über Alles, durch sie ist meine Zeitung groß geworden!"

Menken nickte; er wußte, daß das Blatt des wackeren Herrn gerade dem Gegentheil seine Erfolge zu verdanken hatte.

Rahlow erschrak, als er den Baron neben seinem Brodherrn sitzen sah. Ihm ahnte Unheil, Herr Bergheim war ein Tyrann in seinem kleinen Reiche, der unbarmherzig Alles mit dem Fuße von sich stieß, was ihm nicht paßte.

„Der Herr Baron v. Menken möchte mit Ihnen sprechen," sagte der Verleger kurzen Tones zu Rahlow, der sich unterwürfig verneigte.

Menken erhob sich.

„Sie sind der Schreiber des Artikels ‚Aus der Gesellschaft' in Numero 415 des ‚Neuigkeitsblattes'?"

„Allerdings," entgegnete Rahlow, seine Frechheit begann zurückzukehren.

„Die Behauptungen, die Sie in jener Notiz in Bezug auf den Diebstahl bei dem verstorbenen Obersten v. Hackert aufstellen, und die Folgerungen, die Sie an denselben knüpfen, sind aber erlogen, wissen Sie das?"

„Ich weiß es nicht, glaube es auch nicht! Alle meine Mittheilungen beziehe ich aus erster Quelle, sie sind durchaus authentisch."

„Bleiben Sie auch bei dieser Behauptung, wenn ich Ihnen mittheile, daß die Quellen, welche Ihnen das Material zu der Affaire Hackert geliefert haben, von mir entdeckt und verschüttet worden sind? Signor Cadama wurde vor vierzehn Tagen in San Remo wegen Betrugs und Fälschung verhaftet; er entsprang und wurde in Monaco infolge eines Streites mit einem seiner Freunde erschossen. Das war Ihre erste Quelle. Herr v. Hackert-Selchern, der Neffe des Obersten, sollte gleichfalls wegen Mitthäterschaft an den Betrügereien Cadama's festgenommen werden, doch es gelang ihm, zu entkommen, die Spuren seiner Flucht weisen nach Amerika. Das war ihre zweite Quelle."

Rahlow's übernächtiges Gesicht färbte sich noch bleicher.

„Das klingt recht interessant, was Sie mir da erzählen," meinte er, „Sie können mich aber kaum dazu zwingen, Ihnen Glauben zu schenken."

Menken's Rechte erbebte; ihm war, als müsse er die Hand erheben, um diesen Elenden persönlich zu züchtigen, und nur mit Mühe beherrschte er sich. Er sagte sich, daß jede Heftigkeit diesem Manne gegenüber einen Verlust an der eigenen Vornehmheit mit sich bringe.

„So bleibt mir nichts übrig," fuhr er gelassen fort, „als Ihnen von gerichtlicher Seite den Glauben für meine Mittheilungen beibringen zu lassen. Da ich genügend mit Vollmachten ausgestattet bin, so werde ich ungesäumt die Klage gegen Sie einleiten."

„Pardon, Herr Baron," fiel der Verleger, der bisher der Unterhandlung von seinem Sitze aus stillschweigend

gefolgt war, ein, „vielleicht läßt sich die Sache doch noch auf friedlicherem Wege arrangiren. Ich scheue den Gerichtsgang nicht, denn er ist, wie auch die Entscheidung ausfallen möge, schließlich doch immer nur eine Reklame für uns, in diesem Falle aber liegt mir nichts daran, die Affaire unnöthig auf die Spitze zu treiben. Der Grund ist einfach der, daß ich Ihnen, Herr Baron, mehr glaube, als Rahlow, der mich schon mehrfach durch die von ihm betriebene ‚Entenzucht‘ verstimmt gemacht hat. Nebenbei bin ich gar nicht dafür, gerade bei der gegenwärtigen politischen Strömung die Gesellschaft noch durch Privatskandale zu verbittern, es paßt mir nicht, ich bin kein Freund von Parforceritten ... können Sie mir, Herr Baron, auf Ihr Ehrenwort versichern, daß die in dem beregten Artikel angeführten Thatsachen der Wahrheit nicht entsprechen?"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß sie vom Anfang bis zum Ende erfunden und erlogen sind."

„Verbindlichsten Dank!" Herr Bergheim neigte den Kopf höflich zu Menken hinüber, um dann Rahlow mit scharfem Blicke zu mustern. „Und können Sie mir, Rahlow," fuhr er fort, „Ihr Ehrenwort für das Gegentheil geben?"

Der Gefragte zögerte.

„Ich will Ihnen auf Verlangen den Brief des Studenten v. Hackert vorlegen," begann er schließlich; „der Student ist der Neffe des Obersten, und ihm verdanke ich die wiedergegebenen Thatsachen. Sie werden mir zugeben, Herr Bergheim, daß ich einer Persönlichkeit, die mitten in

den Ereignissen steht, welche ich der Oeffentlichkeit zu übergeben für meine Pflicht hielt, unmöglich mißtrauen konnte…"

„Gar nichts gebe ich zu!" schrie plötzlich Herr Bergheim mit einer Stimme, die man dem Manne kaum zugetraut hätte. „So lange Sie bei mir sind, haben Sie mir nichts wie Ungelegenheiten bereitet, Sie haben mir bereits die Polizei auf den Hals gehetzt mit Ihrer mysteriösen Diebstahlsgeschichte, und werden es schließlich dahin bringen, daß ich an Abonnenten verliere. Ich danke für eine derartige Mitarbeiterschaft! Gehen Sie zum Kassirer und lassen Sie sich Gehalt und Honorar pro November auszahlen — Sie sind entlassen!"

„Herr Bergheim!" rief Rahlow, zu Tode erschrocken, mit so kläglicher Stimme aus, daß selbst in Menken sich ein Funke von Mitleid für den jämmerlichen Gesellen zu regen begann. Aber Herr Bergheim kannte kein Mitleid.

„Nun?" fragte er drohend und seine hellgrünen kleinen Augen bohrten sich förmlich in den wie zerschmettert vor ihm Stehenden ein, „was gibt's noch? Was soll's? Nach unserem Kontrakt kann ich Ihnen wöchentlich kündigen, es ist also nur eine besondere Gnade von mir, wenn ich Ihnen den Gehalt für den ganzen Monat bewillige."

„Erlauben Sie, Herr Bergheim," fiel Menken, den die Art und Weise dieses kleinen Despoten trotz der moralischen Verkommenheit des Opfers desselben empörte, ziemlich schroff ein, „erlauben Sie, daß ich auch noch ein Wort mitspreche. Die Entlassung des Herrn Rahlow nützt *mir*, der ich im Grunde genommen doch die Veranlassung zu der kleinen Scene gegeben habe, gar nichts. Wenn das

eine Genugthuung für mich sein soll, so ist sie durchaus verfehlt. Ich verlange mit Entschiedenheit eine Richtigstellung des beleidigenden Artikels nach meinem Diktat."

Herr Bergheim hob entsetzt die Hände.

„Um Gottes willen, nur nicht wieder ein Dementi! Wir haben in derselben Sache schon einmal eine Abwehr gebracht und können uns nicht zum zweiten Male blamiren!"

„Dann bedaure ich, von meiner Klage nicht absehen zu können."

Herr Bergheim sprang erregt von seinem Stuhle auf.

„Aber, mein bester Herr Baron," rief er und schlug die Hände zusammen, „es steht Ihnen ja auch ganz frei, Rahlow zu verklagen! Er ist der alleinige Urheber des — wie ich Ihnen gern bestätige — skandalösen Artikels und mag die Folgen tragen!"

„Ueberlegen Sie sich aber, bitte, daß diese Folgen Sie insofern mittreffen müssen, als ich, falls Sie es mir gutwillig verweigern, gerichtlich auf ein Dementi dringen werde. Das ist die Hauptsühne, die ich zu fordern gezwungen bin."

Herr Bergheim marschirte unruhig im Zimmer auf und ab, nahm eine Prise aus seiner schwergoldenen Tabatière und blieb schließlich vor Menken stehen.

„Ich will die unangenehme Geschichte aus der Welt haben," sagte er, „und nur deshalb gehe ich auf Ihr Verlangen ein. Setzen Sie sich an den Schreibtisch, Rahlow — bitte, diktiren Sie, Herr Baron!"

Rahlow schöpfte wieder Hoffnung; er flog fast zum Sessel und nahm eilfertig Papier und Feder vor.

„Berichtigung," begann der Baron klingenden Tones

und mit langsamer Stimme. „In Beziehung auf unseren, unter dem Stichworte ‚Aus der Gesellschaft‘ in Nr. 415 erschienenen Artikel sehen wir uns zu unserem größten Bedauern veranlaßt —“

„Unserem großen Bedauern sagt auch wohl genug,“ warf Herr Bergheim ein.

„Zu unserem größten Bedauern veranlaßt,“ fuhr Menken gelassen fort, „zu konstatiren, daß die daselbst erzählten Thatsachen durchweg auf Unwahrheit beruhen —“

„Auf Mißverständnissen, das klingt besser,“ meinte Herr Bergheim.

„Nein, auf Unwahrheit, so wie es in Wirklichkeit der Fall ist. Also weiter! Wir dementiren das in Nr. 415 Gesagte hiemit ausdrücklich und geben zu, daß wir in peinlichster Weise mystifizirt worden sind.“

„In peinlichster Weise?“ fragte Herr Bergheim. „Aber ich bitte Sie, das können wir doch fortlassen!“

„Die Kombinationen, die der phantasiebegabte Reporter an den beim Obersten v. H. seiner Zeit begangenen Diebstahl knüpft,“ diktirte Menken ruhig weiter, ohne sich durch die Unterbrechungen Bergheim's stören zu lassen, „entbehren jeglicher Begründung —“

„Aber, Herr Baron, das ist ja ein Schnitt in das eigene Fleisch!“

„— und somit zerfällt die ganze, nicht übel erfundene Geschichte in nichts.“

Herr Bergheim rang die Hände.

„Mit diesem Dementi fertigen wir unser Todesurtheil aus!“ rief er und sprang wie ein hungriger Löwe im Zim-

mer hin und her. „Unsere Abonnenten schnappen ab, alle Welt verlacht uns, die Mitarbeiter sagen adieu, die Parlamentarier unserer Partei wählen sich ein anderes Organ, Konkurrenzblätter werden gegründet und prosperiren, während wir sinken!"

Menken griff nach seinem Hut.

„Morgen früh hoffe ich die diktirte Berichtigung an der Spitze des Lokaltheils zu finden," sagte er kühl. „Sollte ich mich täuschen, wird mein Rechtsanwalt sofort die weiteren Schritte thun. Ich empfehle mich."

Als der Baron die Thüre des Kabinets hinter sich schloß, hörte er noch, wie Herr Bergheim sich gleich einem Tiger auf Rahlow stürzte und ihn mit grimmigen Vorwürfen überschüttete.

Menken warf sich in seinen Wagen und befahl Janisch, nach Hause zu fahren. An der Ecke der Kochstraße hörte er seinen Namen rufen und sah von dem gegenüberliegenden Trottoir den Assessor Pringsberg eiligst auf sich zukommen. Menken ließ halten, so wenig angenehm ihm im Grunde die erneute Bekanntschaft mit dem geschwätzigen Juristen war.

„Mein lieber Baron," — Pringsberg stürzte Menken beinahe um den Hals, so enthusiasmirt that er — „wie freue ich mich, Sie wiederzusehen! Ich glaubte Sie noch im Süden unter Lorbeeren und Myrten, hatte ja keine Ahnung, daß Sie schon wieder in Berlin, hätte Ihnen sonst längst meinen Antrittsbesuch gemacht! — Was sagen Sie zu meiner Verlobung — schneidiger Streich das, nicht wahr? Der beste, den ich je unternehmen konnte! Ende

Dezember, gleich nach Weihnachten, ist Hochzeit, Sie kommen doch auch? Nur keine Absage, nur keine Ausrede, lieber Baron, die nehmen wir nicht an! Meine Braut ist ein süßes Geschöpf, und, unter uns, Baron, der Alte hat Mammon, heillosen Mammon! Der größte Strick hat's größte Glück, meinte Wedell, als er von meiner Verlobung erfuhr, und ich gebe ihm gar nicht so Unrecht. Aber nun will ich vernünftig werden — ich habe mir's fest vorgenommen, habe mir auch schon ein Ausgabebuch angelegt — für die Einnahmen brauche ich keines! ... Na, und wie geht's denn den Bekannten in der Fremde? Hören Sie, so etwas von Klatscherei, wie jetzt hier in Berlin, ist noch gar nicht dagewesen. Erstens 'mal die Geschichte mit den Erben des verstorbenen Hackert, die in der Zeitung stand, und dann die Sache mit Waldau. Hören Sie, Baron, die Sache mit Waldau ist doch geradezu monströs! Sie kennen sie doch — nun natürlich, wer wird sie denn nicht kennen! Entre nous, lieber Menken, ich glaube, der ganze Skandal läuft auf eine Intrigue hinaus, die Blänkner und Rahlow angezettelt haben. Den Blänkner trieb der Neid, und Rahlow die Rachsucht — denken Sie 'mal zurück an die Ohrfeige, welche Elimar dem Letzteren gegeben hat! Nun, ich will nichts gesagt haben, aber wenn Waldau die Prämie wieder genommen wird, dann sage ich doch etwas, passen Sie 'mal auf ... Sie haben wohl Eile, Baron, da will ich Sie nicht weiter aufhalten. Adieu, adieu, ich besuche Sie dieser Tage!"

„Um Himmels willen!" dachte Menken bei dieser tröstlichen Zusicherung und legte sich in die Wagenpolster zurück.

„Dieser Mensch besitzt ja eine schreckliche Zungenfertigkeit, ich bin gar nicht zu Worte gekommen ... Uebrigens hat er mich auf einen Gedanken gebracht; er mag Recht haben, wenn er meint, daß Rahlow auch an der Intrigue gegen Elimar betheiligt ist, ich möchte mir diesen Menschen doch noch einmal in's Gebet nehmen, vielleicht leitet er mich auf eine sichere Spur, und mit einem Tausendmarkschein vermag man schon etwas bei Leuten vom Schlage dieses Menschen!"

Der Baron hatte nicht nöthig, Rahlow noch besonders zu sich zu bestellen. Am nächsten Morgen erschien der Journalist von selbst in der Wohnung Menken's und brachte eigenhändig die Zeitung mit dem geforderten Dementi.

„Sie sehen, daß Ihrem Wunsche entsprochen worden ist, Herr Baron," begann er mit demuthsvoller Miene und blieb respektvoll vor dem Sessel Menken's stehen; „ich kann Ihnen aber nicht verhehlen, daß es nur meinen energischen Worten schließlich noch gelungen ist, Herrn Bergheim zu bewegen, Ihre Berichtigung nicht dem Papierkorbe, sondern der Druckerei zu übergeben. Ich habe mir damit selbst geschadet, denn Bergheim wollte von einer Wiederanstellung meinerseits nichts mehr wissen, nachdem ich seinem Blatte eine so empfindliche Blamage bereitet. Nun bin ich brodlos, und nicht das allein, Herr Baron, ich habe auch nach dieser plötzlichen Entlassung keine Aussicht, so leicht wieder bei einer anderen Zeitung Unterkommen zu finden. Es ist schrecklich, Herr Baron, ich habe eine alte Mutter —"

Menken winkte mit der Hand; es lag ihm nichts daran, in die Familienverhältnisse Rahlow's eingeweiht zu werden.

„Ich glaube, um zur Sache zu kommen," sagte er mit scharf klingender Stimme, „den Grund Ihres frühen Besuches errathen zu können. Sie verlangen Hilfe von mir, und ich bin auch bereit, sie Ihnen zu gewähren, wenn Sie mir das Aequivalent bieten wollen, das ich von Ihnen fordere."

Rahlow's Gesicht glänzte.

„Wenn es in meiner Macht liegt, Herr Baron —"

„Ich würde Sie im Gegenfalle nicht darum ersuchen. Nehmen Sie Platz und hören Sie zu. Sie kennen die unangenehme Sache, die meinem Freunde, dem Maler Waldau, passirt ist, nicht wahr? Zeigen Sie kein erstauntes Gesicht, Sie selbst brachten lange Artikel darüber in Ihrem Blatte, Sie selbst und Herr Eugen Blänkner sind die Urheber der ganzen Skandalaffaire!"

„Herr Baron!"

Rahlow versuchte, den Entrüsteten zu spielen, aber vor dem gleichmüthig lächelnden Antlitz Menken's scheiterte seine vielerprobte mimische Kunst.

„Wozu noch diese Maske mir gegenüber," fuhr Menken gelassen fort, „mir gegenüber, der ich Sie im Laufe der Zeit so ganz und so durch und durch kennen gelernt habe! Ich bin meiner Sache zu gewiß, um mich auch nur für einen Augenblick von Ihnen täuschen zu lassen — wirklich, Herr Rahlow, Sie verschlimmern nur Ihre eigene Situation durch solche unnöthige Verstellung. Auch in diesem Falle muß ich Sie vor die Alternative stellen: entweder

Sie sind offenherzig gegen mich und empfangen von mir eine anständige Unterstützung, oder Sie lügen und haben sich dann vor den Schranken des Gerichts zu verantworten. Wählen Sie!"

Der Reporter spielte krampfhaft mit dem Zeitungsblatt, das er in der Hand hielt. Er sah ein, daß der Boden unter ihm locker wurde, daß er einen Stützpunkt nach dem anderen verlor, daß eine demüthige Kapitulation demnach noch die besten Aussichten bot. Rahlow wußte wohl, daß Menken ein Mann von Wort war; wenn der Baron ihm seine Unterstützung versprochen hatte, so hielt er das auch.

„Die Wahl ist nicht schwer," entgegnete er auf Menken's letzte Frage; „ich erkläre mich bereit, auf Alles einzugehen, was Sie wünschen, wenn Sie mir versprechen wollen, von jeder gerichtlichen Verfolgung meinerseits abzusehen und mir die Mittel zu gewähren, in meine Heimath zurückzukehren und dort wieder mein altes Geschäft in die Hand nehmen zu können."

Der Baron öffnete ein geheimes Fach seines Schreibtisches und legte zwei Fünfhundertmarkscheine daraus neben seinen Platz.

„Dies Geld ist das Ihre, sobald Sie mir wahrheitsgemäß erzählt haben, von wem und auf welche Weise die vorhin erwähnte Schurkerei gegen Elimar Waldau in Scene gesetzt worden ist," sagte er.

Rahlow blickte verlegen auf seine großen rothen Hände; das Selbstbekenntniß, das er ablegen sollte, fiel ihm bei all' seiner Schamlosigkeit doch schwer. Aber hier half kein Zögern; das Knittern der Banknoten, mit denen Menken's

Finger spielten, klang wie das Flüstern einer Sirene an sein Ohr, er seufzte unwillkürlich auf.

„Komme, was da wolle," sagte er plötzlich, „es bleibt mir nichts übrig, als ohne Beschönigung zu beichten. Halten Sie mich für einen Schurken oder nicht, ich werde Ihr Urtheil ertragen müssen, Sie zwingen mich ja dazu, mich selbst bloßzustellen! . . . Es ist Ihnen bekannt, Herr Baron, daß ich alle Ursache habe, Waldau als meinen Feind zu hassen. Mehrfach schon hatte ich mich bemüht, gegen Waldau und seine künstlerische Befähigung zu Felde zu ziehen — leider immer ohne genügenden Erfolg. Da kam ich denn in Gemeinschaft mit dem Maler Blänkner, der gleich mir auf Ihren Freund nicht gut zu sprechen — aus welchem Grunde, war mir gleich — auf eine Idee, deren Ausführung, wenn sie glückte, das Künstlerrenommée Waldau's für immer vernichten mußte. In der Gertraudtenstraße lebt ein alter Pole, ein Antiquitätenhändler, von dem ich wußte, daß er ein wunderbares Talent besitzt, moderne Kopien alter Meister, frisch gewebte Gobelins, neue Stickereien, Möbel u. s. w. durch eine geschickte Präparirung derart zu verändern, daß alle diese Sachen den täuschenden Nimbus hohen Alterthums annehmen. Ich hatte Gorczinsky — so heißt der Alte — im Gerichtsgebäude kennen gelernt; er war irgend eines Betruges halber angeklagt worden und wandte sich nun an mich mit der Bitte, die diesbezügliche Verhandlung nicht in die Zeitung zu bringen, was ich ihm auch versprach, in der Zuversicht, den geschickten Fälscher einmal gebrauchen zu können. Gorczinsky sollte mein Werkzeug werden. Blänkner hatte, eingeweiht in meine Idee,

eine ungefähre Kopie der „Kerkerwonne' Waldau's entworfen; die Kopie übergab ich nun Gorczinski, damit dieser sie nach seiner Methode derart präpariren solle, daß sie wie ein vor etwa zwanzig, dreißig Jahren gemaltes Bild erschiene. Die Umwandlung gelang vorzüglich, und das Gemälde wurde mit einer detaillirten Erläuterung als die Jugendarbeit eines im Jahre 1867 verstorbenen ungarischen Malers, Namens Ferencz Rapóly, der Jury der Kunstausstellung eingeschickt. Ferencz Rapóly hat wirklich einmal gelebt und ist auch in dem genannten Jahre in Vasarhély beerdigt worden, sein Ruf als Künstler war aber ein so unbedeutender, daß man heute unmöglich wissen kann, ob das bezeichnete Gemälde, das natürlich auch seinen Namenszug trägt, von ihm stammt oder nicht. Ich selbst hatte Rapóly einmal flüchtig kennen gelernt, daher verfiel ich auf ihn. Es würde Sie ermüden, Herr Baron, wollte ich Ihnen ausführlich den Inhalt unserer Denunziation angeben, Sie werden sie überdies, wenn Sie sich darum bemühen, im Bureau der Jury einsehen können. . . . Sind Sie befriedigt von meinen Mittheilungen?"

Menken erhob sich.

„Ich bin es," entgegnete er, „aber ich muß Sie trotzdem bitten, mich noch nicht zu verlassen. Bleiben Sie noch für zwei, drei Stunden mein Gast; ich werde dem Diener sagen, daß er ein Frühstück für Sie aufträgt, mein Freund Francesco Boccani wird für Ihre Unterhaltung sorgen. Bis zum Mittag bin ich wieder zurück, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie fortan frei und im Besitz der Ihnen versprochenen Unterstützung sind."

Der Baron nahm seinen Hut, warf den Mantel über und verließ dann das Zimmer. Er suchte Francesco auf, den er beim Packen zweier mächtiger Koffer traf.

„Ah, schon die Vorbereitungen für die transatlantische Expedition!“ sagte er freundlich; „ich kann mir denken, daß Sie sich nach Freiheit sehnen, wie der Vogel im Bauer nach dem Aetherblau. Ich muß Sie um eine Gefälligkeit ersuchen, Francesco: im kleinen Salon werden Sie einen Herrn finden, oder besser einen Lumpen — Rahlow, Sie kennen ihn aus meinen Erzählungen! Bitte, leisten Sie ihm Gesellschaft, bis ich zurückkehre, und achten Sie darauf, daß er das Zimmer nicht verläßt. Den Portier werde ich anweisen, für alle Fälle zu Ihrer Unterstützung bereit zu sein.“

Francesco nickte nur. Menken aber ließ sein Cab anspannen und fuhr nach dem Kriminalgericht.

Ein Schutzmann theilte ihm auf sein Befragen mit, daß der Kommissär v. Hölgen sich in seinem Zimmer, Numero 37a, befinde. Das war auch der Fall.

Hölgen begrüßte den ehemaligen Kameraden mit freundschaftlichem Händedruck und fragte zunächst nach der Entwickelung der Hackert'schen Erbschaftsangelegenheit, die ihn lebhaft interessirte und über deren Lösung er sich sehr erfreut aussprach. Dann ging Menken auf die von Blänkner und Rahlow gegen Waldau geplante Schurkerei über und bat um die Unterstützung Seitens des Kommissärs.

„Ich möchte zunächst mit Ihnen nach dem Ausstellungsbureau,“ fuhr er fort, „das, so viel ich weiß, des Vormittags beständig geöffnet ist. Wir fahren sodann mit

einem der anwesenden Herren und dem Bilde als corpus delicti zu Gorczinsky, und leiten auf der Stelle die Untersuchung ein. Wollen Sie mir die Liebenswürdigkeit erweisen?"

Herr v. Hölgen war „mit Vergnügen" bereit, er war immer bereit, wenn seine kriminalistische Seele Nährstoff finden sollte.

Im Bureau der Ausstellungsjury fand man den zeitweiligen Präsidenten und einen Freund desselben, der zufällig auch ein Bekannter Menken's und Elimar's war, den Professor Wyrenberg. Die Sache war rasch erzählt, das angebliche Bild Ferencz Rapóly's wurde herbeigeholt, und dann fuhr man, vier Mann hoch, nach der Gertraudtenstraße zu dem Antiquitätenhändler Gorczinsky.

Der alte Mann saß unter allerhand Gerümpel, das einen schrecklichen Moderduft ausströmte, und retouchirte mit Farben und Säuren an einem erblindeten blechernen Ofenschirm mit Watteau'schen Schäferscenen herum. Er schrak empor, als ihm der Kommissär seine polizeiliche Legitimation zeigte, und war so verwirrt, daß er seine Mitautorschaft an dem Gemälde „Ferencz Rapóly's" gar nicht zu leugnen wagte, wenn er auch rundweg abstritt, irgend eine Ahnung davon gehabt zu haben, welchen Zwecken das Bild dienen sollte.

„Das wird sich finden," meinte der Kommissär gelassen, „vorläufig werden Sie die Güte haben, mich zu begleiten!"

Nun ging das Jammern los, aber es half nichts. Das Geschäft wurde geschlossen, Hölgen kehrte mit dem Alten und dem gefälschten Gemälde nach dem Kriminalgericht

zurück, und Menken konnte noch vor der angesagten Stunde Francesco von der unangenehmen Gesellschaft Rahlow's befreien.

Rahlow aber stürzte, die tausend Mark Menken's in der Tasche, ungesäumt nach dem schlesischen Bahnhofe und fuhr mit dem nächsten Zuge nach seiner Heimathstadt ab. Man hörte nie wieder etwas von ihm.

An demselben Tage schickte der Baron ein Telegramm an den Kommerzienrath Dreyfuß in San Remo.

„Brauche die Vollmacht Lucia's nicht," hieß es in demselben, „Angelegenheit bereits geordnet."

Und an demselben Tage erhielt auch der Baron ein Telegramm aus San Remo. „Mit Lucia verlobt, unsagbar glücklich. Elimar" — so lautete dasselbe.

Menken saß gerade vor seinem Schreibtisch, als ihm die Depesche überbracht wurde. Minuten lang starrte er die Nachricht an, dann legte er das Haupt auf die Arme und verbarg sein Gesicht.

Er merkte nicht, daß Francesco in's Zimmer trat, und er schreckte wie elektrisirt empor, als dieser ihn anredete. Sein Antlitz glich dem eines Todten, seine Augen blickten gläsern.

Plötzlich sprang der Baron auf und zog Francesco an seine Brust. Er strich ihm zärtlich die Haare aus der Stirne und schaute ihm tief in die Augen.

„Cecco, mein Junge," sagte er mit bewegter Stimme. „Du wirst immer bei mir bleiben, nicht wahr? Wir werden zusammen die Welt durchstreifen, zusammen die Schönheiten Gottes schauen, zusammen Leid und Freude

tragen; ich werde Dein Vater sein, Du mein Sohn. Ich armer, alter, verlassener Mann sehne mich nach Liebe, und Du wirst mich lieb haben, wie ich Dich; Du wirst bei mir sein, wenn einst der Tod über mich kommt, und im Anblick Deiner Augen, der Augen Lucia's, werde ich sterben!" Der Baron ließ den Campagnolen frei und richtete sich dann straffer auf. „Am Zwölften geht ein Dampfer nach Buenos Aires ab, rüste Dich, wir reisen schon morgen nach Hamburg weiter."

„Ohne Herrn Elimar abzuwarten?" fragte Francesco schüchtern.

„Ohne ihn abzuwarten," entgegnete fest der Baron.

* * *

Als Waldau mehrere Tage später in Berlin eintraf, war er etwas erstaunt, daß Menken ihn nicht wie gewöhnlich vom Bahnhofe abholte. Er fuhr schleunigst in die eigene Wohnung, ließ von der alten Susanne, die vor Freude über die Verlobung ihres Herrn halb närrisch erschien, nur sein Gepäck unterbringen und benutzte dann seine noch wartende Droschke, um sich sogleich weiter zu Menken befördern zu lassen.

Vor dem Hause des Barons herrschte, wie der Maler verwundert bemerkte, ein auffällig lebhaftes Treiben. Die hohen, eisenbeschlagenen Eichenthüren des Portals standen weit geöffnet, und eine Menge von Dienstleuten und Packknechten schleppte allerhand Möbel die Treppen hinab, um sie auf den vor der Thüre haltenden Lastwagen unterzubringen. Ein kleiner Herr mit blauer Brille und krummen Beinen lief, ein schmutziges Notizbuch in der Hand,

eifrigst von einem Wagen zum anderen, notirte und ordnete an, schimpfte dazwischen mit greller Stimme und versenkte dann wieder die riesige Nase in die Blätter seines Buches. Hahnemann, der Portier, aber stand unbeweglich vor seiner kleinen Loge und schaute mit fast wehmüthigem Blicke in das Gewirr vor sich hinein; sein Auge wurde erst heller, als er Elimar aus der Droschke steigen und auf sich zukommen sah.

„Was sagen Sie nun, Herr Waldau?" rief er dem Maler entgegen.

„Ich bin erstaunt, Hahnemann," gab Elimar zurück, „was soll das heißen? Wo ist der Baron?"

Hahnemann sah sich die Wetterfahne auf dem Hause gegenüber an und zeigte dann nach Westen.

„Fort," entgegnete er, „dahin — über das Meer — nach der neuen Welt! Er schien es sehr eilig zu haben, der Herr Baron, denn er hat einem Auktionator den Verkauf seiner Einrichtung übergeben, und der Mann wirthschaftet nun hier, als seien all' die schönen Sachen schon seit Jahren sein Eigenthum gewesen. Den Stall hat Herr v. Oechelhausen übernommen, die Wagen sind an Neuß verkauft worden; Janisch ist mit auf die Reise gegangen, und nur ich und der Franz und die Kathi und Falbout, der Koch, sind zurückgeblieben."

Elimar starrte den Portier an, als spräche er in irgend einer fremden Zunge, nicht in ehrlichem Deutsch. Es war ihm unfaßbar, daß Menken abgereist sein sollte ohne ein Lebewohl, ohne eine Motivirung seines schnellen Entschlusses.

„Hat der Baron nichts für mich hinterlassen?“ fragte er.

Hahnemann schlug sich vor die Stirne.

„Na ja, das hätt' ich in meinem Abschiedsschmerz wirklich beinahe vergessen!“ rief er aus. „Der Herr Baron hat mir ja einen Brief für Sie übergeben; treten Sie in mein Zimmerchen, Herr Waldau, ich suche Ihnen das Ding sofort heraus, ich hab's apart gelegt, weil's das letzte Mal gewesen ist, daß mir der Herr Baron einen Auftrag ertheilt hat. So 'was bleibt in der Erinnerung!“

Elimar trat in die kleine Loge ein, und der brave Hahnemann suchte den Brief Meuken's hervor.

Es war nicht viel, was der Baron geschrieben hatte, aber dem weichherzigen jungen Maler traten bei dem schlichten Abschiedsgruße dennoch die Thränen in die Augen.

„Mein lieber Elimar,“ so lautete der Brief, „mein guter, treuer Freund! Sie werden mir böse sein, daß ich Europa verlasse, ohne Ihnen noch einmal die Hand gedrückt, ohne Ihnen persönlich meine Glückwünsche zu Ihrer Verlobung dargebracht zu haben. Ich kann mich auch nicht einmal entschuldigen ob meiner plötzlichen Abreise, Sie müßten denn als Entschuldigung annehmen, daß mich ein unwiderstehlicher Wandertrieb packte, und daß ich diese Sehnsucht des Herzens nach dem weiten Meere und einer fernen, unbekannten Welt nicht um einen Tag mehr zu zügeln vermochte. Sie werden den Kopf schütteln und mich nicht verstehen, aber ich sehe Ihr fragendes Auge nicht mehr, denn wenn diese Zeilen in Ihre Hände kommen, tragen mich schon die Wellen des Oceans.

Sie gehen einer glücklichen Zukunft entgegen, Elimar, und verdienen auch eine solche. Sie haben ein gutes, vortreffliches Herz, und ich bin überzeugt, daß Lucia an Ihrer Seite nicht minder glücklich werden wird, als Sie selbst. Fürchtete ich auch bis jetzt, daß Sie einmal wieder zurückfallen könnten in die alte energielose Träumerei — nun bin ich beruhigt! Lucia wird der Genius sein, der Ihre Kunst und Ihr Talent in lebendiger Frische erhält, der Ihnen Anregung gibt, immer und immer nach Höherem zu streben. Hüten Sie diesen guten Genius, Elimar, wahren Sie ihn! Gott schütze Sie Beide! —

Und nun zu etwas Nebensächlichem. Die Angelegenheit betreffs Ihres Bildes habe ich bereits geordnet; Rahlow und Blänkner hatten eine schändliche Intrigue gegen Sie eingeleitet, der Erstere hat Berlin für immer verlassen, Blänkner wird wegen Betrugs vor das Gericht gestellt werden. Beim Ausstellungscomité werden Sie das Nähere erfahren. Danken Sie mir nicht erst, daß ich diese Sache für Sie arrangirte, es war ja die letzte Gefälligkeit, die ich Ihnen erweisen konnte.

Francesco sendet Ihnen sowohl wie Lucia und den Freunden in San Remo die herzlichsten Grüße. Briefe treffen mich vorläufig auf dem Konsulat in Buenos Aires; vielleicht findet sich noch etwas, was Ihnen mittheilenswerth erscheinen könnte.

Nun leben Sie wohl, Elimar! Ich umarme Sie in aufrichtiger Freundschaft. Ihr

Ottokar Menken."

Waldau faltete den Brief zusammen und steckte ihn

ein. Der junge Maler sah sehr ernst aus, und die Thräne in seinem Auge kam aus einem ehrlichen Freundesherzen.

29. Drei Gratulationen.

Vor dem Café Florian auf dem Markusplatze in Venedig hatte sich eine so zahlreiche Menge eingefunden, daß die kleinen, zierlich gearbeiteten Tischchen bis über die Marmorsäulen der die Piazza umgebenden Gallerie geschoben werden mußten. Der Maiabend war köstlich, und die auf zwei runden, mit Guirlanden geschmückten Estraden postirten Militärkapellen ließen so verlockende Weisen ertönen, daß sich neben der Fremdenkolonie auch die gute Welt der Einheimischen auf der Piazza eingefunden hatte. Wer nicht vor dem Café saß und sich dort an „gelato“ (Gefrorenes) erquickte, der promenirte in der Mitte des Platzes auf und nieder und konnte sich an der wandelnden Toilettenausstellung erfreuen, die an ihm vorüberdefilirte.

Neben den zahlreichen italienischen Offizieren in ihren knappen adretten Uniformen, und den einheimischen Dandys pflegt die Fremdenkolonie an diesen Musikabenden auf der Piazza das Hauptkontingent der Besucher zu stellen. Ein beobachtendes Auge findet schon im Aeußeren und in dem Sichgehenlassen die nationalen Unterschiede der Einzelnen heraus. Der starre, steife, zugeknöpfte, aber selbst in seiner Rücksichtslosigkeit vornehme Engländer ist unverkennbar und unterscheidet sich doch wesentlich von dem ihm an Charakter am nächsten stehenden Amerikaner, der seinen

praktischen Sinn in jedem Augenblick und meist zu Ungunsten seiner Nebenmenschen manifestirt. Interessante Erscheinungen sind die der armenischen, albanesischen, istrischen und griechischen Kauf- und Handelsleute, die das Geschäft nach Venedig geführt, und deren Nationalkostüme hübsch kontrastiren mit dem Prunke ringsum. In dem bunten Gewühl tauchen die heimischen Volkstypen fast unter: die Blumenmädchen im Atlaßmieder, Perlen um den Hals und falsche Brillanten an den schlanken Fingern; die kleinen Slovenen mit ihren braunen Köpfen und ihren Zuckermandeln in dem um den Hals gehängten Kästchen; die Marinari mit Muscheln und Austern; die Hausirer mit Mosaikwaaren und reizenden Glaswebereien, und all' die Anderen, denen der Korso auf der Piazza Erwerb bringen soll.

An einer der Säulen dicht vor dem Café Florian hätte in diesem Augenblick ein Freund der Beobachtung Spezialstudien an der Verschiedenheit der Nationalität machen können. An einem Tischchen saß dort ein junges Paar, das dem Herzen nach — so schien es — jedenfalls zusammengehörte, der Abstammung nach aber kaum. Denn während der Mann in seiner ganzen Erscheinung das Deutschthum repräsentirte, war die junge Frau mit ihrer Fülle schwarzen, zu einem einfachen Knoten geschlungenen Haares, ihren dunklen leuchtenden Augen und dem bräunlichen Kolorit des lieblichen Gesichts zweifelsohne eine Südländerin.

Dem Herrn hinter den Beiden sah man auf den ersten Blick den Franzosen an. Das längliche Profil mit seinen

scharf gegrabenen Linien und jenem Barte à la Napoleon III. war ganz französisch, ganz französisch auch die Art, wie den vom raschen Leben bleich und welk gewordenen Wangen durch crême de rouge nachgeholfen worden war.

Der alte Herr legte seine Hand von hinten auf die Schulter des Deutschen.

„Monsieur Waldau," sagte er, „vraiment — ich täuschte mich nicht! War mir's doch so, als hätte ich diesen interessanten Kopf schon einmal gesehen" — sein Blick schweifte zu der Dame ihm gegenüber — „und auch —"

„Meine Frau — Marquis du Cat," schnitt der Angeredete mit nicht gerade liebenswürdiger Miene die auftauchenden Erinnerungen des Franzosen ab, der sich formvoll und mit verständnißinnigem Lächeln vor der jungen Frau verneigte.

„Wenn meine Kombinationen richtig sind," fuhr er dann fort, „so befinden Sie sich auf der Hochzeitsreise. War ein charmanter Gedanke von Ihnen, Venedig aufzusuchen, Venezia bleibt die Krone des Schönen in Europa. Sie wissen doch, mein verehrtester Monsieur Waldau, daß ich mich jetzt ganz in der Lagunenstadt niedergelassen habe? Ja wahrhaftig, das that ich, und es war ein äußerst vernünftiger Gedanke von mir! Ich habe das Spiel quittirt, und seitdem gehöre ich zu den Gegnern Monaco's, habe auch schon eine Broschüre veröffentlicht über den sittenverderbenden Einfluß des Kasino's von Monte Carlo. Ich rühre keine Karte mehr an, und wundersam genug,

ich alter Kerl, der ich in meinem langen Leben bisher nicht existiren konnte ohne das angenehme Geräusch der rollenden Kugel und das ‚faites votre jeu‘ der Employés, ich fühle mich wohl dabei! Hier in Venedig gefällt's mir, hier will ich in Ruhe meine Tage beschließen und mein Gespartes verzehren. Ist das Gesparte zu Ende, wird der Marquis du Cat wohl auch nicht mehr sein — après moi le déluge! — Darf ich mich zu Ihnen setzen, ich sehe, es ist noch Platz!"

Ein Wink Waldau's mit den Augen bat seine Gattin, sich zu erheben.

„Ich würde gern noch mit Ihnen plaudern, lieber Marquis," sagte der junge Ehemann, eine Nothlüge gebrauchend, „ich bin aber leider mit meiner Frau auf zehn Uhr zu einem Souper geladen. Seien Sie mir nicht böse!"

Der alte Franzose antwortete mit einem Kompliment. „Empfehlen Sie mich dem Baron Menken, sollten Sie ihn wiedersehen," sagte er; dann schieden die beiden Anderen unter flüchtiger Begrüßung.

„Ich fürchte, wir werden uns nicht allzu lange auf diesem schönen Fleck Erde aufhalten dürfen," meinte Elimar und drückte den Arm seines Frauchens zärtlich an sich, „wir könnten noch einmal in die Verlegenheit kommen, von diesem lebendigen Kartenspiel angesprochen zu werden, das keine angenehmen Reminiscenzen in Dir erwecken muß. Das aber will ich nicht; Alles, was trübe war in Deiner Vergangenheit, soll ja vergessen sein, wir wollen nur noch für die Gegenwart leben und — für die Zukunft!"

Lucia erwiederte erröthend den Druck des Armes. „Wie bin ich Dir dankbar für Deine Fürsorge, Du Einziger,“ flüsterte sie zurück, „in Deiner Liebe habe ich ja längst Alles verschmerzt, was mir einst Wunden schlug, und was kann mich fürderhin noch kränken, da Du doch der Gefährte meines Lebensweges bist! Selbst die Erinnerungen, die der alte Spielprofessor in mir anregen mußte, sind keine trüben; wie der Gesundete mit einem Gefühle fast wohligen Behagens an die Fieberträume zurückdenkt, die ihn in den Tagen böser Krankheit plagten, so geht es auch mir. Die Vergangenheit kann mich nicht mehr schrecken, jetzt, wo ich Dich besitze — wer würde im Anblick des Dogenpalastes an einem Frühlingsabende wie dem heutigen an die Qualen Derer sich erinnern, die unter den Bleidächern verschmachteten!“

Das junge Paar war während seines kurzen Gespräches über den Markusplatz geschritten und stand nun auf der Piazetta, dem Palazzo Ducale gegenüber. Im Mondenschein stiegen die Spitzbogenhallen der Loggien zu riesiger Höhe empor, und die phantastischen Gestalten, die aus dem Blattwerk der Ornamente hervorlugen, schienen sich gespenstigen Gruß zuzunicken. Die beiden granitenen Säulen nach der Lagune zu, die den geflügelten Löwen des heiligen Markus und den San Theodoro mit seinem Krokodil tragen, warfen einen gigantischen Schatten über den stillen Platz, und die Wellen, die an das Marmorgestade der Riva klopften, sangen ein Heldenlied aus verflossener Zeit.

Dicht am Ufer wiegte sich ein Boot auf dem leuchten=

den Wasser; ein Gondoliere stand in der Barke. Und nun klang plötzlich eine schöne volle Männerstimme durch die Nacht:

„Dormi pure, dormi felice,
Dell' amor mia non ti scordar',
Tu somigli' ad una stella,
Che dal cielo dicesse per me!
Tu so', un angelo, sei la gioja,
Del matino la fresca rosa,
Sei simpatica, sei vezzosa,
Sei regina d'amor —
Sei simpatica, sei vezzosa,
Dormi pure!" *)

Elimar legte seinen Arm um die schlanke Taille Lucia's. „Regina d'amor!" sagte er, „Du Königin der Liebe!"

„Ecco, signore!" rief der Gondoliere aus seinem Kahne herüber. „Befehlen Eccellenza eine Gondel? Bei Mondenlicht ist der Canal grande doppelt so schön wie am hellen

---

*) In freier Uebersetzung würde dies reizend melodiöse Volkslied deutsch etwa lauten:

Schlafe sanft, schlafe süß,
Meine Liebe nicht vergiß,
Stern Du, der von Himmels Hallen
Ist für mich herabgefallen!
Du mein Engel, mein Kleinod,
Rose Du im Morgenroth —
Spröd', doch liebvoll ist Dein Sinn,
Meiner Liebe Königin,
Liebevoll, nicht spröd' allein —
Schlaf' sanft ein!

Tage, und ich singe Ihnen, wenn Eccellenza es wünschen, meine besten Lieder zum Ruderschlage!"

Lucia nickte beistimmend, das Paar stieg ein, und langsam glitt die Gondel durch die silberglänzenden Gewässer. Die Beiden sprachen nicht viel; sie saßen engumschlungen auf den schwarzen Polstern und waren so glücklich, so selig. Wie dunkle Riesen glitten rechts und links die alten Paläste an ihnen vorüber; der Mond schien in die öden Fensterhöhlen und belebte das verwitterte Marmorgestein mit schattenhaften Figuren. Hin und wieder huschte eine andere Gondel an der ihrigen vorüber — schwarz, schweigsam und melancholisch.

Unwillkürlich flogen in dieser friedlichen Stille die Gedanken Lucia's rückwärts in die Vergangenheit, aber ihre Stimmung trübte sich nicht. Es war Wahrheit gewesen, was sie Elimar gesagt: sie fühlte sich zu glücklich in der Gegenwart, zu glücklich in der Hoffnung auf die Zukunft, um noch der alten Wunden im Schmerz zu gedenken. Was hatten die traurigen Tage, die hinter ihr lagen, zu bedeuten gegenüber den Jahren der Seligkeit vor ihr!

Sanft löste sich Elimar aus der Umschlingung der jungen Frau und zog ihr den leichten Mantel fester um die Schultern.

„Es wird kühl, Kind," sagte er lächelnd, „und unter der Poesie der Mondnacht lauert beständig ein prosaischer Schnupfen... Nach dem Hotel d'Italie!" rief er dem Gondoliere zu.

Der Mann am Ruder nickte, und die Barke hielt bald

darauf vor der Freitreppe des Gasthofs. Die Kellner sprangen herbei und der dicke Portier ließ die elektrische Klingel ertönen.

„Es sind zwei Briefe für Sie eingetroffen, Signore, und ein großes Packet," bemerkte der Thürhüter, als die Beiden in das Vestibül getreten waren; „Sie finden Alles auf Ihrem Zimmer!"

Letzteres lag nach dem Kanal hinaus und war recht behaglich eingerichtet. Elimar hatte das Abendessen hieher bestellt und deshalb im Kamin ein kleines Feuer anzünden lassen, und machte sich nun daran, die eingetroffenen Postsachen in Augenschein zu nehmen. Er schüttelte den Kopf beim Anblick der mächtigen Kiste, auf deren Adresse eine Unmasse fremdländischer Freimarken klebten. Dann nahm er die Briefe zur Hand und sah die Poststempel an.

„San Remo," sagte er, „das kommt von Aenny Döring, aber der zweite Brief, der zweite! Ich kann den Namen des Aufgabe-Ortes nicht entziffern — ist das nicht eine amerikanische Marke? Heureka — es wird ein Gruß von Menken und Francesco sein! Dann stammt aber auch das aus Berlin nachgesandte Packet von ihm. Wir wollen sehen . . ."

Mit Hilfe des Zimmerkellners wurde die Kiste geöffnet. Aus dem gewaltigen Wust von Pack- und Seidenpapier, Strohballen und zusammengelegten Zeitungen entpuppte sich zunächst ein prachtvoller Tafelaufsatz aus getriebenem Silber, die Göttin des Glücks darstellend, deren zur Erde geneigtem Füllhorn Rosen entströmen.

„Sieh, wie schön," rief Elimar, der vor der geöffneten

Kiste, von den zahllosen Enveloppen umgeben, am Boden kniete, „und das scheint mir noch nicht Alles zu sein, ich fühle wenigstens, daß sich unter dieser Hülle von Seidenpapier noch etwas Weiteres verbirgt!"

Er hob einen länglichen Kasten aus Ebenholz mit Silberbeschlägen hervor; ein Zettel war an dem Schlüsselchen befestigt mit der einfachen Inschrift: „Der jungen Frau!"

Elimar präsentirte seiner Gattin die Schatulle.

„Oeffne Du selbst," lächelte er, „ich fürchte, auf ein Geheimniß zu stoßen!"

Lucia erschloß die Kassette, auf purpurrothem Sammet blitzte und leuchtete es ihr entgegen, daß sie fast erschrocken einen Schritt zurücktrat. Es war ein kostbares und sinniges Angebinde, das da vor ihr lag: eine breite Agraffe aus achtseilig geschliffenen Brillanten, die durch zartgoldene Einfassungen gehalten und vereinigt wurden. Nach der Mitte zu verengte sich die Agraffe ein wenig und zeigte hier in wundervoller Arbeit eine Greifenklaue, die eine funkelnde Perle trug.

Während Elimar das prächtige Geschenk bewunderte und den Geber pries, stand Lucia bewegt und tiefgerührt vor dem Etui. Die Perle in der Greifenklaue — das war das verhängnißvolle Schmuckstück gewesen, welches zuerst ihr volles Mißtrauen gegen Menken entfacht hatte. Die Perle in der Greifenklaue lag nun abermals vor ihrem schier geblendeten Auge — aber das glückselige Herz kannte keine Regung des Mißtrauens mehr, kannte nur überströmende Dankbarkeit. Lucia nahm die Agraffe aus der Schatulle

und ließ die Brillanten im Lichte blitzen. O, sie wollte oft, recht oft diesen prächtigen Schmuck tragen, und sollte es auch nur deshalb sein, um oft, recht oft an den Geber, dessen Herz und dessen Hand sie unsichtbar beschützt, denken zu müssen!

„Nun aber, Frauchen, die Briefe," sagte Elimar, der sich heimlich an dem strahlenden Auge und dem freudeglänzenden Antlitz Lucia's geweidet hatte. „Komm' an den Kamin, ich lese Dir vor."

Er rückte einen Sessel vor die lustig flackernden Flammen und ließ sich dann auf einem Tabouret dicht zu ihren Füßen nieder.

„Also zuerst Menken's Epistel!" Er riß das Couvert auf, ein zweiter Brief mit der Handschrift Francesco's fiel heraus. „Der kommt nachher an die Reihe," bemerkte Elimar.

„Hacienda Xeres Patusa, am 1. Februar.

Glaubt nicht, beste Freunde, daß die Tücken des Oceans oder die Gluth der Prairien vergessen machen; ich habe wohl daran gedacht, daß Ihr in den ersten Tagen des Maimonds Eurem Herzensbunde vor dem Altare die Weihe geben wollt, und da müßt Ihr mir schon nicht böse sein, wenn ich Euch aus der Ferne ein kleines Angedenken an mich Einsamen sende. Ich kann nicht bei Euch sein an dem festlichen Tage, und es ist wohl besser so, aber über Land- und Wasserwüsten herüber vermag ich auch im Geiste Euch meine Hand zu reichen und in wahrhaft freundschaftlichem Druck Euch Gottes reichsten Segen für Eure Lebensfahrt zu wünschen. Findet Ihr in all' Eurem Glück ein-

mal einen ruhigeren Augenblick des Zurückdenkens, dann erinnert Euch Eures treuen alten

Menken."

So kurz der Brief des Barons gehalten war, verfehlte er weder auf Lucia noch Elimar seinen Eindruck. Eine geraume Zeit hindurch konnte das Holz im Kamin ungestört knattern und knistern, zwei Augenpaare schauten schimmernd in die zuckenden Flammen hinein und in die glitzernde Funkengarbe, die zeitweise zum Schlot emporrieselte.

Endlich griff Elimar nach dem Schreiben Francesco's. Es war ein längerer Brief, der in jeder Zeile Zufriedenheit athmete. Cecco schilderte entzückt und begeistert all' die Herrlichkeiten, die er auf der unternommenen Reise schauen durfte, und sprach sich in tiefster Dankbarkeit über Menken, seinen „zweiten Vater" aus. Bis zum Beginn des Herbstes — so war der Plan des Barons — wollte man in Amerika bleiben und sich dann einer für diese Zeit projektirten und von einem reichen brasilianischen Privatmann geleiteten wissenschaftlichen Expedition nach dem inneren Afrika anschließen. „Der Baron ist nicht nur mein Erhalter, mein Ernährer, mein Vater," schrieb Francesco, „er ist auch mein Lehrer. O, könnte ich meine Dankbarkeit gegen ihn wenigstens damit bethätigen, daß ich theilhaftig würde des großen, schönen und edlen Geistes, der in ihm wohnt!" Zum Schluß fügte der Schreiber noch beiläufig an, daß man in Buenos Aïres mit Herbert v. Hackert zusammengetroffen, der daselbst unter fremdem Namen eine untergeordnete Stellung eingenommen habe,

aber durch Menken's Vermittelung in dem Bureau eines dortigen Großkaufmanns untergebracht worden sei.

Elimar faltete das Schreiben zusammen und steckte es ein.

„Auch Herbert bleibt ein Hackert-Selchern," sagte er, „selbst wenn er aus berechtigter Scham den alten guten Namen ablegte; daran mag Menken gedacht haben, als er dem Unglücklichen eine angemessenere Position verschaffte. — Nun zu dem dritten und letzten Briefe, er ist an Dich adressirt, Lux!"

Die junge Frau öffnete das mit Bleistift geschriebene Billet Aenny Döring's, las es und reichte es dann dem Gatten herüber. Sie wandte dabei das Köpfchen zur Seite, um das Erröthen zu verbergen, das sich plötzlich verrätherisch in ihre Wangen geschlichen hatte.

„Nur wenige Zeilen, geliebte Lucia," schrieb Aenny; „Sie wissen ja, warum ich nicht, meinem Wunsche folgend, ein kleines Manuscript an Sie absenden kann, es ist derselbe Grund, der mich hinderte, bei Ihrer Hochzeit anwesend zu sein. Ich muß noch immer das Bett hüten, aber ich fühle mich so unsagbar gesund, daß ich am liebsten aufspringen und aller Welt um den Hals fallen möchte, zu allererst dem neuen kleinen Menschenkinde, das neben mir in der Wiege aus vollster Lungenkraft schreit. Hans soll er heißen, wie der Vater, der seit einigen Tagen wieder bei mir weilt, nachdem man bei der endlichen Eröffnung der Gotthardbahn auch seine Stirne mit dem Lorbeer geschmückt. Sobald ich wieder paradefähig bin, reisen wir nach Berlin zurück; Onkel und Tante wollen es durchaus, mir ist es

sehr recht, und auch Hans hat nichts dagegen, umsoweniger, als ihm ein passender Posten im Ministerium für öffentliche Arbeiten angetragen worden ist.... Soeben tritt Onkel Rath in das Zimmer, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen; er sieht mich schreiben und ruft natürlich: ‚Unglaublich!‘ trägt mir aber insbesondere die herzlichsten Grüße für Sie Beide auf. Tante ist, seitdem der neue Weltbürger sich bemerkbar zu machen begann, noch einmal jung geworden; nur die Küche — ich muß wahrhaftig schließen, denn Onkel droht, mir das Papier fortzunehmen; ich tröste mich mit dem baldigen Wiedersehen in der Hauptstadt. Addio, Lux! Meine Wünsche zur Hochzeit hat Ihnen Onkel schon persönlich übermittelt, sie konzentriren sich ja allesammt in dem einzigen: mögen Sie mit Ihrem Gatten so glücklich werden, wie ich es geworden bin mit meinem Hans!"

Das Blatt sank Elimar aus den Händen. Mit beiden Armen umschlang er Lucia und hielt sie so fest.

„Werden wir so glücklich werden wie Jene, Lux, meine Lux?" fragte er.

Sie senkte den Kopf herab, so daß er auf seiner Schulter ruhte und ihre Wange dicht an der seinen lag, und erwiederte halb schluchzend:

„Glücklicher — noch viel glücklicher!"

Ende.

Im Steigen.

Novelle

von

Hans Warring.

1.

(Nachdruck verboten.)

„Auf alle Fälle wäre es mir wünschenswerth," sagte Fräulein Ernestine Ritter, indem sie sich in ihren Stuhl zurücklehnte und mit ihren scharfen grauen Augen ihren Bruder forschend anblickte, „sehr wünschenswerth, Du sagtest mir, was ich auf diese Fragen antworten soll."

„Die Wahrheit natürlich, immer die Wahrheit, Tinchen! Sage doch den unberufenen Fragern, daß Du nichts wüßtest und folglich nichts verrathen könntest. Und wenn durch diese Antwort die Frau Stadtkämmerer und Konsorten zu etwas größerer Diskretion bewogen würden, so wäre dies sicherlich ein Vortheil für uns."

„Zugegeben, Bruder Fritz! Aber alle diese indiskreten Frager sind alte Bekannte unseres Hauses, die sich aufrichtig für Dich interessiren. In dieser alten Freundschaft glauben sie ein Recht zu haben —"

„Wenn alte Bekannte es für ihr Recht halten, indiskret zu sein, so sind mir neue Bekannte lieber," unterbrach er sie ungeduldig.

„Still, still! Dergleichen solltest Du nicht einmal denken, geschweige denn aussprechen! Es geht ohnehin schon das Gerücht von Deinem Stolze als emporgekommener Mann und von Deiner abweisenden Haltung gegen die alten schlichten Freunde unseres Hauses durch die ganze Stadt. Aber lassen wir das und kehren wir zur ersten Frage zurück: hast Du mir, Deiner Schwester, wirklich nichts zu vertrauen?"

„Nein, liebe Ernestine, nichts! Aber sei versichert, daß Du die Erste bist, der ich es mittheile, sobald ich mich zu dem wichtigen Schritte entschlossen habe."

„Und Du gehst also wirklich mit dieser Absicht um? Nun, ich wünsche keinem Menschen Böses, und Dir, meinem Bruder, gewiß nicht, indessen —"

„Indessen befriedigen würde es Dich doch, wenn ich durch Schaden erführe, daß es unklug ist, Deinen Rathschlägen zuwider zu handeln."

„Nein, es würde mich nicht befriedigen, Fritz, namentlich in diesem Falle nicht, wo Dein ganzes Lebensglück in Frage kommt. Ich flehe Dich an, Bruder, bedenke, was Du thust! Besiegle nicht so leichtsinnig das Elend Deines und meines ganzen Lebens!"

Die Stimme der sonst so ruhig und bestimmt sprechenden alten Dame bebte bei diesen Worten, und die Hände, mit denen sie ihr dunkles Wollenkleid über den Knieen glatt strich, zitterten sichtlich. Ihr Bruder, der ihr gegenüber am Frühstückstische saß, beobachtete sie mit leisem Lächeln.

„Sprich aufrichtig, Ernestine," sagte er nach einer

Pause, „ist es gerade diese Schwägerin, oder ist es die Heirath überhaupt, gegen die Du Dich sträubst?“

„Wie Du so fragen kannst!“ rief sie unwillig, „wie oft habe ich Dir gesagt, Du sollest heirathen. Aber wähle Eine, der Du Vertrauen schenken kannst. Du, ein Mensch von fast vierzig Jahren, lässest Dich noch heute ebenso nasführen, wie vor zwanzig Jahren!“

„Ich fürchte, in Liebesaffairen hilft weder Lebenserfahrung noch Menschenkenntniß,“ entgegnete er gut gelaunt. „Im Uebrigen aber ist Dir hinsichtlich meines Alters ein Irrthum passirt, liebe Schwester. Ich bin siebenunddreißig — siebenunddreißig und drei Monate. Ich werde früh genug in die Vierzig kommen und muß protestiren, wenn Du mich früher hineinbringst, als nöthig ist.“

„So blind zu sein, so blind! Verfolge doch den Lebenslauf dieser Frau — Du kennst sie ja von Kindheit an — und frage Dich, zu welchen Hoffnungen ihre Vergangenheit Dich berechtigt! Solltest Du wirklich nach Allem, was Du durch sie erfahren hast, noch naiv genug sein, zu glauben, sie werde Dich um Deiner selbst willen nehmen? Meinst Du, sie fühlte auch nur eine Spur von Zuneigung zu Dir oder von Dankbarkeit für Alles, was Du für sie und ihren Mann gethan? Und meinst Du, sie würde heute nicht ebenso gegen Dich handeln, wie damals, wenn Du seitdem nicht zufällig ein reicher Mann geworden wärest?“

„Verzeih, liebe Schwester, da passirt Dir eben wieder ein Irrthum! Nicht zufällig bin ich ein wohlhabender Mann geworden, ich habe mich selbst dazu gemacht. Und

wenn sie den Mann, der seinen Werth, seine Umsicht und Tüchtigkeit bewiesen, mehr schätzt, als ehemals den dummen grünen Jungen, der nichts war und nichts hatte, so ist sie ganz in ihrem Rechte."

„Sie aber schätzt nicht Dich, sondern einzig Dein Geld."

„O, o, wie kannst Du mich in meinem persönlichen Selbstgefühl so zu Boden schlagen! Hältst Du es für so ganz unwahrscheinlich, daß ich mir das Herz eines Weibes erringe durch das, was ich bin?"

Er hatte sich erhoben und stand vor ihr, mit ruhigem Lächeln auf sie hinabsehend. Seine große, etwas breite, aber wohlproportionirte Gestalt sah männlich und kräftig aus, und sein blühendes offenes Gesicht unter dem blondlockigen Haar rechtfertigte den Blick stolzer Zärtlichkeit, mit dem die Schwester zu ihm aufschaute.

„Und dieser Mann," sagte sie nach einer Pause langsam und mit Pathos, und sie blickte dabei im Zimmer umher, als wollte sie eine Schaar unsichtbarer Zeugen zur Kenntnißnahme dieser außerordentlichen Thatsache auffordern, „und dieser Mann geht damit um, eine solche Frau zu heirathen! Es ist unbegreiflich, geradezu unbegreiflich!"

„Kannst Du sie wirklich gar nicht leiden, Tinchen? Muß ich es als unabänderlich feststehend betrachten, daß Du die Frau hassest, die ich liebe?"

„Verschone mich mit solchem Unsinn, Fritz! Ich weiß ganz gut, was ich von Deiner Liebe zu halten habe. Daß Du aber trotzdem die Absicht hast, sie zu heirathen, kann ich begreifen. Denn erstens bist Du ein starrköpfiger Bursche, der von einem einmal gefaßten Beschlusse nicht

gern abgeht, und zweitens ist es Dein Hochmuth, der Dich in diese Familie treibt. Die vornehme Verwandtschaft lockt Dich! Zur Patrizierschaft der Stadt willst Du gehören. Meinst Du, ich hätte nicht auch schon gehört, was im Werke ist? Sie wollen Dich zum Stadtrathe machen. Der Zimmermann ist der stolzen Familie nicht gut genug, sie wollen ihm ein Titelchen anhängen, damit er besser zu ihnen paßt."

„Laß Dir doch solche Thorheiten nicht aufbinden! Wenn man mich in den Stadtrath wählt, geschieht es nicht, um mich zu einem geeigneten Bewerber für eine stolze Frau zu machen, sondern weil man mir zutraut, ich werde das städtische Vermögen ebenso gut verwalten, wie ich es mit meinem eigenen gethan habe."

Er war einige Male durch das Zimmer gegangen und blieb jetzt vor seiner Schwester stehen. „Ein solches Vorurtheil gegen eine so schöne und elegante Dame zu haben! Ich kann mit einem viel größeren Rechte als Du sagen: es ist unbegreiflich!"

„Ich finde es begreiflich genug, Fritz. Du hast mir immer den Vorwurf gemacht, daß ich ein Sklave der Vergangenheit sei, Du aber bist dies in weit höherem Grade, als ich. Daß Du sie früher lieb gehabt hast, viel lieber, als sie es verdient, das weiß ich wohl. Wenn Du aber jetzt nach allen Erfahrungen, die sie Dich hat machen lassen, noch an dieser Liebe festzuhalten behauptest, so ist das eine Täuschung. Du hältst zu ihr aus Gewohnheit, aus einer gewissen Trägheit des Empfindens. Wenn Du Dich nur entschließen könntest, ein bischen mehr in Frauengesellschaft

zu gehen, Du fändest dann wohl eine, die besser für Dich paßt!"

„Mit solchen Thorheiten laß mich in Ruhe!" rief er lachend. „In einem Augenblicke, wo mir die Aufträge über den Kopf wachsen, wo ich nicht Arbeiter genug bekommen kann, um meine Kontrakte zu erfüllen, in einem solchen Augenblicke soll ich in Gesellschaft gehen und mir eine Frau suchen! Wir wollen die Sache einstweilen noch auf sich beruhen lassen, die Entscheidung drängt ja nicht. Vor dem Herbste habe ich in keinem Falle Zeit, an's Heirathen zu denken, und bis dahin hast Du Dich mit meiner Absicht hoffentlich ausgesöhnt."

„Du fällst aus Deiner Rolle, Fritz! Wenn Du mich an Deine unwandelbar heiße Liebe glauben machen willst, mußt Du nicht so gleichmüthig von Aufschieben und Abwarten sprechen. Da ich aber doch nicht recht weiß, wie weit es Dir ernst ist, so will ich Dir jetzt gleich erklären, daß ich, sobald Du oben Deinen Antrag machst, hier unten meine Koffer packe, denn mit jener Frau will ich nicht zusammen hausen!"

„Du hast ja einen gewaltigen Haß gegen Deine künftige Schwägerin?"

„Ja, und ich kann Dir auch ganz genau sagen, seit wann ich diesen Widerwillen fühle: seit jenem Morgen, Fritz, als Du zum ersten Male mit Axt und Schurzfell zum Zimmerplatze hinaus gingst. Ich denke, Du wirst diesen Morgen ebensowenig vergessen haben, wie ich."

„Gewiß habe ich ihn nicht vergessen, aber die Schmerzen der Vergangenheit sind überwunden. Was mir da-

mals als unerträgliche väterliche Tyrannei und Grausamkeit erschien, halte ich heute angesichts der Erfolge meines Lebens für einen weisen, wohlberechneten Plan."

„Ich freue mich, Bruder, daß Du die Bitterkeit vergangener Jahre überwunden hast, aber das ändert an der Thatsache, daß Du damals unter dem Machtgebote des Vaters fast zusammenbrachst, durchaus nichts. Du kannst Dir denken, wie nach den Kämpfen und Thränen des vergangenen Tages das Herz mir schwer in der Brust lag, als der Vater mit Dir das Haus verließ. Die Mutter lag schluchzend im Lehnstuhl, sie konnte sich nicht trösten über die Zertrümmerung Deiner und ihrer Hoffnungen. Ich aber schlich Euch langsam und zögernd nach. Mir war's, als würdest Du zur Hinrichtung geführt. Ich konnte meine Augen nicht von Deinem todtenbleichen Gesichte abwenden, ich allein wußte ja, was Du littest, was mit des Vaters Weigerung, Dich studiren zu lassen, in Dir zerstört und zertrümmert worden war. Ich wußte, daß Du schon damals Dein bestes und tiefstes Gefühl an die schöne eitle Tochter des reichen Kulland verschwendetest, ich wußte, daß Du ihretwegen höher hinauf wolltest, denn sie sah mit Geringschätzung auf das Handwerk herab, das Dein Vater und Großvater betrieben. Ihretwegen hattest Du den schweren Kampf mit dem Vater gekämpft, in welchem Du unterlegen warst. Und wie Du so an seiner Seite dahin schrittest, kam sie uns entgegen, tänzelnd und lächelnd, mit bebändertem Hut und kokettem Fächer. Dir schoß bei ihrem Anblick eine rasche Blutwoge in's Gesicht und Du schlugst die Augen zu Boden. In ihren

Zügen aber war nichts zu lesen, als mühsam bekämpfte Lachlust. Ihr war es ein köstlicher Spaß, daß der hübsche Fritz Ritter, der bis dahin ein sehr begehrter Tänzer auf ihren Kränzchen und Gesellschaften gewesen war, plötzlich vom Primaner zum Lehrling degradirt worden war. Was Dir fast an's Leben ging, war ihr ein lustiger Fastnachtsscherz. Und dieser Frau, die seitdem ihre Herzlosigkeit und ihren Hochmuth durch jede ihrer Handlungen bewiesen hat, dieser Frau willst Du zum zweiten Male einen Antrag machen, nachdem sie Dich das erste Mal schnöde abgewiesen und einen Anderen Dir vorgezogen hat! Ich habe Dir in der That mehr Selbstachtung zugetraut, Fritz!"

Auch diesem Vorwurfe begegnete er mit seinem gewöhnlichen ruhigen Lächeln.

„Du vergissest, Tinchen," sagte er, „daß sie sich bemüht, mich diese erste Niederlage vergessen zu machen, indem sie mir zeigt, daß ich keine zweite zu befürchten habe."

„Und diesen Wechsel der Gesinnung rechnest Du natürlich Deiner persönlichen Liebenswürdigkeit zugut. Diese Verblendung! Aber so seid Ihr Männer! Wenn nur ein schlaues Weib es versteht, Eurer Eitelkeit zu schmeicheln, dann —"

Herr Fritz Ritter wartete das Ende dieses Herzensergusses nicht ab. Er hatte Hut und Handschuhe ergriffen und sich lachend aus dem Zimmer geflüchtet. Von der Straße aus nickte er seiner Schwester, die mit verdüstertem Gesicht an das Fenster getreten war, noch einmal fast knabenhaft lustig zu. Dann hob er respektvoll grüßend den Hut vor einem der Fenster des ersten Stockes, wo die

schöne junge Wittwe, um derentwillen er eben den Kampf mit seiner Schwester bestanden, mit ihrer Mutter wohnte.

Fräulein Ernestine ließ sich langsam in einen Stuhl sinken, faltete die Hände im Schoß und seufzte leise. Zuerst war es dieser neue Kummer, welcher sie ausschließlich beschäftigte. Dann aber wandten sich ihre Gedanken vergangenen Sorgen und vergangenen Kümmernissen zu. Ungerufen tauchten Bilder und Erinnerungen in ihr auf und zogen in langer Reihe an ihrem Blicke vorüber.

Glück, wenigstens das, was man gemeinhin Glück in einem Frauenleben nennt, war ihr nicht beschieden gewesen. Einmal allerdings hatte auch ihr ein kurzer Frühling geblüht, aber der Vater hatte den Kopf geschüttelt. Der Martin sei ein unruhiger Kopf, hatte er gesagt, zwar ein geschickter Arbeiter, aber ohne Ausdauer. Er könne mehr leisten, als drei andere, aber gerade wenn man ihn am nöthigsten brauche, lasse er Arbeit und Arbeitgeber im Stiche. Aber sie war voll Liebe und Vertrauen gewesen, und außerdem hatte sie den Eisenkopf des Vaters geerbt, der durchsetzte, was er wollte.

„Er kann mehr leisten, als hier von ihm verlangt wird, er sehnt sich in die Weite, es ist ihm zu eng hier, wo seine besten Kräfte brach liegen," hatte sie gedacht, als der Liebste in die Welt hinaus wollte. „Geh' und bilde Dir Dein Handwerk zur Kunst aus, und dann kehre heim. Ich warte auf Dich, ich bleib' Dir treu!" hatte sie an seinem Halse geschluchzt, als er Abschied genommen. Dann waren böse Tage gekommen, nach einigen flüchtigen unsicheren Nachrichten ein langes, langes Schweigen. „Ver-

schollen und verdorben," sagten die Leute in der Vaterstadt. Ernestinens Herz aber hatte dazu ein lautes, ungläubiges Nein gerufen. Sie hatte gewartet viele Jahre lang, bis sie darüber zum alten Mädchen geworden war. Die Eltern waren mittlerweile gestorben, und der Bruder hatte das väterliche Erbe angetreten. Um diese Zeit war es, daß sich dem Mädchen noch einmal die Gelegenheit bot, einen Ehebund zu schließen. Ein braver Mann begehrte sie zur Hausfrau und zur Mutter seiner mutterlosen Kinder. Aber da er nicht reich war, hätte er Ernestinens Mitgift beanspruchen müssen, und damals wäre es ihrem Bruder noch schwer gewesen, ihr Erbtheil auszuzahlen. Deshalb verzichtete sie auf ein eigenes Haus in der Sorge für den Bruder, und in der Freude an ihm wollte sie fortan ihr Glück finden. Und sie hatte Grund, mit Stolz und Liebe an ihm zu hangen. Mit Umsicht und Geschick betrieb er das einst so gehaßte Zimmerhandwerk, und die Arbeiterzahl auf seinen Bauplätzen mehrte sich. Und als später die Eisenbahn gebaut wurde und kaum tausend Schritte von seinem Zimmerplatze entfernt die große Eisenbahnbrücke über den Strom entstand, da war er der Mann dazu, die günstigen Zeitverhältnisse zu benutzen. Wo sich seine weiten Zimmer- und Lagerplätze ausgebreitet hatten, stand jetzt das stattliche Bahnhofsgebäude, von parkähnlichen Anlagen umgeben. Und wo einst die verrufenste Gegend der Stadt, die Schloßfreiheit, sich vom Strome der alten Burg zu aufwärts gezogen hatte, da war jetzt eine schöne Straße angelegt. Die Ritterstraße hieß sie, ob so genannt nach dem jungen Meister, der rasch entschlossen den Grund angekauft

und statt der elenden Hütten die stattlichen Häuser erbaut hatte, oder nach den Kreuzherren, die einst das Land ringsum beherrscht und die Straße zwischen Strom und Schloß gewandelt waren, blieb ungewiß. Gewiß aber war, daß der junge Zimmermeister durch den Bau dieser Straße zu einem der reichsten Männer der Stadt geworden war. Und dieser glückliche Erfolg kam auch seiner Schwester zugut. Das Leben fing jetzt dem Mädchen an zu lächeln, und sie hätte es genießen und das Leid vergangener Jahre vergessen können, wenn sie nicht plötzlich und erschütternd daran erinnert worden wäre.

Der einst so schmerzlich ersehnte Jugendgeliebte kam nach fünfzehnjähriger Abwesenheit zurück. Als Ernestine eines Abends aus einer Kaffeegesellschaft nach Hause kam und die breite Treppe zu dem Hause ihres Bruders emporstieg, fand sie auf einer der Stufen einen zerlumpten, verwildert aussehenden Mann mit einem etwa neunjährigen Mädchen sitzen.

„Ihr gehört nicht hieher," sagte Ernestine streng, ihr schwarzes Seidenkleid an sich ziehend, um es vor der Berührung des schmutzigen Bettlers zu schützen, „macht, daß Ihr fortkommt, hier wird nicht gebettelt."

Da hob der Mensch sein Gesicht empor, und Ernestine schwankte und mußte sich an dem Geländer halten, um nicht zu fallen.

„Ich komm' ein bissel spät zurück und verändert werd' ich mich auch haben, aber ich seh', Du erkennst mich noch, Tinchen," sagte der Mann mit frechem Lächeln. „Und von all' der Lieb' wird doch wohl so viel übrig geblieben sein,

daß Du mich nicht wirst verhungern lassen, mich und mein Kind. Deine impertinente Zofe hat mich zwar hinausgewiesen, aber ich denk', in Deinem großen Hause wird sich wohl ein Platz für Deinen Liebsten finden."

Er hatte mit der rauhen Stimme eines Trunkenboldes gesprochen. Dann hatte er sich erhoben und stand schwankend dem Mädchen gegenüber. Was in diesem Augenblicke sich in ihr regte, konnte Ernestine ihr Leben lang nicht vergessen. Scham und Abscheu war es, aber dazwischen machte sich ein anderes Gefühl geltend, das eines grenzenlosen Mitleids und Erbarmens. Mit zitternder Hand griff sie nach ihrer Börse, nach welcher der Mann mit gierigem Blick schielte. „Hier nehmt," sagte sie bebend, „sucht Euch ein Nachtlager, das ist Alles, was ich für den Augenblick für Euch thun kann. So, wie Ihr seid, kann ich Euch nicht unter das Dach meines Bruders führen. Morgen kommt wieder — nein, kommt nicht selbst, schickt das Kind, dann will ich Euch Bescheid sagen."

Und hiemit begann wieder eine Zeit der Kämpfe für Ernestine. Der sonst so heitere, gutherzige Bruder wollte von dem heruntergekommenen Vagabunden nichts wissen, noch weniger aber anerkennen, daß derselbe ein Recht auf Ernestinens Erbarmen und Hilfe habe. „Nicht vor die Augen sollte er ihm kommen, nicht wagen, seine Schwelle zu überschreiten! In irgend ein Korrektionshaus müsse er eingesperrt werden, er und sein Kind, das sicherlich die bösen Triebe seines Vaters geerbt habe," so meinte Fritz.

Zwischen die Geschwister, die sonst stets in bester Eintracht gelebt, hatte der unselige Mensch Streit und Hader

gebracht. Heftige Scenen, in denen Ernestine darauf bestand, sich des Verkommenen anzunehmen, und der Bruder ebenso standhaft seine Einwilligung dazu verweigerte, folgten einander, und es wurde erst Friede geschlossen, als Fritz sich endlich dazu verstand, dem verkommenen Menschen lohnende Arbeit zu verschaffen, das Uebrige nahm Ernestine auf sich. Sie miethete für den einst Geliebten und das Kind eine Wohnung in einer stillen, nahe gelegenen Straße und richtete sie einfach und sauber ein. Hier sollte er mit seinem Kinde leben und nach und nach der Arbeit und einem geordneten Wandel wiedergewonnen werden. Zuweilen meinte Ernestine unter der Schwere der übernommenen Pflicht unterliegen zu müssen. Zuweilen, wenn er eine Zeit lang stetig bei der Arbeit geblieben war, schöpfte sie frohe Hoffnung. Er hatte in der Fremde Tüchtiges gelernt. Unter seiner Hand entstanden Meisterwerke der Kunsttischlerei, und sein Verdienst, redlich zusammengehalten, hätte eine Familie reichlich ernähren können. Aber nach solchen Zeiten der Besserung kamen wieder andere, wo der Elende um so tiefer in seine lasterhaften Gewohnheiten zurücksank, und die verrufensten Schenken unten am Strom Tage und Wochen lang seine Wohnstätte wurden.

Endlich nach drei langen Jahren fand dieser tapfer bestandene, aber fruchtlose Kampf ein Ende. Der Elende starb. Mit einem unaussprechlichen Gefühl des Dankes und der Erleichterung fühlte Ernestine sich frei, jetzt hatte sie ein Recht auf den Lohn: das Kind!

Ein glückseliges Geschöpf war dieses Kind des Verkommenen, überreich und glücklich in Verhältnissen, in denen

jedes andere Kind verkümmert wäre. Ihr brauner Lockenkopf schien immer von Sonnenschein umwoben, keine Erdennoth konnte ihr etwas anhaben. Sie bedurfte nichts. Als sie ein kleines Kind gewesen, so hatte der Vater erzählt, habe sie mit Holzstückchen gespielt und darin die schönsten und kostbarsten Puppen gesehen, und als sie älter wurde, bedurfte sie nicht viel mehr. Niemals hatte Ernestine sie klagen hören. Die Kleine hatte sich nie gefürchtet, wenn der gewissenlose Vater sie Tage und Nächte lang allein gelassen, nie gehungert, wenn er seinen Verdienst vertrunken und sein Kind vergessen hatte. Ein Stückchen trockenes Brod schmeckte ihr so gut, wie anderen Kindern süßer Kuchen.

Und dieses Kind gehörte nun ihr, ihr allein!

„Du hast doch nichts dagegen Fritz, daß ich Marie Martin in's Haus nehme?" hatte sie ihren Bruder gefragt. „Sie hat keine Verwandte, wir sind die Einzigen, auf die sie rechnen darf. Auf mich, weil ich durch die Vergangenheit verpflichtet bin, auf Dich, weil Du ihr Vormund bist!"

„In's Haus willst Du das Kind dieses Menschen nehmen? Willst Du nie aufhören, die Sklavin der Vergangenheit zu sein? Die letzten drei Jahre haben Dich zur alten Frau gemacht. Und nun die Last endlich von Dir genommen ist, willst Du freiwillig eine neue auf Dich nehmen? Das ist Wahnsinn, Ernestine, ich werde es nicht zugeben!"

„Und was soll aus dem Kinde werden?"

„Ich werde es erziehen lassen. Wenn ich die Pflichten der Vormundschaft übernommen habe, so werde ich sie auch

erfüllen. Ich verstehe dieselben indessen anders, als Du. Ich habe daran gedacht, sie in die Dienstbotenschule zu N. zu schicken, da wird sie die Vorbildung empfangen, die ihr noth thut."

Fräulein Ernestine Ritter hatte ein leicht erregbares Temperament. Sie konnte rasch auffahren, wenn man ihren Willen kreuzte. In diesem Augenblick aber blieb sie ruhig. Die Worte ihres Bruders hatten nicht ihren Zorn erregt — sie hatten ihr einen Schlag auf's Herz versetzt.

„Eine Dienstmagd willst Du aus Marie Martin machen?" fragte sie nach einer Pause mit zitternder Stimme. „Ich liebe das Kind, Fritz, und Du verlangst von mir, ich soll einwilligen, daß es künftighin das Leben einer Magd führe?"

„Gerade weil das, was ich fürchtete, wirklich eingetreten ist, weil Du Dein Herz an dieses Mädchen gehängt hast, gerade deshalb will ich durch die Erziehung eine Scheidewand zwischen Euch aufrichten. Du weißt, ich halte das Mißtrauen, das man gegen die Kinder von Taugenichtsen hegt, für kein ungerechtfertigtes Vorurtheil, und ich will daher strenge Arbeit als Mittel gegen die verhängnißvolle väterliche Erbschaft anwenden."

„Du begehst ein furchtbares Unrecht gegen dieses Kind, das zum Besten beanlagt ist! Aus rein egoistischen Befürchtungen versagst Du ihm die Ausbildung, auf die es nach seiner Begabung ein Recht hat. Und wenn ich sie nun adoptire — was dann?"

Das war ein Argument, das den Widerstand des

Bruders sieghaft zu Boden schlug. Hatte er ein Recht, sich gegen diese Absicht der Schwester aufzulehnen, konnte sie nicht auf den Gedanken kommen, seine Weigerung entspringe der Furcht, sie werde über ihr Vermögen einst zu Gunsten ihrer Pflegetochter verfügen?

Friedrich Ritter selbst that jetzt die nöthigen Schritte, sein damals etwa zwölfjähriges Mündel in einer der besten Erziehungsanstalten der Provinzialhauptstadt unterzubringen. Er gab selbst seine Zustimmung, daß die Kleine die Ferien in seinem Hause zubringe, und da er alljährlich eine Reise zu machen pflegte, so wurde es zum stillschweigenden Uebereinkommen, daß er diese in die Zeit der großen Sommerferien verlegte. Auf diese Weise ging er dem unliebsamen jungen Gaste aus dem Wege und hinderte seine Schwester nicht, sich ihrer Pflegetochter zu erfreuen. Er lächelte ungläubig und ironisch, wenn sie ihm bei seiner Rückkehr rühmte, wie voll Leben, Anmuth und Güte das Kind sei. Er widersprach nicht, aber es war ersichtlich, daß er Alles, was sie zum Lobe ihrer Pflegetochter sagte, für eitel Täuschung hielt.

Was er als Vormund wissen mußte, erfuhr er. Er wurde benachrichtigt, daß es mit Mariens Studien stetig vorwärts gehe, daß sie rechtzeitig ihr Examen als Lehrerin gemacht habe, und daß ihr die Stelle einer Hilfslehrerin an der Anstalt, in der sie seit sechs Jahren gelebt, angeboten worden sei. Er hatte ihren Wunsch, dieselbe anzunehmen, durchaus gebilligt und brieflich seine volle Befriedigung ausgesprochen. Auch Ernestine hatte zögernd

ihre Einwilligung gegeben. Auf ein Zusammenleben mit ihrer Pflegetochter mußte sie, so lange ihr Bruder sie brauchte, doch verzichten.

2.

„Lieber Herr Stadtrath!

Wollen Sie meiner Tochter und mir das Vergnügen machen, Sonntag Mittag drei Uhr bei uns zu speisen? Sie werden mit einigen Ihrer Collegen bei uns zusammentreffen. Herzlichen Gruß!

Clementine Kulland,
geb. v. Stetten."

So lautete das zierliche Billet, das Fräulein Ernestine Ritter auf ihres Bruders Schreibtisch fand, als sie eines Morgens mit Staubtuch und Wedel in seinem Zimmer hantierte.

„Geborene v. Stetten! Mit ihrem Adel muß die verehrte Frau Kommerzienrath doch beständig um sich werfen! Er und das Geld sind die einzigen Dinge auf der Welt, die Werth für sie haben!"

„Sprichst Du zu mir, liebe Tante?" fragte eine sanfte Altstimme aus dem Nebenzimmer.

„Nicht eigentlich, Kind! Ich machte nur meinem Herzen ein bischen Luft. Sieh hier, eine Einladung an den ‚lieben Herrn Stadtrath' von unserer Hausgenossin im ersten Stock. Er soll Sonntag mit einigen seiner Collegen bei ihr speisen!" Ernestine war in das anstoßende Wohnzimmer getreten, reichte das fragliche Briefchen einem jungen Mädchen, das lesend in einer Fensternische saß, und

fuhr erregt fort: „Lieber Herr Stadtrath! schreibt sie, und wie lange ist es her, da ging sie an ihm vorüber, als kenne sie ihn nicht! Ja, die Zeiten ändern sich, und mir ist himmelangst, daß Fritz doch noch in die Falle geht. Seitdem er Stadtrath geworden, marschiren sie keck genug auf ihr Ziel los, und ich fürchte, Fritz hält seine Augen nicht so scharf offen, wie gewöhnlich."

„Dann schließt er sie mit Absicht, Tante! Und diese Absicht solltest Du unterstützen. Wenn ihm die Tochter so lieb ist, daß er den Hochmuth verzeiht und vergißt, mit dem die Mutter ihn einst behandelt, so solltest Du seiner Liebe nicht entgegentreten! Du solltest die Frau wie eine Schwester lieb haben und —"

„Laß mich mit solchem Ansinnen in Ruhe," unterbrach Fräulein Ernestine ungestüm die vermittelnde Rede. „Die Tochter ist ebenso wie die Mutter, und ich bin nicht so versöhnlicher Natur, daß ich ihr alles Herzeleid verzeihe, das sie meinem Bruder angethan! Es gab eine Zeit, da hatte diese Frau die Wahl zwischen meinem ehrlichen, braven, strebsamen Bruder, der sie von Jugend auf geliebt hatte, und jenem leichtsinnigen Burschen, den sie hernach heirathete. Dieser Letztere war allerdings der Erbe des großen Hauses Lütten, der ihr eine Stellung bieten konnte, die ihrer Eitelkeit und ihrem Hochmuthe schmeichelte, während Jener erst am Beginne seines Erfolges stand. Dazu kam, daß sie wußte, wie Fritz sie schon seit Jahren geliebt hatte, und daß sie durch Blicke und Worte diese Liebe genährt und Hoffnung in ihm erweckt hatte. Heirathen wollte sie ihn nicht, dazu war sie zu eitel und

weltlich gesinnt, aber seine Liebe und Hingabe wollte sie auch nicht entbehren. So hielt sie ihn von jedem anderen Herzensbündniß zurück und entfremdete ihn den alten Freunden unseres Hauses, in deren Kreisen er wohl eine gute und passende Frau gefunden hätte. So sicher hatte sie ihn gemacht, daß er nicht sah, was vorging, und noch immer vertrauensvoll an sie glaubte, als die ganze Stadt schon von der Verschwägerung der beiden reichen Häuser Lütten und Kulland sprach. Und dann kam der Tag, wo er vor der vollendeten Thatsache stand. Das hätte ihn heilen sollen, meinst Du? Ja, es schien auch so. Er war zwar nicht heiter — ich habe manches Jahr sein Lachen, das doch die einzige Erquickung in meinem Leben war, entbehren müssen — aber er war ruhig. Und da er seit dieser bitteren Erfahrung den Mädchen und Frauen noch mehr aus dem Wege ging, als früher, so blieb ihm um so mehr Zeit, seinen Geschäften nachzugehen. Während es aber mit diesen immer besser ging und Arbeit und Geld ihm von allen Seiten zuströmte, führte das junge Paar ein flottes Leben, das nach dem Tode des alten Herrn Lütten so extravagant wurde, daß die ganze Stadt dazu bedenklich den Kopf schüttelte. Es kam, wie es kommen mußte. Der junge Herr hatte die Geschäfte vernachlässigt und sein Leben auf Reisen genossen. Hier aber spekulirte der Compagnon, den er sich nach dem Tode seines Vaters zugelegt, so wahnsinnig, daß die ganze Herrlichkeit früher zu Ende ging, als man es gedacht. Bankerott und Schande brach über das alte Haus herein, und über den Träger des geachteten

Namens wäre noch Schlimmeres gekommen, wenn sich nicht in der zwölften Stunde noch ein Helfer gefunden hätte. Sport und Spiel hatte der Leichtsinnige stets mit Leidenschaft getrieben. Jetzt machte er ein Handwerk daraus und mag wohl nicht gar zu gewissenhaft dabei verfahren sein. — Fritz hat nie darüber gesprochen, aber ich weiß, daß er den Bitten keines Bedrängten widerstehen kann. Und als Jenem das Messer an der Kehle saß und er zu ihm kam und ihn anflehte, ihn zu retten, und ihn seinen und seiner Frau geliebten Jugendfreund nannte, nun da wird er erlangt haben, was er wollte. Wie oft sich die Sache wiederholt hat, weiß ich nicht, aber daß es öfter geschehen ist, als Fritz jetzt wahr haben will, das weiß ich gewiß. Es war ein Glück, daß es mit dem Menschen rasch zu Ende ging, denn sicherlich hätte er Schmach und Schande über die ganze geachtete Familie gebracht. — So stehen die Sachen, und jetzt angelt die Wittwe im Verein mit ihrer hochmüthigen Mutter nach dem Manne, den sie einst schnöde abgewiesen."

„Und doch mag sie nicht so schlimm sein, als es den Anschein hat, Tante! Wer weiß, welche Einflüsse sich damals, als sie die Hand jenes Mannes annahm, geltend gemacht haben. Die Mutter mag diese Verbindung gewünscht haben, und sie war jung und hat der Ueberredung nicht widerstehen können."

„Du kennst sie nicht, deshalb urtheilst Du so," entgegnete Fräulein Ernestine ungeduldig. „Ich aber weiß, daß sie sich niemals beeinflussen ließ. Schon als Kind

wußte sie ganz genau, was sie wollte, und wird es jetzt, wo sie schon längst über die verhängnißvollen Dreißig hinaus ist, noch besser wissen."

„Schon so alt?" rief das Mädchen erstaunt. „Das sieht man ihr wahrlich nicht an."

„Gegen ihr Alter ist nichts einzuwenden, das paßt zu Fritzens Jahren, ich möchte nur wünschen, daß alles Andere ebenso gut paßte! Aber sie sind grundverschieden in allen ihren Ansichten und Gewohnheiten. Er ist häuslichen Sinnes, und sie so an Vergnügen und Zerstreuung gewöhnt, daß sie ihr Haus eigentlich nur als Absteigequartier betrachtet. Er geht zu Grunde, wenn er dieses Leben mit ihr führen muß, und wenn er es nicht thut, nun, dann wird der eheliche Frieden früh genug zum Dache hinausfahren!"

Nachdem die alte Dame derartig ihr Herz erleichtert hatte, stand sie rasch auf. Mit dem Schlüsselkorb am Arm schritt sie der Thüre zu. Dort aber blieb sie noch einmal stehen, um mit stolzem Lächeln ihre Pflegetochter zu betrachten. Als diese gestern Abend angekommen war, hätte sie beinahe einen Schrei der Ueberraschung bei ihrem Anblicke ausgestoßen. Wie groß und schön das Mädchen in einem Jahre geworden war! Wie ein Bild blühender Jugendschöne hatte sie vor ihr gestanden.

Nach Tante Ernestinens Fortgang verharrte das junge Mädchen regungslos in ihrer Stellung. Sie hatte das Buch bei Seite gelegt und die Hände im Schoß gekreuzt. Das Wetter draußen begünstigte eine träumerische, nachdenkliche Stimmung. Der ganze Sommer war ein einziger

langer Regentag gewesen, und auch heute rieselte es aus den tiefhängenden grauen Wolken, als könne die Fluth niemals versiegen.

Also deshalb hatte er sich nicht verheirathet! Hier in diesem Hause, in diesen Zimmern hatte sich eine Liebestragödie abgespielt, und ihr Vormund, dessen sie sich nur als eines ernsten, schweigsamen, streng blickenden Mannes erinnerte, war der Held dieser Tragödie gewesen! Und lange Jahre hindurch war er der Erwählten seines Herzens treu geblieben, ja er liebte sie noch trotz Allem und Allem, dieser finstere Mann!

Das junge Mädchen dachte an ihre Kindheit zurück, an den zürnenden Blick, an die finstere Stirne, die er oft gezeigt, und wie ihr Vater einst vor ihm gezittert hatte.

Sie nahm ihr Buch auf und fing wieder an zu lesen. Aber bald legte sie es weg, die ungewohnte Stille um sie her beängstigte sie. Gestern noch war sie von einer Kinderschaar umgeben gewesen, die sich lärmend von ihr verabschiedete, und heute dieses tiefe Schweigen in der ganzen langen Zimmerreihe! Sie stand rasch auf, sie mußte wenigstens das Geräusch ihrer Schritte hören. Langsam schritt sie aus einem Zimmer in das andere. Was für eine herrliche Wohnung, eine lange Doppelreihe hoher prächtiger Gemächer! Als er dieses Haus gebaut und dieses Hochparterre für sich eingerichtet, hatte er da vielleicht an die Frau gedacht, die er als Herrin hier einführen wollte? Sicherlich hatte er das gethan, denn für sich und Tante Ernestine hätte es einer solchen Wohnung nicht bedurft!

Wie ihr Vormund jetzt wohl aussehen mochte? Sie hatte ihn eine lange, lange Zeit nicht gesehen, aber sie hatte es nicht vergessen, daß er sie stets frostig abwehrend angeblickt. Sie erinnerte sich, daß seine Gegenwart und sein kalter forschender Blick die Macht gehabt hatten, sie bis zur völligen Fassungslosigkeit einzuschüchtern. Damals hatte sie unter diesem Drucke qualvoll gelitten, aber diese Zeiten waren jetzt vorüber! Jetzt war sie nicht mehr das von fremder Güte und Erbarmen abhängige Kind, jetzt stand sie auf eigenen Füßen. Und das Bewußtsein dieser Selbstständigkeit würde ihr den Muth geben, ihm frei und unbefangen entgegenzutreten. Sie wollte sich nicht mehr einschüchtern lassen. Die Achtung und Aufmerksamkeit, die er zu fordern ein Recht hat, wollte sie ihm natürlich beweisen — vielleicht bietet sich auch einmal die Gelegenheit, ihm in einigen Worten den Dank auszusprechen, den sie ihm schuldet — denn als Vormund hat er unleugbar treu seine Pflicht an ihr erfüllt. Im Uebrigen wird auch er hoffentlich ihrer veränderten Lebensstellung eingedenk sein. Sollte indessen seine Abneigung gegen sie noch immer so groß sein, daß er sie empfinden ließe, sie sei kein gern gesehener Gast in seinem Hause, nun, dann wollte sie den Staub dieser ungastlichen Schwelle von ihren Füßen schütteln und nie mehr wiederkehren.

Ein Zucken ging über das Gesicht des jungen Mädchens, und über ihre Augen legte sich ein feuchter Schimmer. Sie stand rasch auf und machte einige schnelle Gänge durch das Zimmer.

Bei dem Schall ihrer Schritte ist der alte Fido aus

dem Nebenzimmer gekommen und reibt seinen Kopf an ihrem Knie. Sie beugt sich herab und streichelt ihn. Der Fido ist ein sehr alter Hund und hübsch kann er selbst in seinen jungen Jahren kaum gewesen sein, aber er wird dennoch hoch in Ehren gehalten. Er stammt noch aus dem Elternhause des Stadtraths und hat ein Kissen neben dem Ofen in des Stadtraths Zimmer, und dieser selbst pflegt auf seinem eigenen Teller das Futter für das zahnlose alte Thier zurecht zu schneiden. Und da ist auch noch der alte Kanarienvogel der Tante! Auch er hat es behaglich in seinem blank geputzten Käfig bei Zucker und Kanariensaat, so behaglich, daß er vor der Zeit dick und faul geworden ist. Er singt nie, er mag es in der tiefen Stille des Hauses verlernt haben. Sie tritt an das Bauer und klopft an die Messingstäbe, und wie Sonnenschein nach einem Frühlingsregen gleitet ein Lächeln über ihr Gesicht.

„Du Fauler!" sagt sie. „Von heute an sollst Du Unterricht im Singen haben! Komm her, laß einmal ab von Deinem Futterkasten und höre zu!"

Sie fängt an zu pfeifen, erst ganz leise, kaum hörbar. Da aber das Thierchen stille sitzt, den Kopf auf eine Seite neigt und sie mit seinen schwarzen Perlenaugen aufmerksam ansieht, wird das Pfeifen lauter. Endlich, als der kleinen Kehle ein paar schüchterne Töne entsteigen, geht das Pfeifen in ein lautes Jodeln über. Wie mächtig das in diesen hohen Räumen klingt! Nicht sowohl des Vogels wegen, als um ihre eigene Stimme zu hören, läßt sie ihren Gesang immer lauter anschwellen. Das reizt den Vogel.

Mit voller Kraft setzt er ein, und aus dem Solo wird ein Zwiegesang, der laut von der hohen Decke wiederhallt.

Im Nebenzimmer aber hatte sich die Thüre geöffnet, und der Hausherr war eingetreten. Ueberrascht war er stehen geblieben, als die ungewohnten Klänge an sein Ohr schlugen. Der laute jubelnde Sang der frischen Mädchenstimme, zuweilen unterbrochen durch ein helles lustiges Lachen, das so harmlos glücklich klingt, daß es zum Einstimmen reizt, das schmetternde Lied des Vogels, der alle seine Kräfte anstrengt, seine Meisterin zu überschreien, das vergnügte Winseln des alten Fido — das Alles reizt die Neugierde des Stadtraths. Und als er durch die Portière späht, sieht er das Trio, das sein Haus mit so heiteren Tönen füllt. Da stand das junge Mädchen, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, das lächelnde Haupt in den Nacken gebeugt, unter den dunklen Wimpern hervor den Vogel lustig anblinzelnd, während Fido unruhig und eifersüchtig sie umstreicht und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken strebt. Dies Bild mußte dem Stadtrath wohl gefallen, denn er stand ein paar Minuten regungslos, um es zu betrachten.

Wer mochte das schöne Mädchen wohl sein, das ihn eben so angenehm überraschte? War es möglich, konnte dies Marie Martin sein? Natürlich war sie es, er entsann sich jetzt, daß seine Schwester ihn flüchtig von ihrem Kommen benachrichtigt hatte. Dies also war die Tochter des Vaga—! Zum ersten Male unterdrückte er die entehrende Bezeichnung, mit welcher er in seinen Gedanken den Vater seiner Mündel zu benennen pflegte. Ja, sie

war es, jetzt erkannte er sie an ihrem braunen Lockenhaar. Aber was hatten die paar Jahre, die an ihm fast spurlos vorübergegangen waren, aus dem blassen, unbedeutenden Kinde gemacht! An dieser Erscheinung war nichts, was an ihre verachtete Herkunft erinnerte. Das dunkle Kleid von weichem schmiegsamen Stoff umschloß eng die feine, elegante Taille des Mädchens, die Hände waren von tadelloser Form und Weiße, die Haltung des Nackens und Hauptes einer Prinzessin würdig! Und dieses junge schöne Wesen hatte er zu einer Dienstmagd machen wollen! Und plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, erinnerte er sich jeder unfreundlichen Empfindung, die er gegen das Kind gehegt. Wie oft hatten die großen Kinderaugen ihn mit ängstlichem Flehen angesehen, und er, der sonst nicht leicht einer Bitte widerstand, war an diesem stummen, rührenden Mahnruf vorübergegangen! Eine Regung von Scham überkam ihn, er mußte sich sagen, daß er nicht der vorurtheilsfreie Mann sei, für den er sich so gerne gehalten. Er wollte gut machen, was er gefehlt! In diesen vier Ferienwochen, die sie unter seinem Dache verlebte, wollte er ihr beweisen — —

Und wieder machte sich der nüchterne, skeptische Geschäftsmann geltend. Was wollte er ihr beweisen? Etwa, daß ihr hübsches Gesicht seine Vorurtheile mit einem Schlage überwunden hatte? Nein, das war nicht der richtige Weg! Kühl und prüfend mußte er ihr gegenübertreten, mit ruhigem Wohlwollen sie willkommen heißen. Weder durch Ohr noch Auge wollte er sich bestechen lassen, denn was bewiesen eine schöne Stimme und eine anmuthige Gestalt?

War ihr Vater nicht auch ein selten schöner Mensch gewesen?

Der Stadtrath sagte sich endlich, daß es jetzt an der Zeit sei, seine Mündel zu begrüßen. Er trat über die Schwelle. Und jetzt stand er ihr gegenüber und sah, wie sie bei seinem unvermutheten Anblick zusammenfuhr und ihn mit großen Augen erschreckt anschaute. Das währte aber nur eine Minute, dann hatte sie sich gefaßt. Ein leichtes Roth glitt über ihre Züge, während sie ihm eine sehr tiefe, sehr anmuthige und sehr ehrerbietige Verbeugung machte, die er ebenso artig und ceremoniell erwiederte.

„Willkommen, Fräulein Marie," sagte er. „Sie haben mir durch Ihren heiteren Gesang eine hübsche Ueberraschung bereitet, solche Töne höre ich sonst nicht in meinem stillen Hause."

„Ich habe nur versucht, dem Kanarienvogel —"

„Das Singen beizubringen," ergänzte er lächelnd, ihrer Verwirrung zu Hilfe kommend. „Ja, Sie haben die beiden alten Träumer hier verjüngt und aufgeweckt. Verfahren Sie mit meiner Schwester ebenso, sie bedarf der Erheiterung. Im Uebrigen werden Sie selbst das Beste thun müssen, unser Haus zu einem passenden Aufenthalt für Jugend und Frohsinn zu machen. Ich fürchte, unser Leben wird Ihnen wenig Abwechslung bieten."

Dann hatte er ihr die Hand gereicht und war in sein Zimmer zurückgekehrt. Sie aber war stehen geblieben in einem Gefühl seltsamer Verwirrung, das indessen viel weniger drückend war, als das beklemmende Angstgefühl, das seine Gegenwart ihr früher eingeflößt. Es war nicht

zu leugnen, daß die Begegnung nicht ganz so verlaufen war, wie sie sich vorgenommen, daß sie verlaufen sollte. Ruhig und würdevoll als Gleichberechtigte hatte sie ihm entgegentreten wollen, statt dessen hatte sie sich wieder imponiren und einschüchtern lassen. Das war eigentlich etwas niederbeugend für ihr Selbstgefühl, indessen es war doch einmal nicht zu ändern, daß dieser große ernste Mann mit seinen kühl und scharfblickenden Augen wirklich etwas Imponirendes hatte.

Sie setzte sich wieder an ihr Buch, aber sie konnte nicht lesen. Den ernsten, forschenden Blick, mit dem er sie angesehen, konnte sie nicht vergessen. Und noch lange nachher meinte sie, den Druck seiner Hand zu fühlen.

3.

Der Sonntag hatte in der Ritter'schen Parterrewohnung mit einer bewegten Scene begonnen. Eine Deputation von Arbeitern war gekommen, dem Meister zu seinem neuen Ehrenamte Glück zu wünschen. In dem großen Hausflur hatten sich die Leute versammelt, nicht im Sonntagsstaat, sondern in Lederschurz und sauberer Arbeiterblouse, den weißen Hemdkragen weit umgeschlagen und die blanke Axt auf der Schulter. Der Aelteste war vorgetreten, hatte in einfachen Worten Glück gewünscht und einen silbernen Pokal überreicht, den sein Nebenmann mit Wein zum Ehrentrunke für den neuen Stadtrath gefüllt hatte. Dieser hatte ihn dankend genommen und ihn „auf das Wohl der Stadt und auf den Fortbestand der gemeinsamen, guten und gesegneten Arbeit“ geleert. Dann hatte er jedem Ein-

zelnen die Hand geschüttelt und für seine Theilnahme gedankt.

„Und zwischen uns bleibt es beim Alten," hatte er zum Schlusse gesagt. „Der Stadtrath geht Euch weiter nichts an, für Euch bin und bleibe ich der Meister! Auf meinen Bauplätzen will ich keinen anderen, als diesen Titel hören! Ich bin stolz darauf, ein Handwerker zu sein, stolz auf den Titel: Meister, den ich mir selbst erworben!" Ein beifälliges Murmeln hatte diesen Worten geantwortet.

„Und nun danke ich Euch nochmals," hatte er dann gesagt. „Damit müßt Ihr Euch vorläufig begnügen! Ihr wißt, die Arbeit drängt jetzt, ich kann keine Eurer Hände missen, wenn ich meine Kontrakte rechtzeitig erfüllen will. Aber wenn die dringendsten Arbeiten beseitigt sind, dann sollt Ihr ein paar Feiertage haben. Ihr mögt Euch dann einen Tanzplatz aufschlagen, wo Ihr mit Euren Frauen und Töchtern tanzen könnt."

Marie, neben der Tante in der Thüre des Wohnzimmers stehend, war Zeuge dieser Scene gewesen. Zum ersten Male hatte sie ihren Vormund seinen Arbeitern gegenüber gesehen. Zum ersten Male hatte sie beobachtet, wie trotz der scharf ausgeprägten Ueberlegenheit, die er in Haltung und Sprache geltend gemacht, doch ein Ton warmer Herzlichkeit durch seine Worte geweht hatte. Dieser Mann war sicherlich nicht nur der unerbittliche, streng fordernde Arbeitgeber, den sie in ihrer Kindheit ihrem Vater gegenüber kennen gelernt hatte. Neben seiner Strenge mußte er auch Güte walten lassen, dafür sprach sein ganzes Ver-

halten an diesem Morgen, dafür sprach auch die Anhänglichkeit seiner Arbeiter.

Als er nach dem Fortgange derselben wieder in's Zimmer trat, fand er sich seiner Schwester gegenüber, die ihm beide Hände entgegenstreckte. Der Ausdruck befriedigten Stolzes auf ihrem Antlitze, und die leuchtenden Blicke, mit denen sie ihn betrachtete, riefen auf dem Gesichte des Stadtraths ein leichtes Lächeln hervor.

„Fritz, ich bin stolz auf Dich!" sagte sie feierlich. „Du bist in Wahrheit ein ganzer Mann, und ein solcher zwingt mir Anerkennung und Achtung ab, wo ich ihn auch finden mag!"

„So, Tinchen? Nun, das freut mich, denn es ist immer besser, Du kommst spät hinter eine Wahrheit, als gar nicht! Aber ich warne Dich! Das ungewohnte Lob wird mir zu Kopf steigen, daß Du es bald für Pflicht halten wirst, mich ob meines Dünkels und Hochmuths ein bischen zu ducken."

„Hörst Du, Marie? Das ist ein Hieb wegen meines Verhaltens nach der Stadtrathswahl. Es thut mir leid, Fritz, wenn ich Dich damals durch meine Gleichgiltigkeit geärgert habe, aber mir hat es stets scheinen wollen, als ob Deine Wahl nicht allein der Anerkennung Deines persönlichen Werthes entsprungen sei. Zum Mindesten hat nicht nur das, was Du bist, sondern auch das, was Du hast, bei der Wahl mitgewirkt. Heute aber ist es ein ander Ding! Den Respekt und die Liebe Deiner Arbeiter erringst Du Dir nur durch Dich selbst. Und da ich weiß, was es bedeuten will, eine Masse ungebildeter und zum

größten Theil undisziplinirter Menschen dem Willen eines Einzelnen gehorsam zu machen und sie zu Arbeit und strenger Pflichterfüllung anzuhalten, und dies zu bewerkstelligen ohne Härte, nur durch eigene Tüchtigkeit, Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit, so sage ich Dir: als Handwerksmeister hast Du Dir meine Achtung erworben, und ich bin stolz auf meinen Bruder Zimmermann!"

Fritz Ritter war, wie alle tüchtigen Menschen, bescheiden und wollte von dem, was er geleistet, nie viel Aufhebens gemacht wissen. Die Lobrede seiner Schwester, noch dazu in Gegenwart des jungen Gastes, brachte ihn daher etwas in Verwirrung.

„Ich bin Dir für Deine gute Meinung dankbar, Tinchen," sagte er ablenkend. „Im Uebrigen aber wollen wir diese Sache jetzt ruhen lassen und an unser Frühstück denken. Bitte, Fräulein Marie, setzen wir uns!"

Er schaute zu dem jungen Mädchen hinüber, das jenseit des Tisches hinter einem Stuhle stand, und begegnete einem glänzenden, freudigen Blicke. Merkwürdig, was in solch' einem Blicke alles liegen kann! In diesem las der Stadtrath eine schüchterne und dennoch warme Anerkennung, eine freudige Bewunderung. Er entsann sich nicht, daß seit langen Jahren ihm je das Herz so rasch und warm geklopft hätte, als unter dem Blick dieses sanften, groß zu ihm aufgeschlagenen Mädchenauges.

„Nun, Fritz, heute gefällt Dir doch unser Frühstückstisch, heute ist er doch des Hauses eines Stadtraths würdig, gelt?" sagte Fräulein Ernestine, als sie neben Marie dem Bruder gegenüber Platz genommen. „Marie hat ihn

geordnet. Und sieh' den schönen Blumenstrauß, den sie in die Mitte gestellt hat! Ich wette, Du kannst nicht rathen, aus welchem Garten die Blumen stammen."

„Nicht aus dem unseren?"

„Bewahre! Weder Marie noch ich sind dreist genug, Deine Blumen anzurühren, wir wissen, daß dieses Recht allein unsere schöne Nachbarin von oben in Anspruch nimmt. Frau Konsul Schwerdtmann hat sie für Marie geschickt durch ihre älteste Tochter, Fräulein Angelika Schwerdtmann. Ja, ja! es geschehen selbst heute noch Zeichen und Wunder! Was das zu bedeuten hat, daß die unnahbare Frau Konsul von Deiner Mündel Notiz nimmt, willst Du wissen? Nun, ihre Mutterliebe hat über ihren Stolz gesiegt! — Die Schwerdtmanns haben ihre jüngsten Töchter in demselben Institute, in dem Marie erzogen wurde und jetzt als Lehrerin thätig ist. Eines der Kinder aber ist gefährlich krank gewesen, und Marie hat es mit Selbstaufopferung gepflegt."

„So arg war die Sache nicht, liebe Tante! Ich habe wirklich nicht mehr gethan, als jede Andere gethan hätte."

„Ich spreche nur nach, was Fräulein Angelika im Auftrage ihrer Mutter gesprochen hat. Und außer diesen Blumen hat Marie noch eine Einladung von Konsuls erhalten, heute gegen Abend mit ihnen auf das Gut hinauszufahren und einige Tage bei ihnen zu bleiben. Nun, was sagst Du dazu?"

„Ich freue mich natürlich, daß sich unserem Gaste eine so angenehme Abwechslung bietet," entgegnete der Stadtrath artig. Aber während er so sprach, beobachtete er zu

seiner eigenen großen Ueberraschung, daß ihm die Einladung durchaus keine Freude bereitete, daß er im Gegentheil der Ansicht war, die Frau Konsul hätte ihrer Dankbarkeit auf irgend eine andere Weise besser Ausdruck geben können.

„Ich habe mich nicht gefreut, denn ich entbehre Marie nicht gern," erwiederte Fräulein Ernestine. „Aber ich habe doch meine Zustimmung gegeben, als Marie sich bereit erklärte, die Einladung anzunehmen. Wenn Du rachsüchtig wärest, Kind, hättest Du heute der Eigenliebe der Frau Konsul einen empfindlichen Schlag versetzen können. Ich entsinne mich noch sehr gut des Tages, als ich Dich weinend am Schwerdtmann'schen Gartenzaun fand. Die Kinder hatten Dich zum Spielen in den Garten genommen und die Frau Mama Dich wieder hinausgewiesen."

„Darüber kann ich ihr nicht zürnen," versetzte Marie ernst, „ich bin es vielmehr der Dame schuldig, zu erklären, daß sie das, was sie zu thun für ihre Pflicht hielt, ohne Härte und Heftigkeit an mir vollzog. Sie hielt kühl und gelassen meine Hand in der ihren, als sie mich zur Gartenthüre führte, und ihre Stimme klang durchaus nicht zornig, als sie mir erklärte, ich solle nicht wiederkommen, ich sei kein passender Umgang für ihre Kinder. Ich bin überzeugt, sie handelte nicht so, um mich zu kränken, sie erfüllte ihrer Ansicht nach eine nothwendige Pflicht, die, etwas Unreines von sich und ihren Kindern fern zu halten."

Der Stadtrath blickte hinüber zu seinem jungen Gaste. Auf dem Gesichte des Mädchens lag ein ruhiger Ernst, keine Spur von Bitterkeit oder Groll.

„Ich freue mich, Kind, daß Du jetzt ruhiger darüber denkst," meinte Ernestine, „aber ich weiß, daß Du unter dem ungerechten Vorurtheil der Menschen einst bitter gelitten hast."

„Da hast Du Recht, ich kann es nicht leugnen! Früher machten solche Kränkungen mir mehr Kummer und kosteten mich mehr Thränen, als recht und gut war. Jetzt habe ich solche Regungen überwunden. Denn als ich sah, daß keine Menschenseele — außer einer einzigen, Tante Ernestine — etwas von mir wissen wollte, als selbst die Besten mich mißtrauisch fern von sich hielten, da sagte ich mir: Du mußt Dein Schicksal auf Dich nehmen, Du darfst Dich nicht darüber beklagen, obgleich es hart und unverdient ist. Du hast als Erbtheil nichts empfangen, worauf Du Dich stützen kannst, keinen geachteten Namen, keine altbewährte Freundschaft, außer einer, Tante Ernestine, und die war mehr Erbarmen, als Freundschaft! Wohlan! erwirb Dir dies Alles! Dies war mein Sporn. Das heute Erlebte beweist Dir, daß ich nicht umsonst gestrebt. Glaube mir, ein also selbsterrungener Erfolg ist sehr süß, er löscht jede Bitterkeit der Vergangenheit."

Hell und klar blickten die braunen Augen zu der alten Dame hinüber. „Du bist mein liebes, braves, armes Kind!" sagte diese mit einem wehmüthigen Zucken des Mundes.

„Lieb und brav, das höre ich gern, aber arm, weshalb arm? Ich habe, was ich brauche, und meine Thätigkeit ist nützlich und gewährt mir Befriedigung. Ich versichere Dich, ich bin sehr glücklich, sehr zufrieden!"

Hiemit endete das Gespräch, denn der Stadtrath, der sich bisher mit seinen Zeitungen beschäftigt hatte, faltete die Blätter zusammen und stand auf. Ihm war von der leise geführten Unterhaltung kein Laut entgangen, und manches der harmlos gesprochenen Worte war wie ein Keulenschlag auf sein Haupt gefallen. In seinem Zimmer blieb er eine Weile starr vor sich hinblickend stehen. Er war bisher stolz gewesen auf das, was er errungen. Und doch hatte er nur fortzuführen gebraucht, was Vater und Großvater begonnen. Ihm, dem Träger eines alten geachteten Bürgernamens, war das Vertrauen seiner Mitbürger entgegengekommen und hatte ihm die Wege geebnet. Sein Erbe war ein besseres gewesen, als das des armen kleinen Mädchens, das so tapfer und furchtlos durch eine feindliche Welt schritt. Und wie hatte er sich seines Vorzugs würdig gezeigt? Er hatte den Mangel jenes herrlichen Erbes wie eine Sünde an ihr heimgesucht — auch er hatte sie wie etwas Unreines, mit einem Pesthauche Behaftetes, von sich abgewehrt.

4.

Es war gegen drei Uhr, als Ritter schon zur Mittagstafel gekleidet in sein Arbeitszimmer trat. Nebenbei in der Wohnstube wurde so eifrig gesprochen, daß seine Anwesenheit unbemerkt blieb. Fräulein Ernestine saß auf ihrem gewöhnlichen Platz am Fenster, behaglich zurückgelehnt, die sonst so fleißigen Hände im Schoße gekreuzt, die wohlverdiente Sonntagsruhe genießend, und Marie kauerte hoch oben auf der obersten Stufe einer Doppel-

leiter, die vor den großen Bücherschrank gerückt war. Ein Haufe Bücher lag auf ihren Knieen, von deren Inhalt sie gänzlich in Anspruch genommen schien.

„Gott, welche Schätze!“ sagte sie. „Sie mehren sich von Jahr zu Jahr. Man weiß gar nicht, wonach man zuerst greifen soll!“

„Erfreue Dich daran, Kind! Ich schaffe die Bücher doch nur eigentlich für Dich an.“

„Und von allen diesen Büchern kennst Du erst so wenig, Tante. Wenn ich so viel Zeit hätte, wie Du, ich hätte sie schon alle von Anfang bis zu Ende gelesen.“

„Doch wohl nicht, wenn Du erzogen wärest, wie ich. Als ich jung war, gab es in unserem großen Haushalte Arbeit die Menge, und die Mutter hätte es nimmermehr gelitten, wenn ich, statt mich in Haus und Garten zu tummeln, über einem Buche gesessen hätte. Auf diese Weise verging mir die Lust zum Lesen, wenn sie mir wirklich hin und wieder einmal kam. Jetzt freilich hätte ich Zeit und Lust, das Versäumte nachzuholen, jetzt aber wollen meine Augen nicht mehr recht vorwärts.“

„Und der Herr Stadtrath?“

„Der ist ein Mann der That, nicht der beschaulichen Ruhe. Freilich, Abends nach des Tages Last im Lehnstuhl liegen und sich vorlesen lassen, das würde ihm ebenso gefallen, wie mir. Da wir aber Niemand haben, der uns diesen Liebesdienst erweist, so bleiben die Bücher hübsch in Reih und Glied im Schranke stehen.“

Es entstand eine Pause in der Unterhaltung, bis Fräulein Ernestine wieder begann:

„Sieh, Marie, dieser Bücherschrank ist die letzte Arbeit Deines Vaters und von allen vielleicht die schönste. Als ich ihn kaufte, geschah es in der Absicht, ihn Dir einmal zu geben. Du sollst ihn jetzt haben, Kind! Wir lassen ihn verpacken und schicken ihn voraus, und wenn Du von den Ferien zurückkehrst, findest Du ihn bereits vor. Du wirst mehr Freude an den Büchern haben, als ich oder Fritz."

„Ich danke Dir, Tante, ich danke Dir tausendmal, aber verzeih, wenn ich Deine Güte ablehne! Ich kann wirklich von dem mir zugedachten Geschenke keinen Gebrauch machen. Hier in Euren großen und schönen Zimmern ist dieser Schrank an seinem Platze, in unserem Schlafsaale aber, wo nur ein kleines Eckchen mir gehört, könnte ich ihn gar nicht unterbringen."

„Hast Du es sehr unbehaglich dort?"

„Durchaus nicht, Tante, nur sehr einfach! Und für zwei Dinge, die stets das Leben verschönern, ist reichlich gesorgt: für frische Luft und allergrößeste Sauberkeit."

„Es ist ein großer Schmerz für mich, daß ich so wenig für Dich thun kann, mein Kind!"

„Wenig, sagst Du? Du, der ich Alles verdanke, was ich bin und habe!"

„Was hast Du denn? Du besitzest eigentlich nichts auf der weiten Welt, und ich nenne so vieles mein eigen und kann Dir nichts geben!"

„Ich will nichts, Tante, selbst von Dir will ich ferner nichts annehmen! Wer so lange das Brod der Barmherzigkeit gegessen, wie ich, sehnt sich danach, auf sich selbst gestellt zu sein."

„Das mag Befriedigung für Deinen Stolz sein, Marie, für Dein Glück aber will das noch wenig bedeuten."

Das junge Mädchen umschlang die alte Dame und drückte ihre blühende, schöngerundete Wange an die hagere, runzelvolle derselben.

„Da irrst Du, Tante," sagte sie heiter. „Ich bin glücklich, mache Dir keine Sorgen um mich! Sieh, mir ist die Gabe angeboren, mich an allem Schönen erfreuen zu können, auch wenn es mir nicht gehört. Ja, in mir steigt nicht einmal der Wunsch auf, es zu besitzen."

„Weil Du selbstlos bist, Marie!"

„Das sagst Du! Andere aber sagen, sie hat die Natur ihres Vaters geerbt, sie hat keinen Eigenthumssinn, sie wird nie auf einen grünen Zweig kommen! Aber ich will ihnen beweisen, daß sie unrecht haben. Ich spare, Tante, ich bin auf dem besten Wege, eine Kapitalistin zu werden: im vorigen Jahre habe ich fünfzig Mark erübrigt!"

Sie lachte wieder — was für ein glückliches, sorgloses Lachen das war! Herr Ritter lauschte darauf, bis es verklungen. Wahrlich, seine Schwester hatte Recht gehabt, als sie ihm die Güte und den Muth dieses Kindes gerühmt! Wie reich war es bei aller Armuth, es besaß nichts, und doch gehörte ihm die Welt.

„Sieh, Tante, was für eine schöne Equipage das ist!" rief Marie, als sich Wagengerassel vor dem Hause hören ließ. „Rappen, die liebe ich am meisten — und wie tief der Wagen in den Federn hängt!"

„Das ist der junge Herr Kulland, der Erbe der großen Firma, mit seiner jungen Frau. Sieh, Marie, blaßblaue

Seide und echte Spitzen. Das ist eine Schwiegertochter nach dem Herzen der Frau Kommerzienrath droben, reich und aus angesehenem Hause, die Tochter von Georg Stahl & Comp., dem die Eisengießerei vor dem Wasserthore gehört. Und da kommen auch Stadtrath Schultz und Geheimrath Cramer. Wo der Fritz nur bleibt! Es wäre doch zu spaßhaft, wenn er zu seinem eigenen Stadtrathessen zu spät käme!"

„Das wird er nicht, denn hier ist er schon!" sagte der Stadtrath, rasch in's Zimmer tretend.

„Das ist ein glücklicher Tag für Dich, Fritz!" meinte Fräulein Ernestine mit sarkastischem Lächeln. „Alle hohen Häupter der Stadt werden heute oben versammelt sein, und Du wirst unter ihnen sitzen als einer der Ihrigen."

„Ich möchte wohl wissen, wer im Grunde stolzer darauf ist, ich oder Du!" entgegnete er lächelnd.

„Welche Idee! Bin ich es vielleicht gewesen, die sich hochmüthig von den alten Freunden unseres Hauses zurückgezogen hat?"

„Ich ebenso wenig! Aber lassen wir endlich die alte Geschichte. Du weißt ebenso gut wie ich, daß jeder unserer alten Freunde mich zu finden weiß, wenn er mich braucht, und daß keiner jemals vergebens zu mir gekommen ist. Im Uebrigen sind unsere Lebensgewohnheiten mit der Zeit so verschieden geworden, daß ein lebhafter Verkehr weder mir noch ihnen zur Freude gereichen würde. Also ich bitte, lassen wir das!"

Er hatte in ruhigem Tone gesprochen, aber dennoch fühlte die Schwester, daß es gerathen sei, das Thema ab-

zubrechen. Es entstand eine Pause, die der Stadtrath unterbrach, indem er zu den Damen trat, um Abschied zu nehmen.

„Ich glaube gar, Du hast in diesem Anzuge geraucht," rief Fräulein Ernestine, ihre Nase hochhebend.

„Ist es denn so sehr zu merken?"

„Er fragt, ob es zu merken ist! Und wenn es noch eine feine Cigarette gewesen wäre! Aber Du hast eine Deiner schweren starken Cigarren geraucht, und Du sollst doch wohl die Tochter des Hauses zu Tische führen. Auf zehn Schritte merkt sie Dir den Handwerker an. Verlaß Dich darauf."

„Mag sie's," sagte er mit einer trotzigen Kopfbewegung.

„Vielleicht könnte man durch etwas Parfüm —" begann Marie schüchtern.

„Richtig, Fritz! Mach' Deinem neuen Stande Konzessionen, nimm Eau de lavande oder Patschuli."

„Wo soll ich Parfüm herbekommen? Haltet Ihr mich für einen Stutzer?" rief Ritter lachend.

„Ich habe etwas Veilchenessenz — ich hole sie!" rief Marie aufspringend.

„Sie ist doch das beste, liebenswürdigste Kind, das ich kenne," sagte Fräulein Ernestine, als sich die Thüre hinter der Abgehenden geschlossen, „immer freundlich und dienstbereit. Es ist doch etwas Hübsches darum, so ein junges heiteres Wesen im Hause zu haben. Ich werde wieder jung in solch' junger Gesellschaft."

„Das freut mich," sagte der Stadtrath lakonisch.

„Und wie hübsch sie geworden ist. Ohne sich hoch-

müthige Airs zu geben, sieht sie doch fein und vornehm aus, wie eine Prinzessin."

Die alte Dame sah den Bruder scharf und erwartungsvoll an. Er schien auf ihre Worte gar nicht gehört zu haben; ein Stäubchen, das auf seinen schwarzen Frackärmel geflogen war, nahm ihn gänzlich in Anspruch. Das ärgerte Fräulein Ernestine.

„Das wirst Du natürlich noch gar nicht bemerkt haben," sagte sie spitz, „denn Dein Genre sind die reifen Schönheiten zwischen fünfunddreißig und vierzig. Uebrigens liegt es mir fern, Dir hieraus einen Vorwurf zu machen. Es gibt nichts Lächerlicheres auf der Welt, als wenn alte Bursche jungen Mädchen nachlaufen. Du hast das Richtige getroffen, Bruder Fritz."

Die Augen des Stadtraths hoben sich langsam zu seiner Schwester empor und blieben mit einem räthselhaften Ausdrucke auf ihrem Gesichte haften.

„Du verziehst mich heute gewaltig, Tinchen," sagte er. „Schon zum zweiten Male lobst Du mich."

„Und deshalb," fuhr Fräulein Ernestine unbeirrt fort, „will ich Deinem Herzenswunsche auch nicht länger im Wege stehen. Heirathe Frau Lütten, ich habe nichts dagegen einzuwenden."

„Das freut mich; ich habe in der That nur auf Deine Erlaubniß gewartet."

„Und wenn ich frei bin, dann ziehe ich mit Marie fort von hier, denn in diesem elenden Neste kommt sie nie zur Geltung, hier bleibt sie für Jeden die Tochter des Vagabunden, des erbärmlichen Trunkenbolds."

Wieder lächelte der Stadtrath. „Ich hoffe, Du wirst Dich nicht gleich morgen auf die Reise begeben, Tinchen," sagte er. „Warte die Sache doch erst ab. Wir sind gar nicht die vorurtheilsvollen Menschen, für die Du uns hältst. Wenigstens hat noch Keiner von uns einem hübschen Mädchen die Gerechtigkeit versagt, es hübsch zu finden."

Fräulein Ernestine blickte rasch auf. Die Worte, und mehr noch der Ton ihres Bruders hatten sie besänftigt. Er hatte doch wenigstens zugestanden, daß Marie hübsch sei.

„Wenn Du heute Gnade vor den Augen der gestrengen Herrin droben findest, so hast Du das einzig Marie zu verdanken," sagte sie, als das junge Mädchen ein zierliches Fläschchen öffnete. „Besprenge ihn, Kind! noch mehr! Ein paar Tröpfchen richten gegen seine Cigarren nichts aus. Reiche auch Dein Sacktuch hin, Fritz! So — nun kann es genug sein."

Die Operation „des Besprengens" war mittlerweile mit großem Ernste von beiden Theilen vollzogen worden. Dann setzte sich das junge Mädchen schweigend und gleichfalls etwas gepreßt athmend der Tante gegenüber, während der Stadtrath zurücktrat und mit großem Ernste die Handschuhe anzuziehen begann.

Dann nahm er Abschied. An der Thüre aber zwang ihn eine ganz unerklärliche Macht, noch einmal zurückzublicken. Ihm war's, als könne er von Marie nicht scheiden, ohne ihr noch einmal in's Auge geschaut zu haben. Das Glück wollte ihm wohl. Ehe er die Thüre schloß, war ihm ein sanfter, schüchterner Blick zu Theil geworden, der ihm das Herz rascher und wärmer klopfen machte.

5.

Herr Fritz Ritter stieg die teppichbelegte Treppe zur Wohnung der Frau Kommerzienrath Kulland empor. So oft er früher diesen Weg gegangen, war es mit einem seltsam gepreßten Gefühl unruhiger Erwartung geschehen. Heute fühlte er sich ruhig und frei. Seine Gedanken weilten mehr bei dem eben Erlebten, als bei dem, was ihn oben erwartete. Und eine peinigende Empfindung, die er bisher trotz aller Mühe nicht hatte überwinden können, die Ahnung, daß der schöne Gegenstand seiner Jugendliebe doch eigentlich keine passende Lebensgefährtin für ihn sei, war ihm heute plötzlich zur bewußten Erkenntniß geworden. Als er vor der hohen Flügelthüre stand, überkam ihn eine Art bänglicher Neugierde, ob diese Erkenntniß vor dem sieghaften Blicke der schönen Frau Stand halten würde. Die Erfahrungen, die er in dieser Beziehung gemacht, waren nicht geeignet, sein Selbstvertrauen zu erhöhen. Er wußte, daß er in der Hand dieser klugen Frau bisher weich wie Wachs gewesen war. Wie oft schon hatte sie die gerechte Empörung über das mit ihm getriebene frivole Spiel aus seiner Seele fortgelächelt, wie oft die Erinnerung daran durch einen ihrer bezaubernden Blicke ausgelöscht. Oft hatte er sich gesagt: es ist eine Schmach, so schwach zu sein, aber sie besaß die Kunst, ihm selbst diese Schmach lieb zu machen. Früher war sie ihm das einzige Weib gewesen, das einzige, das ihm je das Blut schneller durch die Adern getrieben hatte. Das aber war jetzt anders geworden, hatte nicht eben unter dem sanften Blicke eines Mädchenauges sein Herz rascher und lauter

gepocht? Ist dies das Symptom, daß er frei geworden, daß die für unzerreißbar gehaltene Kette gesprengt ist? Oder ist es nur Täuschung, wird unter ihrem Blick der alte Zauber zurückkehren?

In den hohen, schönen, mit etwas verblichener Pracht ausgestatteten Gemächern nahm er die Glückwünsche der Versammelten in Empfang. Zuerst waren es die Männer, die ihm die Hand schüttelten und ihn in ihrer Mitte willkommen hießen, und Männern gegenüber fühlte er sich stets ruhig und selbstbewußt. Aber aus dem Nebenzimmer klangen helle Frauenstimmen herüber. Gedämpftes Lachen, einzelne Worte und Ausrufe drangen in sein Ohr, und als er, von dem Sohne des Hauses geleitet, über die Schwelle trat, ließ sich jenes geheimnißvolle Rauschen und Knistern hören, das elegante Frauentoiletten zu verbreiten pflegen. Dem Beispiele der Wirthin folgend, hatten sich alle Damen erhoben und empfingen stehend den neuen Stadtrath. Das hätte ihn stolz machen sollen, aber es machte ihn nur verlegen. Indessen mußte die leichte Befangenheit auf dem Gesichte des hübschen stattlichen Mannes der schönen Tochter des Hauses nicht mißfallen haben. Denn als er sich ihr nahte, empfing ihn ihr freundlichstes, bezauberndstes Lächeln, und während er sich über ihre Hand beugte, fühlte er den warmen Druck derselben. Und sonderbar! Während er diese Beobachtungen ganz objektiv und kaltblütig machte, schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: sollte Ernestine Recht haben? Sollte die stolze Frau das Bekenntniß seiner unveränderten Liebe, welches ihm in ihrer siegenden Gegenwart oft auf die Lippen getreten war, sollte sie es

nur deshalb stets zurückgedrängt haben, weil sie sich an den Zimmermann nicht binden wollte? Würde sie dem Stadtrathe williger entgegenkommen, wenn dieser heute —?

Herr Fritz Ritter richtete sich straff auf. Zwar besaß er keinen Ueberfluß an Selbstbewußtsein, aber trotz aller Bescheidenheit kannte er doch seinen Werth und hegte den Wunsch, von der Frau, die er sich zu seiner Lebensgefährtin wählte, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Er mußte sich vorsehen — er wollte beobachten! Seine neue Würde sollte der Prüfstein sein, und wenn geschah, was er befürchtete, so mußte dieser lange getragenen Knechtschaft ein Ende gemacht werden.

Man ging zu Tische. Der neue Stadtrath führte die Tochter des Hauses und empfing den Ehrenplatz zwischen ihr und ihrer Mutter. War es Absicht, daß diese sich nach den ersten einleitenden Worten ihrem anderen Nachbarn zuwandte und ihn ihrer Tochter überließ? Diese erschien heute schöner als je, und konnte, nach des Stadtraths Meinung, es mit jeder Jüngeren an der Tafelrunde aufnehmen. Die Art, wie sie ihre zierliche, elegante Gestalt trug, wie sie die Hände beim Sprechen bewegte, wie sie den Kopf wandte und die Augen aufschlug — alles dies war unbeschreiblich graziös. Und doch fühlte sich Fritz Ritter heute weniger davon bezaubert, als je vorher. Ja, einmal ertappte er sich auf der kritischen Frage, ob das schöne, reiche, hoch in Puffen arrangirte Haar ganz und gar ihr eigenes sei? Und dann begann sie zu sprechen, und er hörte ihr mit dem ganz bestimmten Gefühle zu,

daß jedes ihrer Worte klug voraus bedacht sei und dem bewußten Ziel zustrebe.

Sie freue sich, sagte sie, ihn jetzt auf dem Wege zu sehen, den sie schon lange für ihn im Auge gehabt. Zwar befinde er sich erst auf der untersten Staffel, aber ihm sei doch die Richtung angegeben, der er folgen müsse. Den Schwerpunkt seines Lebens müsse er nicht im Handwerk, sondern in seinem Amte als Stadtrath sehen. Zwar wolle dies in diesem kleinen Neste, das sich eben erst zur Mittelstadt entwickelt habe, noch nicht viel bedeuten, aber der Titel bleibe wenigstens ihm, auch wenn er, wie sie es dringend wünsche, alle seine hiesigen Beziehungen, die für einen strebsamen Mann doch drückend und hindernd wären, abbreche, und in eine große Stadt — am meisten rathe sie zu Berlin — übersiedle. Ein Vermögen, wie er es besitze, sei nur in einer Großstadt wahrhaft anzulegen. Und was Leben sei, werde er nur dort kennen lernen, hier sei Alles ein elender Nothbehelf, hier lebe man nicht, hier vegetire man nur.

So sprach sie eine Weile fort, während jeder Herzschlag in ihm: Nein, nein, niemals! rief. Sein Handwerk sollte er aufgeben, das seine Vorfahren ernährt und ihn zu dem gemacht, was er war! Seiner Vaterstadt sollte er undankbar den Rücken kehren, der Stadt, die gerade in dem heutigen Stadium ihrer Entwickelung keinen ihrer strebsamen Bürger entbehren konnte! Loslösen sollte er sich von allen den treuen Freunden seines Hauses, die, wie er jetzt plötzlich fühlte, ihm theurer waren, als er selbst gedacht! Konnte diese Frau ihm überhaupt einen Ersatz bieten für die Opfer, welche sie bean-

sprudhte, diese Frau, von deren kaltherziger Berechnung er eben den Beweis empfangen? Wie blind war er gewesen! Und was war es, was ihm jetzt die Augen geöffnet?

Da tauchte ein liebliches Mädchengesicht vor ihm auf, und wieder meinte er das silberhelle Lachen zu hören, das seinem Ohre so erquickend wie Vogelsang und Quellenrauschen geklungen. Er saß still da, mit ernstem Blick vor sich hinschauend. Seine Nachbarin sprach leise und eindringlich zu ihm, aber er hörte sie kaum. Vor seinem Ohre klangen andere Worte, Worte, die er von anderen Lippen gehört, die ihm Einblick in ein reiches Gemüth gewährt.

Eine kleine Hand legte sich auf seinen Arm und Fritz Ritter blickte auf. Sonst hatte diese Berührung ihn stets in Verwirrung gesetzt. Heute aber verlor er keinen Augenblick seine Selbstbeherrschung. Unter dem Blicke, der mit ungeduldiger Frage auf ihm ruhte, wurde er sich plötzlich bewußt, daß vom nächsten Augenblicke die Entscheidung für's Leben abhänge. Die unschuldigen Augen, die ihn unten angeblickt, kamen ihm zu Hilfe und stählten ihm Muth und Kampfeslust.

„Gnädige Frau," sagte er, „ich fürchte, Sie haben eine zu günstige Meinung von mir. Ich bin ein einfacher Mensch, der sich damit bescheiden muß, seine Pflicht im Kleinen zu erfüllen. Von dem Ehrgeize, in großen Verhältnissen eine Rolle spielen zu wollen, bin ich frei und muß es sein, nach gerechter Selbstschätzung. Hier fülle ich meinen Platz zu eigener Befriedigung und zur

Zufriedenheit meiner Mitbürger aus. Anderswo aber würde ich nicht genügen. Ich stehe nicht auf der Höhe, um einen weiten Gesichtskreis zu überblicken."

„Sie sind zu bescheiden, lieber Stadtrath!"

„Ich bin nur gerecht gegen mich! Und außerdem, gnädige Frau, hänge ich an meiner Vaterstadt und meinem Berufe! Gerade in diesem Augenblicke, wo ich eine Aenderung zum ersten Male in's Auge gefaßt habe, gerade jetzt habe ich deutlich erkannt, wie unsäglich schwer es mir werden würde, Beiden zu entsagen."

„Und dennoch könnte ich zu Ihrem eigenen Besten nur rathen, sich rasch und entschlossen loszureißen. Ihre hiesigen Beziehungen werden, wie ich fürchte, stets etwas Drückendes und Beengendes für Sie haben. So lange Sie hier sind, werden Sie nie aufhören, unter dem Bewußtsein zu leiden, daß Sie über Familien- und Bekanntenkreise hinausgewachsen sind und sich doch nicht loslösen können."

„Verzeihung, gnädige Frau, ich fühle durchaus nicht den Wunsch, es zu thun. Meine Schwester, die einzige Verwandte, die ich hier habe, ist so in mein Leben hineingewachsen, daß sie aus demselben nicht entfernt werden kann, ohne eine untilgbare Lücke zu hinterlassen. Wir haben so lange zusammengelebt und sind uns gegenseitig so Vieles schuldig geworden, daß unsere Interessen ohne Schädigung unseres Glückes gar nicht mehr zu trennen sind. Und was die lieben alten Freunde unseres Hauses anbetrifft —"

Eine Bewegung seiner Nachbarin veranlaßte ihn, ihr in's Gesicht zu schauen, und dieses Gesicht zeigte einen

Ausdruck, der ihn verstummen machte. Beleidigter Stolz, tödtlich verletzte Eitelkeit, getäuschte Hoffnung sprachen aus diesem Gesichte. Eine finstere Falte lag zwischen den feinen Brauen, und ein Zug höhnischer Verachtung zuckte um die Lippen. In diesem Augenblicke vollzog sich der Heilungsprozeß: Fritz Ritter fühlte sich frei, als ob plötzlich schwere, lang getragene Ketten von ihm abgefallen wären. Er hob den Kopf hoch, jetzt fühlte er sich Herr seines Willens, und er wäre als Sieger hervorgegangen, selbst wenn nicht eine rechtzeitige Unterbrechung dieser peinlichen Scene ein Ende gemacht hätte.

„Was sagen Sie, meine Herrschaften, zu den Wolkenbrüchen, die dort hinten in der Polakei niedergegangen sind? Wenn die Regengüsse anhalten, könnte die Sache auch für uns bedenklich werden."

„Bah, wir haben Deiche!"

„*Wir* haben Deiche? Bitte um Entschuldigung, die Niederung hat sie, die Stadt ist ungeschützt!"

„Selbst beim höchsten Wasserstande hat die Neustadt nie von Ueberschwemmung zu leiden gehabt."

„Desto mehr aber die Altstadt! Eigentlich wäre es um die Baracken da drüben nicht schade, wenn wir den Wiederaufbau nicht aus unseren Taschen bezahlen müßten."

„Schon vor Jahren habe ich für die Errichtung eines Bollwerks gestimmt," sagte Herr Georg Stahl, Stadtältester und Vorsteher der Kaufmannschaft, „Sie aber lehnten den Antrag ab, meine Herren!"

„Zu theuer, viel zu theuer für unser Gemeinwesen

„Meinen Sie etwa, daß eine Ueberschwemmung der Stadt billiger zu stehen kommen wird?"

„Wir haben sie noch nicht!"

„Ein schwacher Trost gegenüber den drohenden Anzeichen stromaufwärts."

Hiemit war der Impuls zu einer allgemeinen Unterhaltung gegeben, die kein Einzelgespräch mehr aufkommen ließ. Man erwog das Für und Wider eines den Strom begrenzenden Bollwerks und rief Fritz Ritter als Sachverständigen zum Schiedsrichter auf. Und als dieser die Ersprießlichkeit dieses Baues klar darlegte und zum baldigen Beginnen desselben rieth, machten die Gegner ihm lachend den Vorwurf, daß er nicht unparteiisch urtheile, denn ihm würde zweifellos die Ausführung übertragen werden. Demnach wäre er der Gewinnende, während sie nothgedrungen die Bezahlenden sein müßten. Er vertheidigte sich gutgelaunt, und die Unterhaltung ging lebhaft weiter, bis man sich vom Tische erhob.

Seine Nachbarin hatte während dessen ihren Verdruß tapfer niedergekämpft. Es war doch ganz undenkbar, daß er ihren Wünschen widerstehen sollte! Bis jetzt hatte er ihrem Willen stets nachgegeben — es würde natürlich auch ferner geschehen, nur mußte sie vorsichtig, nicht zu rasch verfahren. Die erste Bedingung war jetzt, in ein festes Verhältniß zu ihm zu treten. Bisher hatte sie einer Erklärung stets auszuweichen gewußt, jetzt wollte sie ihm Gelegenheit dazu geben. Im Garten, auf einer einsamen Promenade konnte dies leichter geschehen, als hier an der Mittagstafel, wo beobachtende Augen ihn verwirrten. —

Es dämmerte schon sehr stark, als Herr Fritz Ritter die Gesellschaft im ersten Stocke verließ. Er that es mit der bestimmten Empfindung, daß seine neue Würde ihm recht beschwerliche Pflichten auferlege, und daß der Nachmittag ihm ungleich behaglicher in Ernestinens und Mariens Gesellschaft verlaufen wäre. Bei diesem geheimen Bekenntniß schoß ihm das Blut in die Wangen. In seltsamer Beklemmung blieb er einen Augenblick stehen, ehe er die Thüre zum Wohnzimmer, hinter welcher leise Stimmen hörbar waren, öffnete.

Aber über sein freudig erwartungsvolles Gesicht flog ein Schatten. Nicht Marie erblickte er — neben seiner Schwester im Sopha saß eine von Alter und Leid gebeugte Frauengestalt, die sich bei seinem plötzlichen Eintritt rasch und ängstlich erhob. Mit dem raschen Instinkt der Armen hatte sie sein verfinstertes Gesicht wahrgenommen und nach ihrer Art gedeutet.

„Es ist Zeit, daß ich gehe," sagte sie, nach Strickbeutel und Tuch greifend, während Ernestine ihrem Bruder einen vernichtenden Blick zuwarf, „ich habe dem Tinchen nur sagen wollen, wie sehr ich mich über Ihre Wahl gefreut habe, Herr Stadtrath!"

Es hätte Ernestinens Blick nicht bedurft. Das sorgenvolle alte Gesicht vor ihm sprach beredt zu seinem Herzen. Es rief ihm ein anderes, ähnliches Antlitz in sein Gedächtniß zurück, das zu früh aus seinem Leben entschwunden war. Die Erinnerung an vergangene Tage durchfluthete ihn warm, und diese Empfindung trat auf seinem Gesicht und in seinen herzlichen Worten klar zu Tage.

Nicht Ernestine allein, auch er freue sich ihrer Theilnahme, sagte er. Er wisse alte Freundschaft zu schätzen, er erinnere sich, wie treu sie stets zu seiner Mutter gehalten, und wie lieb diese die alte Jugendfreundin gehabt habe.

„Ja, wir waren von Kindheit an vertraut miteinander, wir besuchten dieselbe Schule und wurden zusammen konfirmirt. Auch unsere Männer nahmen wir in ein und demselben Jahre und haben treu in allen Nöthen uns beigestanden."

So war das Eis gebrochen und das schüchterne Weibchen wurde nach und nach muthiger. Sie ließ sich bereden, zum Thee dazubleiben, und blickte ganz stolz um sich, als der Stadtrath selbst ihr das Umschlagetuch von den Schultern nahm und beiseite legte. Dieser empfing außer dem freundlichen Nicken seiner Schwester noch eine Belohnung: fast den ganzen Abend wurde von Marie gesprochen, es war dies ein Thema, welches die alte Frau fast mit der gleichen Vorliebe wie Ernestine behandelte. Er erfuhr, daß zu seiner Schwester großen Befriedigung Frau Konsul Schwerdtmann nebst Töchtern selbst vorgefahren war, Marie abzuholen, daß sie trotz ihres bescheidenen Sträubens im Fond des Wagens neben der Dame hatte Platz nehmen müssen, während die Töchter rückwärts gesessen hatten. Und die Frau Konsul hätte nochmals um einen langen Besuch gebeten, was Marie aber bescheiden abgelehnt habe, da sie die Tante nicht so lange allein lassen wolle. Von dieser letzten Auskunft fühlte sich der Stadtrath besonders befriedigt.

Es war ein stolzer Augenblick im Leben der Frau

Tischlermeister Bork, als Herr Ritter nach dem Thee erklärte, er selbst wolle sie nach Hause begleiten. Nach einigen schüchternen Einwendungen nahm sie endlich die angebotene Begleitung an. Ganz stolz schritt sie am Arme ihres stattlichen Cavaliers durch die Straßen. Dieser aber hätte sich für seine Freundlichkeit keinen größeren und besseren Lohn wünschen können, als ihm zu Theil wurde: während des ganzen langen Weges die Ritterstraße entlang der Altstadt zu sprach seine Begleiterin von Marie Martin. Sie kenne sie schon von Kindheit an, sagte sie. Und wenn Jemand Gelegenheit gehabt hätte, das Kind zu beobachten, so sei sie es gewesen. Sie könne wohl sagen, ein solches Kind werde so bald nicht wieder geboren werden. Wie sie an dem jämmerlichen Vater gehangen und Alles ertragen hätte, Hunger und Einsamkeit, das sei weit über die Art gewöhnlicher Kinder gegangen. Und nie hätte sie geklagt.

„Und wie dankbar das Mädchen ist," fuhr die alte Frau eifrig in ihrem Lobe fort, „sie hat die kleinen Wohlthaten, die ich ihr damals habe leisten können, bis auf den heutigen Tag nicht vergessen, und doch war es wenig genug — vielleicht hin und wieder ein Teller Suppe zum Mittag oder ein Stück Butterbrod zum Abend. Sie kommt nie zu den Ferien her, ohne mir etwas mitzubringen. Heute Morgen schon ist sie bei mir gewesen mit einer schönen, selbstgestickten Haube. Als ob ich solch' elegante Haube brauchte! Aber ich sagte auch, Mariechen, sagte ich, die Haube bleibt unangerührt bis zu Deiner Hochzeit, dann setze ich sie zum ersten Male auf.

Da lachte sie und meinte, da würde sie lange liegen müssen, denn ein so armes Ding wolle Keiner, und übrigens wolle auch sie Keinen, sie sei ganz glücklich und verlange nichts Anderes. Und dann sprang sie lachend davon. Und da, Herr Stadtrath, sind wir auch schon an Ort und Stelle. Ja, sehen Sie nur, das alte Bork'sche Häuschen scheint noch kleiner geworden, noch mehr in den Erdboden gesunken zu sein. Und nun adieu, Herr Stadtrath, und nochmals meinen besten Dank für Begleitung sowohl, als für freundliche Aufnahme."

Sie verschwand knixend hinter der Thüre, und der Stadtrath blieb stehen und betrachtete das kleine Haus. Ja, es war ein sehr altes, kleines Häuschen, so winzig und baufällig, daß er meinte, er könne es mit der Hand umstoßen, und doch, wie viele frohe Stunden hatte er als Knabe darin verlebt. Der alte Bork war sein Taufpathe gewesen, und da er selbst keine Kinder gehabt, hatte er seine ganze Liebe ihm zugewendet. In jenem nächsten Häuschen hatten Martins gewohnt — ihm war's, als müsse das schmale, blasse Kindergesicht mit den großen Augen aus dem kleinen Fenster herausschauen. Wie lange schon war er nicht in dieser Gegend gewesen! Er blickte die Wasserstraße hinab, was für kleine baufällige Häuser gab es hier, viel kleiner und baufälliger, als sie in seiner Erinnerung gelebt. Und daneben brauste und grollte der Strom und rollte seine trüben gelben Wasser in hochgehenden Wellen dahin. Wahrlich, hier in diesen Häusern der Armuth mußte eine Ueberschwemmung unsagbares Elend hervorbringen. Er schritt kopfschüttelnd weiter. Hier in

seiner Vaterstadt, in diesem niedrig gelegenen Stadttheile war noch viel zu bessern und zu bauen. Und man muthete ihm zu, der Stadt und seinem Berufe den Rücken zu kehren, ein müßiges Leben zu führen! Und plötzlich, als thäte sich vor ihm eine sonnenbeschienene Landschaft auf, blickte er in eine weite, glückliche Zukunft: in ein reiches, nach außen und innen voll befriedigtes Leben. Jeder Zweifel war geschwunden, er wußte klar und bestimmt, was für sein Glück das Rechte war, er hoffte, es zu erringen. Rasch und energisch schritt er vorwärts, ihm war's, als brächte jeder Schritt ihn dem erwünschten Ziele näher.

6.

Es folgten diesem Abend ein paar graue, trübe Regentage, die auf dem Geschwisterpaare mit dumpfem Drucke lasteten. Fräulein Ernestine vermißte ihre Pflegetochter ungern. Das machte sie übler Laune, unter der das ganze Haus, am meisten aber ihr Bruder litt. Das änderte sich, als eines Abends, früher, als man erwartet hatte, Marie zurückkehrte.

„Ich habe mich so gesehnt, Tante Ernestine, nach Dir und — und — und — nun, hieher zurück habe ich mich gesehnt. Denn obgleich ich eigentlich kein Recht dazu habe, ich fühle mich in diesem Hause doch wie in meiner Heimath." So sprach das junge Mädchen, während es Hut und Mäntelchen ablegte und der Tante ihr hübsches, heiß erröthetes Gesicht zukehrte.

„So ist's recht, Kind," entgegnete Fräulein Ernestine, während sie ihren Liebling wieder und immer wieder küßte,

„wo ich bin, da soll fernerhin immer Deine Heimath sein. Darüber sprechen wir ein andermal; vor Schluß der Ferien müssen wir in dieser Sache einig werden. Jetzt aber mach' Dir's bequem, ich werde nach dem Thee klingeln und Du kannst ihn bereiten, wie Du es so hübsch verstehst! Der Fritz wird auch gleich da sein, ich denke, auch er wird sich Deiner Rückkehr freuen. Denn, siehst Du, das waren drei trübselige Tage, die wir hier ohne Dich verlebt haben. Unter uns gesagt, ich fürchte, ich habe dem armen Burschen, dem Fritz, das Leben recht sauer gemacht, ich verdiene wahrlich nicht, daß er immer so gut und freundlich zu mir ist. Und Du hast Dich auch nach mir gesehnt? Nun, wir wollen uns auch nicht mehr für lange trennen, wir bleiben zusammen, Kind!"

Das hübsche Hausmädchen, die das Theegeschirr brachte, unterbrach das Gespräch. Auch ihr Gesicht leuchtete auf, als sie das Fräulein erblickte, denn auch im Souterrain hatte man die böse Laune der gestrengen Herrin gemerkt. Jetzt aber war plötzlich Sonnenschein in's Land gekommen, und die belebende Wirkung dieses Sonnenscheins empfand auch der Stadtrath, als er eine halbe Stunde später in's Zimmer trat, und ein wonniges Heimathsgefühl zog ihm in's Herz.

Und dann saßen sie sich gegenüber, alle Drei mit heiteren, vergnügten Gesichtern. In Ernestinens Augen las der Stadtrath so deutlich, als hätte sie ihren Wunsch in Worte gefaßt, die Bitte um Vergessen und Vergeben, und ihr Händedruck war so warm und schwesterlich, wie er ihn in letzter Zeit nie empfangen. Und dies Alles hatte

die kleine Zauberin bewerkstelligt, die eben so anmuthig ihr Amt am Theetisch verwaltete. Herr Fritz Ritter war an zarte Aufmerksamkeiten nicht gewöhnt. Seine Schwester war ihm Hilfe und Stütze im Großen und Ganzen gewesen, auf die kleinen Dienste und Handreichungen, die das Leben anmuthig und leicht machen, verstand sie sich nicht, diese lernte er jetzt erst kennen. Es war eine ungewohnte, aber sicherlich höchst angenehme Empfindung, seine Wünsche errathen zu sehen, ehe er sie noch ausgesprochen. Und wie süß die Berührung des schönen Mädchens ihn durchschauerte, wenn ihre Hand oder ihr Gewand ihn streifte. Ihr Lächeln war wirklich belebend, und als sie von den Ereignissen der letzten Tage zu erzählen begann, lauschte er mit Entzücken dem Wohlklang ihrer Stimme.

Sie habe zwar sehr angenehme Tage auf dem Gute verlebt, sagte sie, und ihr seien von der Familie zahlreiche Freundlichkeiten zu Theil geworden, aber das triste Regenwetter hätte ihnen Allen doch den Landaufenthalt verleidet. Und als gegen Abend der Brief des Herrn Konsuls mit der Nachricht angekommen sei, daß man ihn nicht erwarten solle, weil er bei dem eingetretenen Steigen des Stromes die Stadt nicht verlassen wolle, da habe die Frau Konsul Stimmen gesammelt für und wider die Rückkehr in die Stadt. Die Mehrzahl aber sei für schleunige Abreise gewesen, und deshalb sei sie so unerwartet eingetroffen.

„Und Du hast auch für die Rückkehr gestimmt?" fragte Fräulein Ernestine.

„Natürlich, Tante! Ich konnte den Gedanken, Dich

in Gefahr zu wissen und nicht bei Dir zu sein, nicht ertragen."

„Du gutes Kind! Mit der Gefahr aber wird es hoffentlich nicht so ernst werden."

„Die Nachrichten sollen doch aber sehr beunruhigend sein."

„Sie sind es auch," erklärte der Stadtrath. „Der Strom ist seit einigen Tagen langsam, aber stetig gestiegen. Seitdem sich gegen Abend der Wind gelegt hat, ist der Wasserstand zwar der gleiche geblieben, aber wenn wir morgen wieder denselben Nordwest haben sollten, der während der letzten Tage wehte, dann ist ein weiteres Steigen zu befürchten. Jedenfalls habe ich es für angemessen erachtet, mich selbst auf das Schlimmste vorzubereiten."

Und nun erzählte er, durch das lebhafte Interesse der beiden Frauen angeregt, was er in den letzten Tagen gethan habe, die werthvollsten Hölzer vor einem möglichen Weggeschwemmtwerden zu schützen. Auch habe er mit Aufbietung aller seiner Arbeitskräfte heute noch eine Arbeit vollenden lassen, die morgen mit dem Frühesten verladen und stromabwärts gehen sollte.

„Natürlich werde auch ich ohne bedeutenden Schaden nicht wegkommen," so schloß er seinen Bericht. „Aber in solchen Zeiten muß man sich mit dem Bewußtsein trösten, seine Pflicht nach bestem Ermessen gethan zu haben. Sollte wirklich Hochwasser eintreten, so wird das allgemeine Elend so groß sein, daß darüber der Verlust des Einzelnen verschwindet."

Als man sich vom Theetisch erhob, griff der Stadtrath

nach seinem Hute, um noch einmal hinab an den Strom zu gehen. Er kam mit der Nachricht wieder, daß sich der Wasserstand auf gleicher Höhe erhalten habe, und daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen seien, ein Anwachsen des Stromes schleunigst zu signalisiren. Hiemit mußte man sich zufrieden geben, und man trennte sich für die Nacht.

Es war am Morgen des nächsten Tages, als Marie aus dem Gartensaale auf den Balkon hinaustrat und prüfend den Himmel betrachtete. Zwar regnete es nicht mehr, aber unbeweglich und schwer hingen dunkle Wolken nieder. Wie mit grauen Schleiern war die Landschaft verhangen, und der Strom, der mit seltsam dumpfem Brausen an die Quadermauer der untersten Terrasse schlug, rollte unsichtbar wie in einem Nebelmeer dahin. Etwas Düsteres, Erwartungsvolles schien über seinen Wassern zu schweben, jeder Ton erstarb in der dicken, schweren Luft, selbst die Signalhörner auf den Deichen, durch welche die Wachtmannschaften ihre beständige Achtsamkeit zu erkennen gaben, waren nur in schwachen, vereinzelten Tönen zu vernehmen. Nur die grollende Stimme des Stromes war deutlich hörbar. Wie das rauschte! Noch nie hatte Marie ihn so aufgeregt gesehen. Sie sprang leichtfüßig die Steintreppen hinab und langte athemlos auf der untersten Terrasse an. Aber verwirrt blieb sie stehen. Sie war nicht allein, ihr Vormund stand neben einer Dame an die Balustrade gelehnt und Beide schauten leise sprechend in den Strom hinab. Die Dame war jung und schön — dem Mädchen schoß rasch wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf, daß sie hier störend zwischen die Liebenden trete. Mit erglühen-

dem Gesichte wollte sie sich entfernen, aber schon war sie bemerkt worden. Herr Ritter nickte grüßend mit dem Kopfe, und dadurch aufmerksam gemacht wandte auch die Dame sich um.

„Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen meine Mündel, Fräulein Martin, vorstelle — Frau Lütten, unsere verehrte Hausgenossin," sagte der Stadtrath. Die Dame hob den Kopf und ließ ihr Auge kalt und scharf über Mariens Gestalt gleiten. Dann nickte sie stumm und wandte sich gleichgiltig ab.

„Wir haben den Strom beobachtet," sagte der Stadtrath, augenscheinlich bemüht, Marie in's Gespräch zu ziehen. „Seit heute früh ist er wieder gestiegen."

„Jetzt erst kann ich beurtheilen, wie hoch der Wasserstand ist," rief das junge Mädchen erschreckt. „Die Treppe hat zur Sommerzeit stets acht Stufen bis zum Wasserspiegel gehabt, und jetzt sind nur drei sichtbar!"

„Sie haben ein gutes Gedächtniß!" entgegnete Herr Ritter.

„Wie sollte ich nicht! Schon seit meinen Kinderjahren war mir dieser Garten, diese Wassertreppe und die Kahnfahrten, die ich von hier aus zuweilen mit Tante Ernestine machen durfte, der Inbegriff alles Schönen und Herrlichen. So etwas vergißt man nicht!"

Das junge Mädchen hatte lächelnd gesprochen, aber sie wurde plötzlich ernst, als sie dem Blicke der Dame begegnete. „Habe ich etwas Unschickliches gesagt?" fragte sie sich befremdet. Was hatte sie gethan, das diesen entrüsteten, geringschätzigen Blick, dieses verächtliche Lächeln rechtfertigte?

Aber in der nächsten Minute schon kehrten ihre Gedanken zu der drohenden Ueberschwemmung und dem gefährdeten Eigenthum ihres Vormundes zurück.

„Hat man drüben mit der Verladung schon begonnen?“ fragte sie, nach dem jenseitigen Ufer deutend, wo man im Nebel unklar dunkle Gestalten sich bewegen sah.

„Ich habe die Hölzer an's Ufer schaffen lassen. Die beorderten Kähne sind noch nicht gekommen,“ entgegnete er.

„Wird Ihnen durch die Verzögerung kein Schaden erwachsen?“ forschte sie weiter, ihm eindringlich in's Gesicht blickend.

„Interessiren Sie sich wirklich für derartige Dinge?“ fragte Frau Lütten in schleppendem, wegwerfendem Ton.

„Wenn sie einen meiner Freunde betreffen, dem daraus Schaden oder Nutzen entstehen kann, ja, dann interessire ich mich dafür!“

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, als eine rasche Röthe ihr Gesicht bedeckte. Bei dem Lächeln der Dame war ihr plötzlich die Befürchtung gekommen, es sei eine zu große Anmaßung gewesen, von ihrem Vormunde als von einem Freunde zu sprechen. Der Hohn, der aus jenem Lächeln sprach, verwirrte sie.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, und ich danke Ihnen auch für den Titel Freund, den Sie mir gegeben haben, Fräulein Marie!“ sagte der Stadtrath und sein Blick ruhte mit einem Ausdrucke auf ihr, der ihr Herz rascher schlagen machte.

„Ich hoffe, das Wasser wird nicht mehr steigen,“ sagte sie nach einer Pause, „aber wenn es dennoch der Fall

wäre, wenn es bis zu Ihren Lagerplätzen stiege, würde Ihnen daraus ein großer Verlust erwachsen?" Sie war ihm näher getreten und blickte ihm mit angstvollem Forschen in's Gesicht.

„Ich fürchte, ja!"

„Die Holzvorräthe sind also gerade jetzt sehr groß?"

„Ja, ich habe ein Lager von größtentheils sehr werthvollen Hölzern drüben," sagte er, halb zu Frau Lütten gewandt, „ich hatte eine größere Waldparzelle behufs Abholzung in Polen gekauft und die Hölzer stromabwärts flößen lassen. Jetzt lagern sie drüben. Zwar habe ich gethan, was ich konnte, um sie zu schützen, indessen fürchte ich, daß die rasch aufgeführten Erdwälle einem heftigen Andrang des Wassers nicht Stand halten werden."

Die schöne Frau hatte ihm höflich zugehört, allein ihr Blick, der bald gleichgiltig in die Weite schweifte, bald mit dreistem Forschen auf dem belebten, ausdrucksvollen Gesichte des jungen Mädchens ruhte, bewies ihm, daß seine geschäftlichen Interessen keine Theilnahme bei ihr fanden.

„Ich würde es sehr bedauern, wenn Sie Verluste hätten, hoffen wir das Beste!" sagte sie kühl. „Im Uebrigen muß ich zu meinem Bedauern gestehen, daß ich von Geschäften gar nichts verstehe. Ich habe bis jetzt nicht einmal gewußt, daß in Holz große Werthe stecken können. Aber ich will Sie nicht länger stören, lieber Stadtrath, Ihr freundliches Anerbieten hinsichtlich der Blumen aus dem Gewächshaus nehme ich an. Ich werde meine Auswahl treffen und dem Gärtner Befehl geben, sie herauf zu schaffen."

„Ich bitte darum, gnädige Frau!"

Sie hatte die lange Schleppe ihres Morgenkleides zusammengerafft und schritt der Treppe zu.

„Ich muß Ihnen noch meine Anerkennung aussprechen," sagte sie, wieder stehen bleibend. „Die Gartenwege sind in diesem Jahre außerordentlich gut. Selbst in den prinzlichen Parks habe ich keinen festeren Kiesgrund gefunden. Wenn ich nach einem Regentage, wie dem gestrigen, mit solchen Schuhen" — und sie zeigte einen kleinen zierlichen, elegant beschuhten Fuß — „durch den Garten gehen kann, so bedeutet das soviel, daß Sie sich wirklich Mühe gegeben haben, mich zufrieden zu stellen."

„Es freut mich, daß es mir gelungen ist, gnädige Frau!"

„Es ist Ihnen gelungen, ich bin zufrieden!" sagte sie mit ihrem hellen, etwas scharf klingenden Lachen. Dann schritt sie leicht und behende die Stufen hinauf. Oben angelangt, blickte sie noch einmal zurück und nickte dem Stadtrath zu. „Leben Sie wohl!" rief sie mit der Hand winkend. Dann verschwand sie hinter den grünen Büschen. An Marie war sie vorübergegangen, als wäre diese eitel Luft.

Herr Ritter hatte sie bis zum Fuße der Treppe begleitet, und es war Marie erschienen, als ob sie wünschte, er möchte sie noch weiter begleiten. Aber er blieb stehen und begnügte sich, ihr nachzuschauen. Daß er es that, war ihm wahrlich nicht zu verdenken, denn die Frau war wunderschön mit ihrem Goldhaar, das durch keine Frisur gehalten, ihr lang über den Rücken floß. Ihre Gestalt, zwar klein, aber von vollkommenem Ebenmaß, bewegte sich leicht und graziös.

Sie sieht nicht aus wie ein sterbliches Weib, sondern wie eine schöne Wassernixe, dachte Marie, als sie droben im Nebel verschwand. Dann wandte sie sich ihrem Vormund zu, der noch immer dastand und gedankenvoll nach der Stelle sah, wo die Nebel hinter der zierlichen Gestalt zusammengeschlagen waren. Er liebt sie immer noch, dachte Marie, und sie fühlte bei diesem Gedanken ein schmerzhaftes Zucken ihres Herzens. Im nächsten Augenblicke aber hatte der Stadtrath mit einem raschen tiefen Athemzuge sich aufgerafft und gesellte sich zu ihr, ein heiteres, glückliches Lächeln auf dem Antlitz.

Sie schritten langsam neben der Wassermauer hin. Zu ihren Füßen rauschte und brandete der Strom, sonst war Alles still rings umher. Vielleicht war es nur die drohende Stille vor dem Sturm, aber daran dachten sie jetzt nicht. Die Welt mit ihren Sorgen war vor ihnen versunken, sie fühlten nur das Glück des Augenblicks. Sie schritten neben einander hin im Gespräche vertieft, das sie weit zurückführte in vergangene Tage. Zum ersten Male sprach der Stadtrath zu ihr von seiner Kindheit, seinem Elternhause und seiner Familie. Er schien Freude daran zu finden, ihr ein Stück aus dem kleinbürgerlichen Leben seines Vaterhauses zu schildern, und aus jedem seiner Worte sprach eine pietätvolle Liebe, ein freudiger Stolz auf die Tüchtigkeit seiner schlichten Eltern. Und von ihm ging das Gerücht, daß er geldstolz und hochmüthig sei! Sie fühlte einen aufwallenden Zorn selbst gegen Tante Ernestine, die diesem Gerüchte Glauben zu schenken schien.

Und dann sprach er von seiner Mutter, und seine

Stimme bebte, als er von ihrer Liebe und Zärtlichkeit erzählte. Sie war zu früh dahingegangen, sie hatte seine besten Erfolge nicht mehr gesehen. Die ersten aber, die sie noch erlebt, hätten ihr mehr Furcht als Freude gemacht, sagte er. Jedes neue Unternehmen des Sohnes hätte ihr Sorge und Angst eingeflößt.

„Sie war ihr Leben lang an Beschränkung gewöhnt und konnte sich der Fülle, die in mein Haus einkehrte, nicht unbedingt freuen. Immer war ihr zärtliches Mutterherz banger Befürchtungen und Ahnungen voll, immer bat und warnte sie, ich möchte mich mit kleinem Besitz begnügen und nicht höher hinaus wollen, als Vater und Großeltern vor mir. Und als sie endlich sah, daß ihre bangen Ahnungen nicht eintrafen, daß meine Unternehmungen keine in die Luft gebauten Schlösser, sondern feste, solide, auf sicherem Grund ruhende Häuser waren, da erst erlaubte sie mir, ihr das Leben bequem und behaglich zu gestalten. Ich habe dieses Glück nicht lange genießen dürfen!"

So sprach er, und Marie hörte mit glänzenden Augen zu. Sie war stolz darauf, daß er mit ihr von Dingen sprach, die er, wie sie wohl fühlte, keinem Fremden, Gleichgiltigen anvertrauen würde. Und diesem Manne hatte sie Gemüth abgesprochen! Du Guter, Braver, Lieber! hallte es in ihr, und ihr unbewußt führten ihre Augen eine Sprache, welcher ein rascherer Pulsschlag ihres Gefährten antwortete.

Als Marie sich von ihrem Vormunde getrennt hatte und die Terrasse zum Hause emporstieg, während er in seinem kleinen Boote hinüber zu seinen Lagerplätzen ruderte,

blickte sie zu den Fenstern des Oberstocks empor, wo die schöne Frau wohnte, die einen so verhängnißvollen Einfluß auf das Leben des Mannes, mit dem sich in den letzten Tagen alle ihre Gedanken beschäftigt hatten, übte. Sie erschrak und senkte rasch den Blick. Denn oben im Fenster lehnte die junge Frau und schaute mit einem Ausdrucke auf ihrem verdüsterten Gesicht zu ihr hinab, der ihr sagte, daß sie auf ihrer Promenade an der Wassermauer beobachtet worden waren. Im nächsten Augenblicke aber hob sie wieder das Haupt. Hatten sie denn etwas Unrechtes gethan? Sie hatten eine lebhafte Unterhaltung geführt, vielleicht allerdings hatte sie allzu offen gezeigt, wie gern sie seinen Worten lauschte! Und dann, als sie schieden, hatte er ihr die Hand gereicht. Das Alles wollte noch nicht viel bedeuten, aber gewiß war sie auch beobachtet worden, wie sie hinter der Akazienhecke gestanden und ihm nachgeblickt hatte, als er mit kräftigen Ruderschlägen die hochgehenden Wellen kreuzte! Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie sehr lange in selbstvergessenem Schauen an der Hecke gestanden haben mußte. Eine tiefe Gluth schoß ihr in's Gesicht, ihr war's, als ob die Gefühle, von denen sie selbst im tiefsten Innern sich noch nicht Rechenschaft zu geben gewagt hatte, plötzlich und rücksichtslos an's Tageslicht gezerrt worden wären.

7.

Im Laufe des Vormittags hatte sich das Wetter geklärt. Die Nebel waren vor einem frischen Windhauche verflattert, und selbst in die grauen Wolkenmassen, die schon seit

Wochen tief und schwer über der Landschaft gelagert, hatte er hin und wieder eine Lücke gerissen, daß für Augenblicke ein Fleckchen Himmelblau sichtbar wurde. In solchen Augenblicken konnten die beiden Frauen von der obersten Gartenterrasse aus das Stromgebiet weit überschauen, bis ein rasch niederrauschender Regenguß sie wieder in's Zimmer trieb. Und was sie erblickten, schien ihnen nicht eben Besorgniß erregend. Denn daß die Wiesenflächen, die sich rechts und links an den Stromufern ausdehnten, sich in einen großen See verwandelten, war man zur Zeit des Eisgangs gewöhnt. Um so größer war ihr Schreck, als sich um die Mittagszeit die Kunde in der Stadt verbreitete, der Strom sei im raschen Steigen begriffen. Der Stadtrath, der einige Minuten später in großer Aufregung zu ihnen eintrat, bestätigte diese Nachricht.

„Ja, leider ist es wahr!" sagte er, während er auf Ernestinens dringende Bitten noch eilig ein frühes Mittagsmahl einnahm. „Was ich befürchtete, ist eingetreten. Wir haben starken Nordwind, der uns die Wasser des Haffs in hohen Wellen stromaufwärts treibt. Von Süden her aber rollt ihnen der durch die Wolkenbrüche schon mächtig angeschwollene Strom entgegen. So müssen die Fluthen, da ihnen der Ausweg abgeschnitten ist, über die Ufer treten. Wenn die Deiche dem furchtbaren Andrange Stand halten, dann liegt die Sache verhältnißmäßig noch günstig. Sollte aber ein Deichbruch eintreten, dann ist die ganze Niederung den Fluthen offen, und das Elend wäre ein entsetzliches, unabsehbares!" Mit bleichen Gesichtern hatten die beiden Frauen ihm zugehört.

„Und was gedenkst Du zu thun, Fritz?"

„Zuzugreifen, wo Hilfe noththut, zunächst auf meinen Lagerplätzen, die schon theilweise unter Wasser stehen."

„Fürchtest Du einen großen Verlust, Bruder?"

Marie fragte nicht, aber ihre weit offenen, angstvoll auf ihn gerichteten Augen redeten eine Sprache, die jedes Wort überflüssig machte.

„Ich sagte schon, daß ich Vorkehrungen getroffen habe, wenigstens die werthvollsten Hölzer zu schützen. Bleiben mir diese verschont, dann werde ich zu den am meisten Begünstigten gehören, wenn nicht, nun, dann werde ich nur zu tragen haben, was Tausende mit mir trifft. Mag kommen, was will, es wird zu überwinden sein, wenn wir Drei Schulter an Schulter zusammenstehen!"

„Ich stehe zu Dir mit Allem, was ich bin und habe!"

Er drückte der Schwester kräftig die Hand, sein Auge aber war auf das Gesicht gerichtet, das über Ernestinens Schulter zu ihm aufschaute. Hätte Marie Tausende besessen, so hätte sie auch gesagt: hier bin ich mit Allem, was ich bin und habe! Zum ersten Male drückte das Bewußtsein ihrer Armuth sie nieder. Und doch, hatte er nicht gesagt: wenn wir Drei zusammenstehen? — wir Drei! In diesem „Wir" lag ein beglückender Sinn, und im Ton seiner Stimme, in seinem Blicke lag noch mehr, als in diesem bedeutungsvollen Wir.

Einen Augenblick standen sie Hand in Hand, Auge in Auge, dann wandte er sich und verließ rasch das Zimmer. —

Es war ein Bild regster Thätigkeit, bewegtesten Lebens, das sich vor den Augen der an der Wassermauer Versam-

melten auf den Lagerplätzen jenseit des Stromes entfaltete. Nicht nur Marie und Ernestine standen da und spähten klopfenden Herzens hinüber, auch die Nachbarinnen aus dem Oberstock und ein großer Kreis ihrer Bekannten und Verwandten waren herbeigeeilt, um von dem hochgelegenen Ritter'schen Garten aus das weite Stromgebiet zu überschauen. Am meisten aber wurde das Interesse von dem rüstigen Schaffen in Anspruch genommen, das drüben herrschte. Da lagen vor der Landungsbrücke des Zimmerplatzes einige jener breiten, flachen, vielfassenden Kähne, welche den Verkehr auf dem Strome vermitteln, und hundert Hände waren geschäftig, das in Stapeln aufgeschichtete, bereits zu einem fertigen Ganzen verarbeitete Holzwerk zu verladen. Man sah, wie sehr Eile noth that. Denn schon stieg die trübe Fluth bis über die Landungsbrücke und umspülte die Füße der Arbeitenden. Man wußte, daß in diesen dem Ansehen nach so einfachen Hölzern ein großer Werth enthalten war. Denn in ihrer Gesammtheit bildeten sie einen vollständigen Bau, eine jener hübschen, an Schweizerhäuser erinnernden Villen, die man in Badeorten so häufig sieht. Auch diese war bestimmt, ein vielbesuchtes, unweit der Strommündung gelegenes Seebad zu schmücken, und noch heute früh hatte der Stadtrath mit freudiger Genugthuung betont, daß das schöngelungene Werk, die Bestellung eines der reichen Kaufherren aus der stromabwärts gelegenen großen Handelsstadt, ihm Ehre und Ruhm und voraussichtlich noch manchen ähnlichen Auftrag eintragen dürfte. Er hatte gesagt, daß nach mühevoller Arbeit das Werk jetzt bereit zum Transport liege,

und so vollständig fertig sei, daß keine Diele, keine Latte daran fehle. Seinen zuverlässigsten Werkführer mit einigen seiner besten Arbeiter wolle er in den nächsten Tagen hinüberschicken, um auf dem schon vollendeten Unterbau sein Werk aufzurichten. Und jetzt war dieses schöne Werk gefährdet. Denn obgleich schon seit einigen Stunden an der Verladung gearbeitet worden war, so fehlte doch noch viel an der vollständigen Bergung. Und mit jeder Minute stieg das Wasser höher und machte die Arbeit schwerer und gefahrvoller.

Die Zuschauer aber machten ihrer Spannung durch Ausrufe und lebhaften Gedankenaustausch Luft. Werden die Menschen da drüben schneller sein als die Fluth? Das war die Frage, um welche sich die Unterhaltung drehte. Mit bangem Herzklopfen und athemloser Erwartung verfolgten Marie und Ernestine jede Bewegung am jenseitigen Ufer. Der Strom stieg mit erschreckender Schnelle. Immer breiter dehnte er sich aus, immer höher stiegen seine Wasser. Die kleineren und schwächeren Arbeiter mußten sich zurückziehen, nur die größten und stärksten Männer konnten noch Stand halten. Und Allen voran war es jetzt Ritter selbst, welcher mit Hand anlegte. Wo das Wasser am höchsten ging, da ragte seine Gestalt, wo es am schwersten zu heben und zu tragen galt, da stemmte seine Schulter sich unter. Schon bis über die Kniee hinauf standen die Männer im Wasser, schon hob die Gewalt der Fluthen die Balkenlage, auf welcher die zugerichteten Hölzer ruhten, aber keiner der Arbeiter wich zurück.

„In solchen Zeiten der Noth erprobt sich das Verhält-

niß zwischen Meister und Arbeiter," sagte Ernestine. „Er hat seinen Vortheil nie von dem ihrigen getrennt, jetzt lohnen sie es ihm!"

Vor Mariens Augen flimmerte es, wie war es möglich, daß nicht Jeder zu ihm stand, der ihn kannte! Ihr belebtes, erglühendes Gesicht, ihre feuchten Augen, ihre in athemloser Spannung halbgeöffneten Lippen boten einen seltsamen Kontrast zu den kalten, unbewegten Zügen der schönen Frau Lütten. Wo Marie einen starken und muthigen Helden sah, erblickte diese nur den Mann aus dem Volke, den Emporkömmling, der im Drange des Augenblicks zu den Gewohnheiten des Arbeiters zurückgreift. Der Mann drüben, der seine ganze Kraft nicht nur für die Erhaltung seines Eigenthums, sondern mehr noch für die Erfüllung seiner Kontrakte einsetzte, er war ihr in diesem Augenblick ganz unsympathisch. Durch ihr Opernglas beobachtete sie ihn ganz kühl und kritisch. Im eleganten Abendanzug, da hatte er sie täuschen können, daß sie ihn für ihresgleichen hielt, aber ihn so sehen, wie er im Kreise seiner Gesellen mit schweißbedeckter Stirn arbeitete, das hieß ihr jede Illusion rauben. Waren es wirklich nur die hohen Wasserstiefel, die Hemdärmel und dies unter der schweren Arbeit erglühte Gesicht des Mannes, welche sie ernüchterten, oder wirkten die Beobachtungen des heutigen Morgens mit? Vielleicht hatten diese sie belehrt, daß sie ihre Zukunftspläne auf irrigen Voraussetzungen erbaut, daß der Mann, mit dem sie so lange gespielt, doch nicht ganz das gefügige Werkzeug in ihrer Hand sei, für das sie ihn gehalten. Gerade in dem Augenblicke, wo er be-

gann ihr begehrenswerth zu erscheinen und wo sie sich herabgelassen hatte, ihm dies zu zeigen, gerade in diesem Augenblicke wandte er sich einer Anderen zu! Ihr Stolz half ihr diese Demüthigung überwinden. Sie schob das Opernglas zusammen und wandte sich ab, dieser Mann hatte aufgehört, für sie vorhanden zu sein. Allerdings war das, was er besaß, eines bedauernden Rückblickes werth. Sie hatte sich im Geiste schon so oft als Herrin dieses stattlichen Hauses, dieses herrlichen Gartens gesehen, daß es ihr schwer wurde, ihren Sinn davon abzulenken.

Ein lauter jauchzender Ruf unterbrach ihren Gedankengang. Die Arbeit war vollendet, die Bergung gelungen! Eben stieß der letzte Kahn mit seiner werthvollen Ladung vom Ufer und trieb langsam, von den langen Ruderstangen der Schiffer gelenkt, der Strömung zu.

„Das war zur rechten Zeit fertig geworden!“ rief Fräulein Ernestine aufathmend. „Sieh, wie das Wasser gurgelt und braust! Die Wellen gehen hoch wie Seewellen. Die arme Altstadt! Ich fürchte, die tiefgelegenen Straßen derselben werden bald unter Wasser stehen.“

„Die armen, armen Menschen, wer doch da helfen könnte!“

„Fritz wird es thun, verlaß Dich darauf! Siehst Du, sie machen das große Boot flott! Er ist nicht der Mann, der bei einem solchen Unglück die Hände in den Schoß legt, wie Jene dort!“

Ein unwilliger Blick der Dame streifte die Herren, welche bisher unthätige Zuschauer gewesen waren. Auch sie schienen jetzt an den Aufbruch zu denken. Man müsse

sehen, ob man irgendwo helfen könne, meinten sie, auch thäte es noth, sich zu überzeugen, ob das Speicherviertel etwa in Gefahr sei.

„Die Speicher sind sicher, aber die Altstadt ist bedroht, Ihr Herren!“ sagte Herr Georg Stahl. „Seht, unser neuer Stadtrath geht uns mit gutem Beispiel voran. Da steigt er mit seinen wackeren Arbeitern in's Boot, um Hand an das Rettungswerk zu legen! Gehen auch wir, meine Herren!“

Der alte Herr lüftete den Hut und ging, die Anderen schlossen sich ihm an. Auch die Damen wandten sich zum Gehen, grüßend schritten sie an Marie und Ernestine vorüber und die Treppen empor. Die Gefahr der Altstadt nahm sie jedoch nicht so in Anspruch, daß sie nicht hie und da stehen blieben, um eine seltene Blume oder eine Gruppe zierlicher Gartenmöbel, halbversteckt in blühendem Gesträuch, zu bewundern. Frau Lütten aber blickte weder rechts noch links. Was gingen Dinge sie an, die nicht ihr gehörten und auch nie ihr gehören würden! Gestern noch hatte sie die festen Kieswege des Gartens bewundert, heute entlockte das Lob von anderen Lippen ihr nur ein geringschätziges Lächeln. Dinge, die in keinem Zusammenhange mit ihrem eigenen Ich standen, waren ihrer Beachtung nicht werth.

Marie und Ernestine aber blickten dem Boote nach, das von kräftigen Armen getrieben mächtig gegen die Wogen ankämpfte und doch nur langsam vorwärts kam. Und während die Retter sich noch abmühten, schallten dumpfe Glockenklänge über das Wasser herüber. Es war

der Angst- und Hilferuf, den die gefährdete Altstadt zu ihrer glücklicheren Schwester hinübersandte.

„O sieh, wie traurig und schrecklich!“ rief Marie. „Da führt uns der Strom die Zeichen der Zerstörung zu: ärmlichen Hausrath, und doch mag er die einzige Habe einer ganzen Familie sein! Sieh, da kommt eine Wiege geschwommen, wo mag das Kind sein, das darin geruht!“

Mit verstörten Mienen schauten die Frauen auf die treibenden Trümmer. Plötzlich fuhr Marie auf und wandte sich rasch an ihre Gefährtin.

„Und die alte Frau York haben wir ganz vergessen, Tante! Sie steht so ganz allein, hat weder Mann noch Kinder, an ihre Rettung wird sicherlich Niemand denken!“

„Und sie am wenigsten! Wir können sie nicht zur Nacht in ihrem baufälligen Hause lassen,“ entgegnete Ernestine energisch, „sie muß herüber, Marie! Ich kenne die Alte, sie würde lieber ertrinken, als sich von ihren alten Schränken und Stühlen trennen. Es wird Mühe kosten, sie zum Gehen zu bewegen!“

„Ich gehe, Tante, ich hole sie!“ rief das Mädchen, die Stufen hinanspringend.

„Warte, Kind, erst muß ich wissen, wie es drüben steht! Was gibt es, Heller, was bringen Sie mir?“ wandte sie sich an einen Arbeiter, den sie oben in der Nähe des Hauses traf, „einen Zettel vom Meister?“

Während sie las, traten die Damen, die sich auf dem Perron vor dem Hause noch aufgestellt hatten, zu ihr heran. Man bestürmte sie mit Fragen, wie es in der Altstadt stehe.

„Schlecht, meine Damen! Die ganze Angerstraße steht unter Wasser und muß geräumt werden. Was? Das Haus des Schiffszimmermeisters Falk unbewohnbar? Er mit seiner Schwiegertochter und seinen vier Enkelkindern obdachlos, und sein Sohn, der Schiffskapitän, nicht zu Hause? Die drei Zimmer im Oberstock für sie bereit halten, das versteht sich, ich gehe gleich an's Werk!"

„Entschuldigen Sie, Fräulein Ritter, wenn ich mir die Frage erlaube, ob von den Zimmern die Rede ist, die neben unserer Wohnung gelegen sind?" fragte die Frau Kommerzienrath Kulland.

„Und die wir uns zu freier Verfügung vorbehalten haben, ja, gerade von diesen ist die Rede."

„Vielleicht ist Ihnen nicht erinnerlich, daß wir das Versprechen Ihres Herrn Bruders haben, sie nicht anderweitig zu vermiethen?"

„Wir vermiethen sie auch nicht, wir nehmen Gäste darin auf. Ich sollte meinen, daß dies uns frei stünde."

„Das ist ein sehr schöner Impuls, aber haben Sie auch die Konsequenzen bedacht? Das gibt Kindergeschrei und Lärm. Es wird eine sehr unangenehme Nachbarschaft werden!"

„Der Annehmlichkeit wegen thun wir es auch nicht, Frau Kommerzienrath!" sagte Ernestine scharf.

„Wohl," mischte sich hier Frau Lütten in's Gespräch, „wenn Ihr Herr Bruder sein Versprechen umgehen will, so können wir es nicht hindern! — Mein Himmel, liebes Fräulein, erzürnen Sie sich nicht, bitte, ich hatte nicht die Absicht, etwas Kränkendes zu sagen. Im Gegentheil, ich

erkenne an, daß in den Verhältnissen eine gewisse Entschuldigung dieser Rücksichtslosigkeit liegt. Aber da uns aus dieser nahen Nachbarschaft zahllose Unbequemlichkeiten entstehen werden, so hoffe ich, Sie werden dafür sorgen, daß uns persönliche Berührung mit diesen Leuten wenigstens erspart bleibt. Flur und Haupttreppe beanspruchen wir nach wie vor zu unserer alleinigen Benutzung."

„Das heißt, Sie stellen an meinen Bruder das Verlangen, er soll den Gast seines Hauses, den alten Freund seines verstorbenen Vaters über die Hintertreppe in sein Haus führen?" Die alte Dame maß ihr Gegenüber mit zornblitzenden Augen. Sie schien noch mehr sagen zu wollen, aber plötzlich besann sie sich, machte rasch kehrt und trat ohne sich umzusehen in's Haus. —

Unterdessen hatte Marie ihren Gang bereits angetreten. Die Fähre, welche für die nördlich gelegenen Stadttheile den Verkehr zwischen Neustadt und Altstadt vermittelte, war des Hochwassers wegen nicht mehr im Gang. Sie mußte also die große Eisenbahnbrücke benutzen, die in der Nähe des Bahnhofs über den Strom führte. Sie legte die Strecke im schnellsten Schritt zurück. Auf der Brücke drängte sich eine jammernde, schreiende Menge zusammen. Neugierige, die sich die Ueberschwemmung ansahen, versperrten Denen den Weg, welche sich und ihre Habe an's jenseitige Ufer flüchten wollten. Nur mit Mühe konnte das Mädchen ihren Weg verfolgen. Sie wand sich durch das Gedränge, drückte sich an schreienden Menschenhaufen vorüber, und erreichte die Altstadt, als eben wieder alle Glocken von Neuem zum mahnenden Hilferufe einsetzten. Beflügel-

ten Schrittes eilte sie dahin. Als sie in die Wasserstraße einlenkte, sah sie, daß keine Zeit zu verlieren sei. Der daneben fluthende Strom hatte fast die Höhe des Straßendammes erreicht. Rings in allen Häuschen der Straße herrschte angstvolle Thätigkeit. Kisten und Kasten wurden auf die Bodenräume geschafft, Kinder zusammengerufen und zu befreundeten Familien geflüchtet. Nur in dem Häuschen der alten Frau Bork herrschte die tiefste Ruhe. Als Marie in angstvoller Hast die Glocke zog, erdröhnte der Plankenzaun, der jenseit nach dem Strome hin die Straße einfaßte, unter dem Anprall der Wogen, und ein Wasserschwall drang durch die Fugen und schoß über das Pflaster hin. In bebender Hast riß das Mädchen nochmals am Glockenzug. Endlich — ihr erschien es, als hätte sie eine Ewigkeit gewartet — wurde die Thüre geöffnet, und das unverändert freundliche, harmlose Gesicht der alten Frau erschien auf der Schwelle.

„Du bist es, Mariechen?“ sagte sie, dem Mädchen zunickend, „und in solchem Regenguß kommst Du zu mir? Komm rasch herein, Du wirst ja ganz naß! Was ist Dir, Kind? Du bist ja ganz außer Athem, warum läufst Du auch so?“

„Wissen Sie denn nicht, Frau Bork, daß der Strom über die Ufer getreten ist?“ stieß Marie hervor.

„Das thut er doch fast in jedem Jahr, und in diesem scheint er es zweimal zu thun. Warum die Leute nur so viel Aufhebens davon machen!“

„Die ganze Angerstraße ist schon überschwemmt, und in

zehn Minuten wird es auch die Wasserstraße sein. Kommen Sie rasch, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

„Mitkommen soll ich? Nein, Kind, es hat keine Gefahr, ich weiß das besser. Die Angerstraße, ja, die ist ein paarmal unter Wasser gewesen, so lange ich zurückdenken kann. Aber die Wasserstraße nie! Nur in den Kellern haben wir das Wasser gehabt. Nein, Kind, da hat es keine Noth, glaube mir! Freilich, im Jahre 10 — ich glaube, es war 1810, aber so ganz genau weiß ich es nicht, denn ich bin erst ein kleines Kind gewesen — da ist es auch hier in dieser Straße arg hergegangen. Aber solch' eine Ueberschwemmung kommt nur alle hundert Jahre einmal."

„Sie ist jetzt aber da, Frau Bork, und wenn Sie nicht gleich kommen, dann ist uns der Weg nach der Brücke abgeschnitten. Sehen Sie, dort reißen die Wellen den alten Plankenzaun mit, das Wasser leckt bis auf den Straßendamm hinauf. Wo ist Ihr Tuch? Hier sind die Kommodenschlüssel, stecken Sie Ihr Geld zu sich und dann lassen Sie uns gehen!"

Mit fliegenden Händen hatte das Mädchen die Kommode geöffnet und langte heraus, was ihr das Nöthigste schien. Dazwischen jammerte die Alte und sträubte sich, das Haus zu verlassen.

„Ich kann doch hier nicht Alles im Stich lassen, Kind," sagte sie, die Hände Mariens abwehrend, als diese ihr Tuch und Mantel um die Schulter legen wollte, „die Sache wird so schlimm nicht sein! In ein paar Stunden ist das Wasser verlaufen."

„Sind wir jetzt fertig, Frau Bork?"

„Liebes Kind, Du meinst es gewiß sehr gut, aber ich möchte doch lieber zu Hause bleiben."

„Ich habe aber Tante Ernestine versprochen, Sie zu holen, und ich werde nicht ohne Sie gehen."

„Was die Ernestine doch auf einmal für sonderbare Einfälle hat! Sie könnte es doch auch schon wissen, daß es mit einer Ueberschwemmung hier zu Lande nicht so viel zu bedeuten hat. Und was Du da vom alten Plankenzaun gesagt hast, ist auch ein Irrthum, Mariechen! Der Zaun wird schon halten, denn er ist noch gar nicht so alt. Im Jahre 27 — ich weiß dies ganz genau, da in demselben Jahre meine jüngste Schwester, die Kunisch, geboren wurde — also im Jahre 1827 hat der Magistrat ihn aufrichten lassen. Er hat alle diese Jahre gehalten und wird auch jetzt halten."

Ohne sich Zeit zu einer Erwiederung zu lassen, öffnete Marie die Stubenthüre und drängte die alte Frau in den Hausflur. Sie hatte zu ihrem Entsetzen gesehen, daß die Dielen der Stube, die etwas unter dem Straßenniveau lagen, nach dem Fenster zu unter Wasser traten.

„Kommen Sie, kommen Sie! Wir werden eine Strecke durch Wasser waten müssen, aber wir werden es können, noch wird es hoffentlich nicht zu hoch gehen! Halten Sie sich an meinem Arm, Frau Bork, ich werde die Thüre öffnen."

Eingeschüchtert durch das ernste Gesicht des Mädchens und durch den tiefen, zitternden Ton ihrer Stimme fügte sich die alte Frau und that, was von ihr verlangt wurde.

Mit fester Hand schob Marie den Riegel zurück und öffnete die Thüre. Aber im nächsten Augenblicke mußte sie ihre Gefährtin mit beiden Armen umfangen. Eine Wasserwoge war den beiden Frauen mit solcher Gewalt entgegengefluthet, daß die ältere dem Anpralle nicht Stand halten konnte.

„Wir müssen hindurch — wir müssen!“ sagte Marie athemlos. „Stützen Sie sich auf mich, es wird gehen, nur vorwärts, vorwärts!“

Aber sie überzeugte sich bald, daß die Kräfte der alten Frau der Aufgabe nicht gewachsen waren. Einen Augenblick dachte sie daran, sie zu tragen. Aber als sie sie emporgehoben hatte und sich einige Schritte mit ihr vorwärts wagte, fühlte sie, daß ihre Kräfte dazu nicht ausreichten. Sich an der Mauer haltend, wankte sie keuchend in den Flur zurück.

„Es geht nicht, wir kommen nicht mehr durch,“ sagte sie, muthlos die Arme sinken lassend. „Wir müssen bleiben und abwarten, ob man uns vermißt und zu Hilfe kommt. Kommen Sie die Treppe hinauf, Frau Bork! In die Stube können wir nicht mehr zurück, das Wasser steht schon kniehoch darin.“

Die Alte hatte jetzt jeden Widerstand aufgegeben. Willenlos ließ sie sich die Treppe emporführen. Mit zitternden Händen hielt sie Mariens Arm umklammert und starrte stumpf und mit ausdruckslosem Blick vor sich hin. Als sie droben im kleinen Giebelstübchen an's Fenster trat und hinabblickend ringsum nur tosende graue Wasserfluthen erschaute, nur drüben, halbverschwommen hinter

den herabstürzenden Regengüssen, das ferne jenseitige Ufer, da schlug sie jammernd die Hände vor das Gesicht.

„Ich hab' es nicht glauben können, und muß doch noch so Schreckliches erleben!" rief sie händeringend. „Und Dich hab' ich hier zurückgehalten, Kind! Geh, geh! Versuch' Dich zu retten! Du bist jung und stark, laß mich allein hier, was ist an mir gelegen!"

„Ich bleibe, ich lasse Sie nicht allein!" sagte Marie fest. „Aengstigen Sie sich nicht, Frau Bork! Man wird uns retten!" Und leise setzte sie hinzu: „Er wird kommen, ich habe die feste Zuversicht, er wird kommen!"

„Es wird Keiner an uns denken, Kind! In solchem Unglück hat Jeder mit sich selbst zu thun. Ich werde ruhiger und gefaßter sein, wenn Du gehst!"

„Ich will nicht, aber wenn ich auch wollte, so wäre es jetzt zu spät. Wenn ich jetzt hinausträte, wäre es mein sicherer Tod. Die Wellen würden mich unfehlbar mit sich reißen. Sehen Sie, wie hoch das Wasser schon geht! Hören Sie, wie es unten in der Stube gurgelt und braust? Die Fenster sind eingedrückt und in breiten Wellen fließt es herein."

Das Mädchen stand am Fenster und hatte mit beiden Armen das Fensterkreuz umfaßt. Fernab auf der Eisenbahnbrücke wogten noch immer die flüchtenden Menschenschaaren durcheinander. Aber in den Häuschen rings umher war, so weit sie sehen konnte, kein Mensch mehr zu erblicken. Wie eine Centnerlast fiel ihr der Gedanke auf's Herz, daß die alte Frau dort und sie vielleicht die einzigen Menschen in der überflutheten Straße seien. „Aber

er wird kommen und uns holen," sagte sie sich. Mit diesem Troste suchte sie ihr erbebendes Herz zur Ruhe zu bringen.

„Sie haben uns vergessen, Kind, wer sollte auch an uns denken!" unterbrach die alte Frau das Schweigen, das längere Zeit geherrscht hatte. „Wenn Du Dich nur bemerklich machen könntest. Vielleicht hörte man Dich, wenn Du rufen wolltest."

Willig beugte sich das Mädchen vor und ließ ihre Stimme erschallen. Aber das Tosen der Wasser verschlang den Ton, ehe er eines Menschen Ohr erreicht hatte. Sie sah schnell ein, daß auf diese Art nichts zu erreichen sei. Aber vielleicht würde man sie sehen, wenn sie Zeichen gäbe. Sie lehnte sich weit hinaus und winkte mit ihrem Tuche. Vergebliche Mühe! Die Brücke lag zu fernab, auch hatte Jeder mit seiner eigenen Noth genug zu thun.

Wieder wurde es still zwischen den beiden Einsamen. Mit gefalteten Händen, in ruhiger Ergebung saß die alte Frau da, mit angstvoll klopfender Brust, in verzehrender Ungeduld schaute das Mädchen nach Rettung aus.

Plötzlich stieß die Alte einen Schrei aus.

„Gerechter Gott, was war das? Mariechen, hast Du nichts gehört, was war das?"

Ja, auch sie hatte es gehört, und eine Eiseskälte schlich ihr durch die Glieder. Ueber ihr und seitwärts krachte es im Dachgebälk und die Dielen unter ihr erzitterten.

„Das Wasser muß eine der Mauern unterspült haben, so daß sich das Dach auf eine Seite senkt," entgegnete Marie tonlos.

„Es wird einstürzen, Kind, und uns begraben! Gib die Hoffnung auf Rettung auf, armes junges Ding! Horch, da kracht es wieder! Laß uns beten, daß es schnell mit uns zu Ende geht!“

Sterben müssen, jetzt, da das Leben alle seine Glücksfülle ihr gezeigt hatte! Ein Schrei des Jammers rang sich aus der Brust des Mädchens empor. Er wird kommen — er wird! Aber es wird zu spät sein, er wird sie nicht mehr finden. Jede Woge, die heranspült, nimmt ein Stück Lebenshoffnung mit hinweg, jede bringt sie dem grausigen Tode näher.

Wieder beugt sie sich weit hinaus. Dort drüben, verschwindend in grauem Nebelduft, sieht sie die Bäume des Gartens ragen, des Gartens, wo sie heute an seiner Seite gegangen, wo es ihr zur Gewißheit geworden, daß sie den Mann liebe, mehr als Alles auf der Welt. Und wenn er dieses Bekenntniß ihr aus den Augen gelesen — hatte sie nicht ein gleiches von ihm empfangen? Seine Blicke hatten zu deutlich gesprochen. Und sie sollte ihr Leben hingeben gerade in dem Augenblicke, wo es für sie und ihn von unschätzbarem Werthe geworden!

Ein gewaltiger Stoß erschütterte das Haus und ließ die beiden Frauen entsetzt aufschreien. Es waren nicht mehr die Wasser allein, welche die schon geborstenen Mauern des Häuschens bedrohten. Die Oberfläche des Stromes war mit treibenden Trümmern bedeckt, die wieder zu Werkzeugen der Zerstörung wurden. Was der Fleiß des Menschen geschaffen, in wildem Wirbel trieb es dahin vor den Augen des Mädchens. Jetzt ist die Hoffnung auf Rettung

wieder kleiner geworden. Welches Boot kann in diesem treibenden, wirbelnden, sich aufthürmenden Chaos seinen Weg verfolgen? Und doch, er wird kommen, diese Zuversicht steht fest in ihr. Aber er muß bald kommen!

Die alte Frau hinter ihr ist in die Kniee gesunken und murmelt leise Gebete. Sie fleht um ein schnelles Ende, in dem Mädchen aber drängt Alles zum Leben. Sie hat wieder mit beiden Armen das Fensterkreuz umfaßt, selbst im äußersten Falle will sie sich nicht verloren geben, sie ist jung und kräftig, sie will mit dem Tode bis zum letzten Augenblicke ringen.

Ununterbrochen stürzen Regengüsse herab, sie und der einbrechende Abend hüllen Alles in grauen Schleier. Dunkle Schatten lagern über dem Wasser. Mit Aufbietung ihrer ganzen Sehkraft versucht das Mädchen den Nebel zu durchdringen, aber sie starrt in's Graue, Wesenlose, die Welt um sie her ist versunken und verschwunden.

Da! Was ist das, das sich dort im Nebel bewegt? Der Athem in der Brust stockt ihr, das dunkle Etwas nimmt bestimmtere Umrisse an, es verdichtet sich zu einem festen Körper. Es nähert sich langsam — langsam. Zuweilen scheint es eine andere Richtung einzuschlagen, und dann will sich ein Verzweiflungsschrei den Lippen des Mädchens entringen. Dann aber sieht sie, daß es sich thürmende Trümmerhaufen waren, die das Boot zwangen, von der geraden Richtung abzuweichen. Das Boot! Ja, jetzt gibt es keinen Zweifel mehr, das dunkle Etwas ist ein Boot. Jetzt sieht sie auch bereits Gestalten sich darin bewegen, jetzt ist die Bahn frei, es kommt rasch näher.

„Rettung, Rettung!“ jubelt sie und stürzt zur alten Frau hin, die sie vom Boden emporzieht. „Er kommt, er ist da! Wir werden nicht sterben!“

Und als ein paar Minuten später das Boot unter dem Fenster lag und sie sich, von seinen Armen gestützt, langsam hinabgleiten ließ, da lag sie ein paar Augenblicke regungslos an seiner Brust. Er hatte sie an sich gepreßt, wie man nur das in die Arme schließt, was man eben zu verlieren gemeint hat.

„Mein Retter, mein Liebster, mein Alles!“ flüstern ihre Lippen leise. Dann greifen die Männer zu den Rudern.

„Es war hohe Zeit,“ sagte hochaufathmend Fritz Ritter, „seht', da stürzt die Giebelwand ein.“

Als die beiden Frauen erschauernd zurückblicken, ist das Fenster, durch welches sie sich eben gerettet, verschwunden, und ein paar Augenblicke später war von dem ganzen Häuschen nichts vorhanden, als ein wirres Durcheinander von Holzwerk, das sich ein paarmal wirbelnd rundum drehte und dann mit der Fluth stromabwärts schoß.

8.

„Geh zu Bett, Marie, geh zu Bett! Die arme alte Frau liegt schon oben im schönsten Fieber. Ich habe ihr die Karoline als Krankenpflegerin gegeben und nach dem Arzte geschickt. Komm, laß mich Dir helfen! Es ist besser, auch Du wartest das Fieber im Bette ab.“

So sprach Fräulein Ernestine, als sie etwa eine Stunde später in Mariens Zimmer trat. Das Mädchen hatte die Kleider gewechselt und stand mit über der Brust gefalteten Händen am Fenster. Als sie sich langsam der Sprecherin

zuwandte, lag ein Ausdruck in ihrem Gesichte, der die alte Dame seltsam bewegte, ein Ausdruck durchgeistigten, feierlichen Ernstes, wie nur das Auge ihn zeigt, welches das Ewige geschaut.

„Weshalb soll ich auf etwas warten, das gar nicht kommen wird, Tante?" fragte sie, und während sie sprach, verschwand jener Ausdruck von ihrem Antlitz, und ihr gewöhnliches sonniges Lächeln spielte schon wieder um ihre Lippen, „ich bin ganz gesund, nicht eine Spur von Fieber fühle ich. Nein, bitte, laß mich auf! Ich muß mich bewegen, ich muß fühlen, daß ich lebe! Du ahnst nicht, was für eine Seligkeit in dem Bewußtsein liegt: ich lebe. Nur der, an dem der Tod so nahe vorüber gegangen ist, wie an mir, vermag diese Seligkeit voll auszukosten."

„Du armes Kind, das waren qualvolle Stunden!"

„Es war grausig, Tante!"

„Und der Fritz ist gerade noch zur rechten Zeit gekommen, er hat es mir erzählt, Kind. Zuerst war ich ohne Sorgen, als ich Deinen Weggang wahrnahm, denn man sagte mir, daß die Wasserstraße noch trocken sei. Ich machte mich frisch an's Werk, die Stuben für die armen Falks einzurichten, die auch endlich jämmerlich und erfroren wie die nassen Mäuse anlangten. Du kannst Dir denken, daß ich da für's Erste alle Hände voll zu thun hatte. Aber plötzlich hieß es: die Wasserstraße steht unter Wasser, die alten Häuser unten am Fischmarkt stürzen ein! Zuerst war ich wie gelähmt, dann, als ich mir klar machte, daß Du sicherlich mit der alten Frau in einem dieser zusammenstürzenden Häuser stecktest, da meinte ich, den Ver-

stand verlieren zu müssen. Ich stürzte umher, um Männer aufzutreiben, die ich hinüberschicken könnte. Alles war bereits drüben, kein Mensch da, der mir helfen konnte. Da trieb mich die Angst nach der Eisenbahnbrücke, vielleicht konnte ich wenigstens Botschaft an Fritz schicken. Aber keine Möglichkeit, hinüber zu gelangen, die Polizei trieb Alles zurück, was vom diesseitigen Ufer hinüber wollte, die Wege müßten für die Flüchtenden frei gehalten werden, hieß es. Hätte ich in diesem Augenblicke ein Boot gehabt, ich hätte mich allein auf den Weg gemacht, aber es war weit und breit kein Boot mehr zu haben. So mußte ich zurück, nachdem einer der Schutzmänner mir die Versicherung gegeben, daß die Wasserstraße polizeilich geräumt und kein Mensch daselbst mehr zu finden sei. Nun lief ich in den Garten hinab, um nach Fritz auszuspähen. In jenen Minuten, als ich händeringend auf der Wassertreppe stand, da habe ich empfunden, was Du mir bist, Kind! Endlich, als es bereits dunkelte, kam Fritz zurück. Seit dem Mittag hatte er ununterbrochen und angestrengt gearbeitet. Er war müde und durchnäßt und trat mit einem inbrünstigen: ‚Gott sei Dank, daß ich daheim bin!‘ an's Land. Aber als ich ihn nach Dir fragte und ihm erzählte, wo Du vermuthlich seiest, da war seine Müdigkeit verschwunden. Ganz blaß war er vor Schreck geworden. ‚Wenn Du mit mir kommst, so soll es Dein Schade nicht sein,‘ sagte er zu Heller, der mit ihm zurückgekehrt war. Aber es hätte des Versprechens nicht bedurft. Der gute Bursche griff wieder nach den Rudern, und so stießen sie ab. Nun, es verging noch eine qualvolle Stunde, bis sie

zurückkamen, zuweilen dachte ich, sie würde gar nicht mehr zu Ende gehen. Dann aber, als ich endlich die sich nähernden Ruderschläge hörte, als ich das Boot aus dem Dunkel auftauchen sah, als ich Dich darin erkannte, o mein Gott, Kind, ich kann Dir nicht beschreiben, was ich da fühlte! Eins aber habe ich mir gelobt in jenen Stunden der Angst: Dich nicht wieder von mir zu lassen, Kind! Ich habe gefühlt, daß Du zu mir gehörst. Wo ich bin, soll ferner Deine Heimath sein!"

„Und Dein Bruder?" fragte Marie, ihr Gesicht fest an Ernestinens Schulter gedrückt.

„Der muß heirathen!" erklärte die Tante energisch. „Zuweilen mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht schon früher darauf bestanden habe, denn je älter er wird, desto schwerer kommt er zum Entschluß. Aber es war ein hartes Ding für mich, ihn in die Arme der Frau zu treiben, die mir so im Grunde der Seele unsympathisch ist. Aber über diesen Egoismus bin ich Herr geworden, ich bin zu der Erkenntniß gekommen, daß Jeder das Recht hat, auf seine eigene Art glücklich zu werden. Freilich — Dir kann ich es ja gestehen, Kind, — es wird mir fast an's Leben gehen, daß ich meinem Bruder und seinem Hause so entfremdet werden soll. Denn daß dies unfehlbar geschehen muß, habe ich erst heute wieder mit voller Bestimmtheit gefühlt. Du sollst die leer gewordene Stelle in meinem Leben einnehmen, für Dich will ich sorgen, an Dich will ich mich lehnen und in Dir allein mein Glück finden!"

Die alte Dame lehnte den Kopf an Mariens Schulter. Es war dem Mädchen, als vernähme sie ein kurzes

heftiges Aufschluchzen, doch sie mußte sich wohl geirrt haben, denn schon im nächsten Augenblicke stand Fräulein Ernestine gerade und hoch erhobenen Hauptes, wie sie sich stets zu halten pflegte, neben ihr.

„Die Hauptsache ist, daß man das, was man thun muß, tapfer und unbeirrt thut," sagte sie, zweifelhaft lassend, ob diese Sentenz für sie selbst oder für ihre Pflegetochter bestimmt war. „Ich habe jetzt genug geplaudert, ich muß sorgen, daß Fritz seinen Thee bekommt. Lege Dich nieder, Kind, Du siehst ja kreidebleich aus! Sagte ich es nicht, das Fieber kommt doch! Erst glühtest Du wie Feuer, und jetzt schüttelt Dich der Frost."

Dem Mädchen, das eine Weile still und blaß dagestanden hatte, fluthete das Blut wieder heiß in die Wange.

„Es ist nichts," sagte sie, „ich fühle mich ganz wohl. Schlafen könnte ich doch nicht, es drängt mich, das Bewußtsein des Lebens noch festzuhalten und mich seiner zu freuen. Auch möchte ich mich nicht niederlegen, ohne Deinem Bruder für meine Rettung gedankt zu haben. Aber eines will ich Dir versprechen: wenn er jene Frau heirathet, mit welcher Du nicht zusammenleben kannst, dann soll das Leben, das ich ihm verdanke, keinen anderen Zweck haben, als den, Dich seinen Verlust vergessen zu machen. Wir bleiben dann beisammen und stehen uns gegenseitig bei, mit dem Leben fertig zu werden."

Während die beiden Frauen den Korridor hinabschritten, kreuzten sich in Mariens Kopf blitzschnelle Gedanken. „Angenommen, daß geschieht, was Ernestine eben angedeutet, ihn trifft dennoch kein Vorwurf. Ich, ich allein bin die

Närrin gewesen, die einigen freundlichen Worten eine tiefere Deutung gegeben. Er hat nicht um meine Liebe geworben, ich habe sie ihm entgegengebracht, weil ich nicht anders konnte; aber so viel Stolz ist mir noch geblieben, daß ich verheimlichen kann, was ich fühle. Ich muß dem Beispiele Ernestinens folgen und tapfer thun, was mir zu thun obliegt."

Aber während sie sich Resignation predigte, jauchzte eine Stimme in ihr: „Und er liebt Dich doch, hoffe, hoffe!"

Als Fräulein Ernestine die Thüre öffnete, blieb der Stadtrath, der unruhig im Zimmer auf und ab gegangen war, stehen und blickte den Eintretenden entgegen.

„Hier sind wir!" sagte Fräulein Ernestine, ihre Bewegung gewaltsam niederkämpfend und ihrer schwankenden Stimme einen möglichst heiteren Klang gebend. „Marie wollte nicht schlafen gehen, ohne Dir gedankt zu haben, und was mich anbelangt, Fritz, so will auch ich Dir gleich sagen, daß ich Dir heute mehr schuldig geworden bin, als ich Dir je abzahlen kann. Ich mag Dir nicht immer eine ganz bequeme Hausgenossin gewesen sein, Bruder, aber in einer Beziehung kann ich es gut machen. Ich sträube mich nicht mehr gegen die bewußte Heirath, führe sie heim, die Frau Deiner Liebe, und werde glücklich mit ihr. Vergiß, was ich über sie gesagt habe, von jetzt an soll kein unfreundliches Wort mehr gegen sie über meine Lippen kommen."

Es zuckte in dem Gesichte der alten Dame, als sie so sprach, aber sie blickte dem Stadtrath fest in die Augen und besiegelte ihr Versprechen durch einen kräftigen Handschlag. Dann aber wandte sie sich rasch der Thüre zu.

Sie müsse noch nach der Kranken sehen, sagte sie, indem sie das Zimmer verließ.

Draußen blieb sie stehen und preßte die Hände auf's Herz. „Nun ist mein Schicksal besiegelt, ich gehe in die Verbannung," murmelte sie. „Aber ich habe meine Pflicht gethan."

Dann saß sie neben dem Bette der alten Frau und redete ihr beruhigend und tröstend zu. Aber während Jene ihre verwirrten Reden an sie richtete, über jedes einzelne Stück ihres verlorenen Hausraths jammerte und dazwischen bald Marie, bald den Stadtrath als ihren rettenden Engel pries, während dessen kreuzten sich tausend Gedanken in ihrem Kopfe. Als endlich die Kranke erschöpft eingeschlummert war, kehrte Ernestine nach dem Wohnzimmer zurück.

Sich zu einem heiteren Lächeln zwingend, öffnet sie leise die Thüre. Aber regungslos, mit weit offenen Augen bleibt sie auf der Schwelle stehen. Dort am Kamin stehen die Beiden, die ihr die Liebsten auf Erden sind, sich fest umschlungen haltend, als könnten sie sich nimmer lassen. Ihr schwindelt's vor den Augen, die Kniee wanken unter ihr und langsam läßt sie sich in einen Stuhl sinken.

„Du siehst, ich habe mir Deine Erlaubniß rasch zu Nutze gemacht, Tinchen," sagt der Stadtrath, der mit heiterer Stirn und strahlendem Blick vor ihr steht, „und die kleine Abweichung, die ich mir erlaubt, wirst Du mir hoffentlich verzeihen."

Zum ersten Male in ihrem Leben versagt der alten Dame die Sprache. Nur ein leises Schluchzen entringt sich ihrer Brust.

„Willst Du mich nicht zur Schwägerin haben?" fragt eine junge sanfte Stimme dicht an ihrem Ohr, „wirst Du auch jetzt noch darauf bestehen, das Haus zu verlassen?"

„Auch darüber sind wir eben einig geworden, wie über manches Andere," sagt der Stadtrath, indem er mit einem Arme die Schwester, mit dem anderen seine Braut umschlingt. „Wir Drei gehören zusammen, ohne Dich können wir nicht fertig werden. Du sollst neben uns stehen allezeit als Schwester und Schwiegermutter zugleich, so lautet der erste Paragraph unseres Ehekontraktes."

Seit diesem Tage sind schon mehrere Jahre verflossen. Der Schaden, den die Ueberschwemmung verursacht, ist längst verschmerzt und hat verschmerzt werden können, denn die Deiche haben ihre Schuldigkeit gethan und das weite fruchtbare Stranddelta vor Ueberfluthung und Versandung geschützt. Die Stadt aber, die inmitten dieses fruchtbaren Landstriches liegt, ist rüstig fortgeschritten auf dem Wege ihrer Entwickelung. Sie ist in Wahrheit eine aufblühende Stadt. Das bezeugt die mit jedem Jahre sich mehr ausdehnende Linie ihres Umfanges, das bezeugen die hohen Dampfschlote, die am Stromufer aufragen, das bezeugt auch die stattliche Handelsflottille, die vor dem Speicherviertel ankert. Handel und Gewerbe blühen, und mit dem immer sich mehrenden Wohlstande hält die Verschönerung der Stadt gleichen Schritt. Straßen, wie die ehemalige Wasserstraße, sind selbst im entlegensten Theile der Altstadt nicht mehr zu finden. Stattliche Häuser ziehen sich am Stromufer hin, und statt des elenden Plankenzaunes,

der beim ersten Anpralle der Wellen zusammenbrach, bildet ein festes Bollwerk die Schutzwehr der Straße.

„Es ist ebenso alt, wie des Stadtraths ältester Junge, der kleine Ernst," pflegt Frau Bork zu erzählen. „Im Jahre der großen Ueberschwemmung heirathete er, und im nächsten Jahre baute er das Bollwerk, und gerade als es vollendet war, ließ er sein erstes Kind taufen. Und ich habe Pathe gestanden neben der Ernestine und dem reichen Konsul Schwerdtmann. Ich vergesse das mein Lebtag nicht!"

Es gibt noch mehrere Tage in ihrem Leben, welche die Alte nicht vergessen kann und von welchen zu erzählen sie nie müde wird. Da ist vor allen Anderen der Hochzeitstag des Stadtraths. Sie ist dabei gewesen und hat als alte Freundin des Hauses mit den vornehmen Gästen an der Mittagstafel gesessen. Dann kommt der merkwürdige Tag, an welchem ihr der Stadtrath den Grund in der Wasserstraße, auf dem ihr Häuschen gestanden, abgekauft hat, und ihn außer mit einer hübschen runden Summe auch noch mit dem Versprechen bezahlt hat, ihr eine Wohnung in einem seiner Häuser ihr Leben lang zur Verfügung zu stellen. Und dann kommt der Tag, an welchem sie diese Wohnung bezog, und von Marie und Ernestine geleitet ihr neues Heim betrat.

„Ganz wie in der alten, ganz genau so, wie in meiner alten Wohnung ist's," pflegt sie mit zitternder Stimme zu sagen, „dasselbe Muster der Gardinen, derselbe Sophabezug! Wie die guten Menschen es gemacht haben, weiß ich nicht, aber jeder Stuhl und jeder Schrank gleicht genau

dem, den mein Seliger als Bräutigam zu unserer Einrichtung gearbeitet hat."

Sie kann sich nicht genug thun, von dem Ritter'schen Hause Gutes zu erzählen, und sie ist nicht die Einzige, die dies thut. Es gibt über dieses Haus nur eine Stimme, Vornehm und Gering vereinigt sich zu seinem Lobe. Es ist ein Haus, das Licht und Wärme in weitem Umkreis verbreitet, ein Haus, in dem gute Gedanken zu Thaten reifen, in dem der Hausherr mit Güte und Gerechtigkeit regiert und ihm zur Seite eine Gattin mit Anmuth und Würde waltet, ein Haus, in dem unter dem Auge verständiger und pflichttreuer Eltern eine blühende Kinderschaar zu bescheidenen und tüchtigen Menschen heranwächst.

Rußlands Retter im Jahre 1812.

Ein Lebensbild

von

Georg Jachmann.

(Nachdruck verboten.)

„Hier liegt, um immer zu liegen, mit verwundeter Seele, leerem Herzen und abgenütztem Körper ein alter, todter Mensch! Meine Herren und Damen machen Sie, daß Sie weiter kommen!“ so lautet eine Grabschrift auf dem Moskauer Friedhofe. „Sie bezeichnet gewiß die letzte Ruhestätte eines Erznarren!“ werden unsere Leser sagen, und doch hat sich kein Geringerer dies sonderbare Epitaph gesetzt, als Graf Feodor Rostopschin, der Urheber des Moskauer Brandes im Jahre 1812, jener blutigen Morgenröthe der Befreiung Europa's von französischer Knechtschaft!

Rostopschin stammte aus einem der ältesten Bojarengeschlechter, er selbst leitete seine Abstammung von Dschingis-Khan ab, und als Kaiser Paul einmal darauf aufmerksam machte, daß er ja dann Fürst sein müßte, antwortete der Graf mit unerschütterlicher Ruhe: „Majestät, mein Ahnherr wurde erst von einem Nachfolger des großen Khan nach Rußland gerufen, und es war gerade Winter!“

„Aber was in aller Welt hat denn der Winter damit zu thun?“ fragte der Kaiser verwundert.

„Sehr viel, Sire!“ versetzte Rostopschin; „als mein Ahn nach Rußland gerufen ward, ließ ihm der Khan die Wahl zwischen dem Fürstentitel und einem warmen Pelz. Es war wie gesagt Winter,“ nickte er mit einem höhnischen Seitenblick auf die Fürsten im Gefolge des Kaisers, die fast Alle seine Feinde waren, „und da war Rostopschin ein wirklicher Pelz mehr werth, als ein fürstliches Wappen mit gemaltem Zobelpelz — daher wählte er jenen!“

Mitten im Herzen des heiligen Rußland auf einem kleinen Landgute bei dem Städtchen Jwny im Gouvernement Orel erblickte Feodor Rostopschin am 23. März 1765 das Licht der Welt. „Man maß, wog, taufte mich,“ sagt er in seinen Memoiren, „ich wurde geboren ohne zu wissen wozu, und meine Eltern dankten dem Himmel, ohne zu wissen wofür,“ Aeußerungen, die in ausgesprochenem Kontrast zu seiner gerühmten hohen Abkunft standen. Seine Erziehung muß eine sehr sorgfältige gewesen sein, da er mehrere Sprachen mit gleicher Gewandtheit wie seine Muttersprache beherrschte, und Rostopschin selbst von französischen Historikern, die ihn sonst nur einen Mordbrenner zu nennen pflegen, als ein vollendeter Hofmann, ausgestattet mit den feinsten weltmännischen Formen und einem encyklopädischen Wissen, bezeichnet wird. Dafür spricht auch, daß die große Katharina den zwanzigjährigen Gardelieutenant Rostopschin, nachdem sie sich nur ein einziges Mal mit ihm unterhalten hatte, am folgenden Tage schon zu ihrem Kammerherrn beförderte, und um ihm Gelegenheit zu geben, sich in der Diplomatie auszubilden, ihn bald darauf mit geheimen Aufträgen nach

Berlin sandte. Bei seiner Rückkehr vermählte er sich mit der Nichte der Gräfin Protasoff, der vertrautesten Freundin der Kaiserin, und Katharina, in deren Gunst der Graf durch diese Familienverbindung noch höher gestiegen war, theilte den gewandten Mann dem Gefolge ihres Sohnes Paul zu mit dem geheimen Auftrage, den Großfürsten zu überwachen, da das gegenseitige Mißtrauen in der russischen Kaiserfamilie seit Peter dem Großen zur Familientradition geworden war. Rostopschin's edler Charakter aber sträubte sich gegen eine solche unwürdige Stellung, und die Folge war, daß er sich dem Großfürsten auf's Engste anschloß; der Kaiserin blieb dieses ihr unerwünschte Verhältniß nicht lange ein Geheimniß, und es fand sich bald genug eine Gelegenheit, um den Grafen von der Seite Paul's zu verbannen, eine eitle Mühe, denn schon am Sterbebette der gewaltigen Fürstin ruhte der Arm des neuen Selbstherrschers aller Reußen auf der Schulter seines getreuen Rostopschin. In kurzer Frist ward der Graf General und Hofmarschall, und Alles beugte sich vor dem allmächtigen Günstling!

Kaiser Paul war nicht der Mann, in einer solchen Zeit der Gährung, wie der Ausgang des 18. Jahrhunderts war, das gewaltige russische Reich mit seinen heterogenen Elementen in Frieden und Ruhe zu erhalten. In krankhafter Ueberspannung fiel der unberechenbare Monarch von einem Extrem in das andere, und vor seiner tyrannischen Wuth, welche die Großen des Reiches am meisten bedrohte, war Niemand sicher. Fast kein Einziger in der ganzen Umgebung Paul's war ihm treu; gerade Derjenige, den

der Monarch mit Wohlthaten überschüttet hatte, der Graf Pahlen, ward das Haupt der Verschwörung, der eigene Sohn wußte um dieselbe und gab seine Sanktion zu dem Vorgehen der Verschwörer, und nur allein Rostopschin bewahrte seinem Kaiser die alte Anhänglichkeit. Als die Verschwörer sahen, daß der Graf für ihre Sache nicht zu gewinnen war, zettelten sie Intriguen gegen ihn an, und Paul war kurzsichtig genug in seinem finstern Argwohn, den treuen Mann aus seiner Nähe zu verbannen. Am 24. März 1801 in der Nacht trat die furchtbare Katastrophe ein, Kaiser Paul wurde erdrosselt, und Kaiser Alexander, des Ermordeten Sohn, überhäufte die Mörder mit Gnaden und Ehren! „Wäre ich in Petersburg geblieben," erklärte Rostopschin später offen, „die That wäre nicht geschehen, oder ich selbst dabei umgekommen!" und Herzog Eugen von Württemberg gibt es in seinen Memoiren ebenfalls zu, daß „der Streich erst möglich gewesen sei, nachdem man Rostopschin entfernt hatte".

Die folgenden elf Jahre hielt sich Rostopschin in stiller aber thätiger Zurückgezogenheit in Woronowo bei Moskau auf; seine rastlosen Bemühungen konzentrirten sich vor Allem auf die Hebung der Landwirthschaft, die nirgends in Rußland in rationeller Weise betrieben wurde, und seine reichen Güter in ihrem blühenden Zustande galten bald als Musterstätten der Landwirthschaft. Daneben behielt er stets die politischen Ereignisse im Auge; es entging ihm nicht, wie immer drohender im Westen Gefahren für Rußland erwuchsen, die in dem Namen Napoleon's personifizirt waren. Schon im Jahre 1807, erzählt ein

französischer Geschichtsschreiber, forderte Rostopschin den Kaiser auf, alle Franzosen aus Rußland als Anstifter und Nährer staatszerrüttender Revolutionen zu verjagen, allerdings ein radikales Mittel, welches zeigt, daß er unter der glatten Hülle abendländischer Formen die ganze Wildheit und Leidenschaft des Altrussen barg, und noch in demselben Jahre erschienen seine „Laute Gedanken", in denen er unter Anderem sagte: „Was sind die Franzosen für ein Volk! Nicht einen Centime ist ein Franzosenkopf werth! Schlimm ist's, daß unser Volk den ‚Faublas' liest und nicht die Geschichte, sonst müßte es wissen, daß in jedem Franzosenkopf eine Windmühle, eine Bettlerherberge und ein Narrenhaus sich befinden!" Dies energische literarische Auftreten des Grafen Rostopschin gegen die seit den Tagen von Austerlitz und Friedland gehaßten Franzosen erwarben ihm die volle Sympathie der Altrussen, und es war klar, daß diese Partei, sobald sie die Oberhand gewann, gerade ihn, der sich so freimüthig ausgesprochen hatte, wieder an's Ruder bringen würde. Und dieser Augenblick sollte bald genug kommen!

Im Jahre 1812 führte der langgenährte Haß des russischen Volkes gegen Frankreich zum Bruch zwischen Kaiser Alexander und Napoleon, und ein Heer, so gewaltig, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte, rückte im Juni desselben Jahres in Rußland ein, dort sollten die Würfel um die Weltherrschaft fallen. Der blutige Tag von Smolensk entschied für Napoleon, und langsam aber unaufhaltsam schob sich die große Armee wie ein eiserner Keil in das Innere Rußlands. Fechtend zogen sich die Russen

auf Moskau zurück, und diese bisherige Erfolglosigkeit der russischen Armee begünstigte das Emporkommen der altrussischen Partei, die nur in einem Kampfe bis auf's Messer die Rettung des Vaterlandes sah. Kutusow, der sich nicht mit den abendländischen Sitten hatte befreunden können und an den alten Traditionen Altrußlands mit Zähigkeit festhielt, erhielt das Oberkommando im Felde, sein Freund Rostopschin, der jetzt mehr als je eine gewissenhafte Anhänglichkeit an russische Sitte und Gewohnheit zur Schau trug und die volle Liebe seiner Landsleute, namentlich der unteren Stände besaß, ward General-Gouverneur von Moskau. Zwar hatte auch dieser Umschwung in Rußland noch nicht den gewünschten Erfolg; die blutige Schlacht bei Borodino ging für die Russen verloren, aber in den ungeheueren Verlusten, die Napoleon bei diesem Siege erlitt, lag ein drohendes Mene Tekel für den Gewaltigen.

Rostopschin verwaltete indessen sein Amt mit wahrem Feuereifer; Tag und Nacht kam er nicht aus den Kleidern, bald organisirte er Truppen- und Proviantzüge für die Armee, bald hielt er mitten auf der Straße unter einem Haufen gemeiner Russen eine zündende Rede gegen den Landesfeind, und fast täglich erschienen Proklamationen, die zwar den Stempel rücksichtsloser Härte und Wildheit trugen, aber auch zeigten, welch' glühender Patriotismus den Mann von Woronowo beseelte. „In zwei oder drei Tagen," sagt Rostopschin in einer der denkwürdigen Proklamationen, „werde ich das Signal geben! Bewaffne sich Jeder, wie er kann, mit Piken und Hacken, noch besser aber werden Heugabeln mit drei Zinken sein, denn ich sage

Euch, Russen, so ein Franzos ist nicht schwerer wie eine Garbe Stroh!" So roh eine solche Sprache war, so verfehlte sie doch nicht, ihre Wirkung auf den großen Haufen zu machen; Rostopschin kannte das Volk und war vom Scheitel bis zur Sohle der Mann der Situation. Seine strenge Religiosität, sein Gerechtigkeitssinn, seine Geradheit und das Volksthümliche seines ganzen Auftretens gewannen ihm die Herzen der Russen im Sturm, und Jeder im Volke schwur auf die Worte des gefeierten Mannes. Da traf die Nachricht von der Niederlage bei Borodino und dem drohenden Anmarsch des Feindes auf die „alte heilige Stadt" ein.

Rostopschin eilte in das russische Hauptquartier und nahm an dem Kriegsrathe der folgenden Tage lebhaften Antheil. Es kann heute nach den neuesten Forschungen kein Zweifel mehr sein, daß es der General-Gouverneur selbst war, der Kutusow und den Kaiser veranlaßte, Moskau aufzugeben. In seinen Memoiren erzählt der Herzog Eugen von Württemberg, daß Rostopschin im Kriegsrath offen gesagt habe: „Soll ich jetzt einen Rath geben, so ist es der, daß Ihr die heilige Stadt lieber niederbrennt, ehe Ihr sie dem Feinde überlaßt!" und wenn dieser selbst später in seiner in Paris erschienenen Schrift: „Die Wahrheit über den Brand von Moskau" leugnet, daß er es gewesen, der die russische Kapitale in Brand gesteckt, so muß man bedenken, daß er dabei eine politische Absicht, nämlich die Annäherung des französischen und russischen Kabinets im Auge hatte und ein russischer Historiker Recht hat, wenn er sagt: „In dieser ‚Wahrheit' ist alles unwahr!" Die

neuesten Forschungen haben die Katastrophe von Moskau, über welcher bisher ein so geheimnißvolles Dunkel geschwebt hat, klar enthüllt: der Löwenantheil an derselben gebührt Rostopschin. „Wenn wir nicht die Feinde besiegen werden," hatte er in einer Proklamation drohend gesagt, „so wollen wir sie in Moskau verbrennen, wenn sie es wagen sollten, in die Stadt einzuziehen. Man muß die Hölle mit der Hölle vertreiben!"

Seit einiger Zeit befand sich in dem Dorfe Woronzow unweit von Moskau ein räthselhafter Mensch, der sich Smitt nannte und der russischen Regierung den abenteuerlichen Vorschlag gemacht hatte, die feindliche Armee mittelst eines großen Luftballons, angefüllt mit Explosivstoffen, zu vernichten. Später hat man Genaueres über seine Herkunft erfahren; danach war er ein Deutscher, hieß Franz Leppich, und war Arzt in Würzburg gewesen. Er hatte einen Gefährten Namens Schefler, mit dem er zusammen arbeitete. Die Regierung ging auf das Anerbieten der beiden Chemiker ein, und es war ihnen auf Staatskosten ein großartiges Laboratorium in Woronzow eingerichtet worden. Nach der Schlacht bei Borodino trat Rostopschin in auffallend nahen Verkehr mit den Fremden in Woronzow und bestimmte sie, nach Moskau zu ziehen. Seit dieser Zeit wurde an dem projektirten Ballon nicht mehr gearbeitet und die fertigen Theile desselben gingen nach Petersburg ab. Tag und Nacht arbeiteten jetzt die geheimnißvollen Männer an der Verfertigung von Projektilen, Zündern und Brandraketen, wobei sie von dem fanatischen Rostopschin oft besucht wurden, und die später

von den Franzosen aufgefundenen Vorräthe an leicht entzündbaren Explosivstoffen zeigten mit unleugbarer Klarheit, daß die Organisation des gewaltigen Brandes von Moskau von dem Laboratorium Leppich's ausgegangen war. Die beiden Fremden verließen erst kurz vor dem Einrücken der Franzosen die Stätte ihrer unheimlichen Thätigkeit.

Ehe Rostopschin selbst Moskau, welches er dem Untergange geweiht hatte, verließ, befahl er, die Gefängnisse zu öffnen; Verbrecher aller Art erhielten ihre Freiheit für den Preis, die Werkzeuge zur Vernichtung der Feinde zu werden, einzelne fanatisirte Russen blieben ebenfalls zurück, um Mithelfer an der heroischen That zu werden. Auf Befehl des General-Gouverneurs wurden die Brunnen verschüttet, alle Löschapparate theils zerstört, theils fortgeführt. Seine viel bewunderte Besitzung Woronowo vor Moskau mit ihren herrlichen Gebäuden gab Rostopschin zuerst den Flammen preis und an das zertrümmerte Gemäuer ließ er eine Schrift heften, welche lautete: „Ich habe hier acht Jahre gewohnt, um dies Landhaus zu verschönern, und im Schoße der Familie lebte ich glücklich! Heute werfe ich mit eigener Hand die Brandfackel in das Haus, um es nicht durch Eure Gegenwart besudeln zu lassen. Franzosen, ich lasse Euch in Moskau zwei Häuser mit einer Einrichtung von einer halben Million Rubel. Doch nur Asche sollt Ihr finden!" Auch diese Häuser in Moskau selbst ließ er niederbrennen, und sein Anschlag an der geborstenen Mauer des einen lautete: „Dies Haus, wo bisher redliche Leute wohnten, soll nicht Räubern zum Obdach dienen!"

Die Thätigkeit des stahlharten Mannes in Moskau schloß mit einem Akte furchtbarer Gerechtigkeit. Es war am 13. September früh Morgens 8 Uhr — der Befehl zum Abmarsch war schon gegeben — als Rostopschin in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge zwei politische Gefangene vor sich führen ließ, um ihr Urtheil zu sprechen. Der Eine, ein Russe, Wereschtschagin mit Namen, war auf verrätherischen Verbindungen mit den Franzosen ertappt worden, der Andere, ein Franzose, hatte die russischen Generale zu tadeln gewagt. „Wartet, Brüderchen," sagte Rostopschin zu der lärmenden Menge, „laßt mich erst mit den Verräthern fertig werden! Dieser Nichtswürdige" — er wies auf Wereschtschagin — „nennt sich Russe und hat gewagt, sein Vaterland zu verrathen. Dein Verbrechen übersteigt alle vom Gesetze vorgeschriebenen Strafen. Ich übergebe Dich der Rache der Nation!" Damit stieß er den Unglücklichen mitten in das Volk, und in wenigen Augenblicken war derselbe eine Leiche. Dann wandte sich der Graf an den Franzosen, der bleich und zitternd ein ähnliches Schicksal erwartete. „Was Dich betrifft," sagte er, „so bist Du Franzose, und ich bitte Dich in Zukunft vorsichtiger zu sein, wenn Du über eine Nation urtheilst, die Dich wohlwollend aufnahm. Geh' frei von dannen, und wenn die Räuber, Deine Landsleute, hier einziehen werden, so erzähle ihnen, wie man bei uns Verräther bestraft!" Eine Stunde später war Rostopschin nicht mehr in Moskau; einen Tag noch herrschte auf den Straßen reges Leben der abziehenden Bürger, dann trat die Stille des Todes in der weiten Stadt ein, die unheimliche Stille

vor dem Sturm, der über den Herrscher der halben Welt das Verhängniß heraufführen sollte.

Vor Moskau wartete Napoleon vergeblich auf Deputirte der Stadt; er schickte Offiziere hinein, sie irrten in den menschenleeren Straßen umher und kamen rathlos zurück.

„Wo ist der Senat?" fuhr sie der Gewaltige an.

„Nirgends zu finden!" war die Antwort.

„Wo ist der Gouverneur?" knirschte er.

„Fortgezogen!" war die Antwort.

„Aber bei allen Himmeln, wer ist denn in Moskau?" frug er zornig weiter.

„Niemand, Sire, als ein Pöbelhaufen!" hieß es.

Da kniff Napoleon die Lippen zusammen, zerknitterte das Taschentuch in den Händen und blieb, wie ein Augenzeuge erzählt, einen Augenblick regungslos stehen. Dann schrie er den umstehenden Generalen mit heiserer Stimme ein „Vorwärts" zu, und die Kolonnen setzten sich in Bewegung. Das war der Einzug in die alte Zarenstadt, von dem er sich einen so großen Triumph versprochen hatte!

Napoleon schlug im Kreml seine Residenz auf. Aber kaum tönten die Schritte des unersättlichen Eroberers in den Zimmern der alten Zarenburg, als wie auf ein gegebenes Zeichen überall in der Stadt Feuersbrünste ausbrachen. Gegen Abend erhob sich der Sturm, und mit rasender Schnelligkeit verbreitete sich jetzt das Feuer über die ganze Riesenstadt. Holzbrücken und Schiffe trieben brennend auf der Moskwa, krachend stürzten die Kirchen zusammen, Häuser und Hütten loderten hell in den Nacht-

himmel auf! Und dort oben auf einem Balkon des Kreml stand der Mann, der die halbe Welt in Waffen bezwungen hatte, starrte hinaus auf das unabsehbare Flammenmeer, in das die Stadt versank, und über die bebenden Lippen rang sich der Ruf: „Moskau ist dahin! Die Russen selbst brennen es nieder! Was für ein Mensch ist dieser Rostopschin, das ist ein Barbar, ein Scythe!" Napoleon wollte durchaus den Kreml nicht verlassen und erst als die Fenster des Schlosses vor Hitze platzten, entschloß er sich, dem wüthenden Elemente zu weichen. Es war ein furchtbarer Schauplatz, den der fliehende Kaiser und sein sieggewohntes Heer hinter sich ließ; halbverbrannte Leichname von Menschen und Pferden lagen zwischen den rauchenden Trümmern, schwarze Mauerreste waren die Zeugen der furchtbaren Verwüstung, und allein zwanzigtausend verwundete Krieger fanden unter der Asche von Moskau die letzte Ruhestätte. Das brennende Moskau war Napoleon's erste Niederlage, entsetzlich war die Fortsetzung derselben an der Beresina — der Stern des Eroberers war gesunken.

Rostopschin hatte durch die Verbrennung Moskau's seinem Vaterlande einen großen Dienst geleistet; es war eine heroische That, die in dem Flammenmeer von Moskau ihren grandiosen Ausdruck fand, und sein Name ist dadurch unsterblich geworden.

Ueberall, wo Rostopschin auftrat, brachte man ihm ungetheilte Bewunderung entgegen, und noch heute feiert das russische Volk ihn in Bild und Lied als nationalen Helden. Und doch ist er dem allgemeinen Schicksale großer Männer nicht entgangen, dem Undanke seiner Zeitgenossen,

die ihn der Barbarei anklagten und darüber vergaßen, daß große Ziele auch große Opfer fordern. Mißmuthig und verstimmt zog sich Rostopschin aus dem öffentlichen Leben zurück und starb am 12. Februar 1826 wie Timon von Athen als Menschenhasser. Die Geschichte ist gerechter wie die Menschen, sie wird des Grafen Rostopschin, der Rußlands Retter in der Zeit der schwersten Noth gewesen ist, nimmer vergessen!

Das Geheimniß der Lebenswärme.

Ein Blick in den Haushalt des menschlichen Körpers.

Von

Paul Tunsch.

Leben und Wärme sind eng miteinander verknüpft, fast Wechselbegriffe. Es drängt sich diese Ueberzeugung Jedermann auf, nicht allein wenn wir das üppige Pflanzen- und Thierleben der Tropen mit der organisch todten Polarwelt vergleichen, sondern auch wenn wir die verschiedenen Jahreszeiten in unserem Klima betrachten, wo durch die winterliche Kälte die Natur alljährlich erstirbt und erst wieder durch den erwärmenden Hauch des Frühlings neu belebt wird. Am vollkommensten tritt uns jedoch der Zusammenhang zwischen Wärme und Leben entgegen im Dasein der Thierwelt und an deren Spitze im menschlichen Organis-

mus, wo sich beide Erscheinungen verbunden haben zu dem charakteristischen Lebenssymptom der Eigenwärme. Hier sehen wir, wie der lebendige Organismus das zu seiner Existenz erforderliche Quantum an Wärme in sich selbst aufbewahrt als einen stets gleichbleibenden Fonds, welcher ihm äußeren Einflüssen (Jahreszeiten, Erdzonen) gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit sichert, dessen Schwinden aber ein Zeichen des nahen Lebensstillstandes ist, ja dessen Schwankungen die schwersten und gefährlichsten Krankheiten bedingen, deren Symptome die Fiebererscheinungen sind.

Doch wo in unserem Innern brennt das geheimnißvolle Herdfeuer unseres Lebens, von dessen ununterbrochener, geregelter Thätigkeit unser gesammtes physisches und geistiges Leben abhängt?

Ihrer verborgenen Quelle nachgehend, müssen wir zunächst als den Hauptsitz der Lebenswärme das den Körper durchkreisende Blut bezeichnen, welches gleich einer unendlich vollkommenen Heißwasserheizung unseren Körper bis in seine entferntesten Theile mit der nothwendigen Wärme versorgt.

Woher aber mag wiederum das Blut seine konstante Wärme nehmen?

Dies sind wir umsomehr berechtigt zu fragen, da die heutige Wissenschaft die „Lebenskraft", durch welche man früher all' die lebendigen Vorgänge im Innern des thierischen Organismus erklärte, leugnet und der eifrig vertheidigten Ansicht ist, daß wir auch in diesen Vorgängen nur das vereinigte Wirken derselben Kräfte vor uns haben, welche überall im Universum sich bethätigen, und

daß sich also auch die Lebenswärme in Wirklichkeit ihrem Wesen nach durch nichts von der auf jedem beliebigen anderen Wege, z. B. durch Verbrennung, erzeugten Wärme unterscheide. Und in der That, wie zu einem gewöhnlichen Feuer Brennmaterial und Luft gehört, sehen wir auch hier zweierlei Faktoren zur Erzeugung der Lebenswärme zusammenwirken, nämlich die genossene Speise und die Athmung: die von uns aufgenommenen Nahrungsstoffe machen, indem sie nach und nach in unser Blut übergehen, verschiedene chemische Prozesse durch, welche, wie auch andere chemische Prozesse, von Wärme-Erscheinungen begleitet sind. Und gerade so verhält es sich mit der Athmung, bei welcher der Sauerstoff der Luft durch die von feinen Blutäderchen durchzogenen Lungen in die Eiweißsubstanz der Blutkügelchen übertritt und bei diesem chemischen Vorgange Wärme produzirt.

Das Blut wird also durch die Nahrung fortlaufend ergänzt und zu seiner eigentlichen Lebensfunktion in unserem Körper durch Oxydation in den Lungen befähigt, worauf es im Stande ist, die Unterhaltung unseres Organismus bei dessen fortwährendem Stoffverbrauch zu übernehmen. Denn gleich einer künstlichen Maschine wird auch unser Körper bei seiner ununterbrochenen Thätigkeit in seinen einzelnen Theilen wie im Ganzen fortwährend abgenutzt, und an Stelle der verbrauchten Stoffe müssen neue treten, welche das Blut fortwährend hergibt, so daß es also in Wirklichkeit die gesammten Lebensvorgänge in uns unterhält.

Diese Lebensvorgänge bestehen nun aber im Grunde in nichts Anderem, als in einer Verbrennung unserer

Organe — wohlverstanden nicht in einer solchen heftigerer Natur, die mit Flammenerscheinungen verbunden ist, sondern in einer ganz langsamen Verbrennung, d. h. einem chemischen Prozesse, welcher demjenigen des Verbrennens analog ist, und zwar auch in Bezug auf die Wärme-Erzeugung. Denn bei der Thätigkeit der Muskeln, also bei jeder Körperbewegung, verbrennen thatsächlich Muskeltheilchen (welche vom Blute durch neue ersetzt werden), und wir fühlen die bei rascher, anhaltender Bewegung eines Gliedes in den Muskeln desselben entstehende Wärme recht gut. Hierauf beruht ja eben die erwärmende oder erhitzende Wirkung rascher Bewegung, und darum nehmen wir auch äußerlich eine größere Wärme in der Nähe größerer Muskelpartien wahr, unter denen die größten, wie das Herz und die Lungen, zugleich als die größten Wärmeherde unseres Körpers zu bezeichnen sind.

Wie die physische, so hat aber auch die geistige Aktion unseres Organismus Antheil an der Wärmeproduktion, denn bei der Gehirnthätigkeit verbrennen ebenfalls Stofftheilchen, d. h. Gehirntheilchen, mit Wärme-Erscheinungen. Deshalb wird uns auch bei starker anhaltender Geistesthätigkeit „der Kopf warm", was wir am besten wahrnehmen, wenn wir die Hand in der Gegend des Haarwirbels auf die Schädeldecke legen, welche nach Allem, was wir bis jetzt hierüber wissen, als die Gegend der Denkfunktionen gilt.

Schließlich sei auch nicht unerwähnt, daß die Drüsenabsonderung, wie sie in verschiedenen Körpertheilen stattfindet, namentlich die Thätigkeit unserer größten Drüsen,

wie der Leber und Nieren, mit erheblichen Wärme-Erscheinungen verbunden ist, kurz, daß unser gesammter Organismus in fast allen seinen Theilen an der Wärmeproduktion theilnimmt und so die zu seiner Existenz erforderliche Wärme sich selbst erzeugt.

Dabei kommt jedes von einem einzelnen Körpertheile etwa vorwiegend erzeugte überschüssige Wärmequantum stets dem Ganzen zugute, denn das durch den Körper pulsirende Blut führt durch seinen rastlosen Kreislauf zwischen allen lokalen Wärmeschwankungen in unserem Körper einen fortwährenden Ausgleich herbei, gerade so wie eine gute Wasserheizung die verschieden warmen Räume eines Hauses gleichmäßig erwärmt.

Auf diese Weise ist es erklärlich, wie unser Körper den steten Wärmeverlust zu decken vermag, welchen er nach verschiedener Richtung ununterbrochen erleidet.

Dies ist zunächst der Fall durch fortwährende Abkühlung an der gesammten Körperoberfläche, welch' letztere in Berührung mit den sie umgebenden Luftschichten von meist geringerem Wärmegrade fortwährend Wärme ausstrahlt, was wir auch recht gut wahrnehmen, wenn wir die Rückenfläche der Hand unserer Körperoberfläche nähern. Daher kommt es auch, daß die äußerliche Wärme der verschiedenen Körpertheile weit geringer als die der inneren und dabei sehr verschieden ist. Während die Körperwärme im gesunden Menschen ungefähr zwischen 36 bis 37 Grad Celsius schwankt, beträgt sie äußerlich z. B. an der Haut des Daumenballens nur 13 Grad und an der Kniescheibe gewöhnlich gar nur 5 Grad Celsius, ein Beispiel, das uns

beweist, wie die äußeren entfernteren Körpertheile auch einer größeren Abkühlung unterworfen sind, weshalb sie denn auch am leichtesten dem Erfrieren ausgesetzt sind.

Einen nicht geringen Theil an Wärme verliert auch der Körper durch abgesonderte Flüssigkeiten, darunter besonders durch den Schweiß. Denn man schwitzt nicht nur, wenn einem das Wasser vom Körper herabläuft, sondern ununterbrochen treten feine Tröpfchen aus den Schweißdrüsen an die Hautoberfläche, wo sie verdunsten und dadurch abkühlend wirken, da jede Verdunstung Wärme bindet und dadurch auf die Umgebung kältend wirkt, was wir beiläufig auch in der Natur beobachten können, wenn z. B. nach einem Gewitterregen das Regenwasser an der Bodenoberfläche verdunstet und hiedurch jene angenehme Kühle erzeugt. Wie stark die Abkühlung durch den Schweiß ist, erfahren wir, wenn uns nach starker Erhitzung bei plötzlicher Ruhe im Schatten heftige Kälteschauer überlaufen.

Schließlich bedingt noch die Athmung einen steten Wärmeverlust für unseren Körper, da durch dieselbe fortwährend kalte Luft in die Lungen eingeathmet und aus diesen warme Luft ausgeathmet wird.

Trotzdem nun all' diesen Wärmeverlusten die Wärmeproduktion unseres Körpers in wohl gleichem Quantum gegenübersteht, sind wir doch den uns umgebenden schroffen Temperaturwechseln gegenüber zu künstlichen Ausgleichen gezwungen, unter denen die Kleidung eine hervorragende Rolle spielt.

Wir sagten schon, daß der Körper in das umgebende gewöhnlich kühlere Mittel der Luft Wärme ausstrahlt, so

daß der Körper sich stets mit einer erwärmten Luftschicht umgibt, die jedoch theils durch die Bewegung des Körpers, theils durch die Bewegung der Luft fortwährend zerrissen und durch neue kalte Luft ersetzt wird, die erst von Neuem erwärmt werden muß. Daher kommt auch die kühlende Wirkung des Windes im Sommer und die erkältende desselben im Winter, denn es ist längst bekannt, daß sich bei stiller Luft eine weit größere Kälte und bei bewegter Luft eine weit größere Hitze ertragen läßt. Deshalb bildet beiläufig der Fächer in den Tropen auch keinen Luxusartikel mehr, sondern ist dort zu einem nothwendigen Hausgeräth geworden.

Die Kleidung aber dient nun dem Zweck, diese durch die Wärme-Ausstrahlung unseres Körpers entstehende warme Luftschicht um denselben festzuhalten, indem sie als schlechter Wärmeleiter zwischen dem umgebenden kalten Luftmittel und der warmen Luftschicht um die Körperoberfläche eine Scheidewand bildet. Es ist daher falsch, zu sagen, daß die Kleidung 2c. „erwärmt", denn thatsächlich wird sie vom Körper erwärmt und verhindert nur das Entweichen eines großen Theiles von Körperwärme in die kältere Luft, die uns umgibt. Diesen Zweck wird die Kleidung um so besser erfüllen, je dicker und zugleich poröser der Kleidungsstoff ist. Eine Verstärkung der Wirkung wird noch durch die üblichen mehrfachen Kleidungshüllen, übereinander getragen, erreicht.

Zu dem neueren Streite über Wolle oder Leinen, oder besser Thierhaar oder Pflanzenfaser als geeignetes Bekleidungsmaterial sei hier nur Folgendes bemerkt. Die Pflanzenfaser des Leinengewebes saugt bei starker Schweißab-

sonderung die Feuchtigkeit sehr schnell auf und gibt sie ebenfalls ziemlich schnell an die äußere Luft wieder ab. Durch die rasche Verdunstung entsteht aber eine so bedeutende Abkühlung der Haut, daß, so angenehm diese Empfindung bei großer Hitze kräftigen Personen sein mag, doch bei plötzlichem Zug, Witterungswechsel, Eintreten in schattige Räume rc. die Gefahr der Erkältung sehr nahe liegt.

Wolle dagegen verhält sich umgekehrt. Sie nimmt schwer Feuchtigkeit auf, gibt dieselbe nur langsam wieder ab und fühlt sich selbst in feuchtem Zustande stets warm an. Sie hat nur den Nachtheil, die Haut ziemlich stark zu reizen, und erzeugt daher bei Personen mit zarter, empfindlicher Haut ein Gefühl des Juckens und Brennens, das keineswegs angenehm ist. Um die Vortheile der Pflanzenfaser und des Thierhaares zu vereinigen, hat man die kombinirte Kleidung erfunden, bei welcher leinene oder baumwollene Kleidungshüllen der Körperoberfläche zunächst und wollene darüber getragen werden.

Dem gegenüber behaupten allerdings gewichtige Stimmen, daß in einem so veränderlichen Klima, wie dasjenige Mitteleuropa's, Wolle, auf dem bloßen Leibe getragen, der sicherste Gesundheitsschutz ist. Leugnen läßt sich entschieden nicht, daß Wollstoffe wegen ihrer porösen Beschaffenheit der Hautausdünstung schnell Durchlaß gestatten und so einen reichlichen Schweißausbruch von vornherein verhüten, daher, so befremdend dies Manchem klingen mag, im Sommer besseren Schutz gegen die Hitze, im Winter besseren Schutz gegen die Kälte gewähren, als baumwollene oder leinene Stoffe.

Uebrigens weiß die Natur auch ohne künstliche Beihilfe das nothwendige Gleichgewicht der Lebenswärme störenden Einwirkungen gegenüber zu erhalten, und zwar durch sehr zweckmäßige natürliche Ausgleiche.

Solchen Ursprungs ist z. B. das angenehme Erröthen bei übermäßiger Erwärmung nach rascher Bewegung 2c. Dasselbe beruht auf einer Strömung des Blutes nach der Oberfläche und den äußeren Bezirken des Körpers, die infolge einer Erweiterung der dort befindlichen feinen Blutgefäße, der sogenannten „Haargefäße" eintritt. Durch diese Blutwallung nach außen wird aber eine Entlastung der erhitzten, mit Blut überfüllten inneren Organe herbeigeführt.

Dies kann jedoch nur geschehen, so lange das umgebende Mittel, die Luft, einen niedrigeren Temperaturgrad als die Eigenwärme unseres Körpers aufweist. Ist dies nicht der Fall oder hat die Luft gar einen höheren Wärmegrad, so erfolgt unter Umständen der sogenannte „Sonnenstich" oder trockene Hitzschlag, der seine Ursache in einer eigenthümlichen Veränderung hat, welche mit dem Blute bei übermäßiger Erhitzung auf seinem Wege durch die feinen Blutgefäße der Haut vor sich geht, wodurch es unfähig wird, noch ferner in seiner wichtigen Rolle im Körper zu funktioniren, ein Vorgang übrigens, der nicht nur in der Sonne, sondern bei einer gewissen Temperaturhöhe (40 Grad Celsius) auch im Schatten eintreten kann.

Merkwürdig ist die Veränderung, welche das Blut bei einer Erwärmung auf 54 Grad Celsius erleidet. Es lösen

sich dann die kleinen rothen Kügelchen, welche bekanntlich unsere Blutadern erfüllen und dem Blute erst die rothe Farbe geben, in eine sehr große Anzahl ganz kleiner Kügelchen auf, wodurch ein sofortiger Stillstand des Lebens erfolgt.

Anders verhält es sich bei dem natürlichen Ausgleich gegenüber einem zu niedrigen Temperaturgrade; da verengern sich die feinen Blutgefässe der Haut und es tritt ein Zurückströmen des Blutes aus den äußeren Bezirken des Körpers nach dessen Innerem ein, wodurch eine zu schnelle Abkühlung des Blutes verhindert wird. Dieser Vorgang wird durch die charakteristische Froströthe angedeutet, welche nichts Anderes ist, als eine Stauung des venösen (kohlensäurehaltigen) Blutes in den verengerten Hautgefässen, wodurch jene Röthe der Haut entsteht, die sich durch ihre bläuliche Färbung wesentlich von der Röthe infolge Erhitzung unterscheidet. Im weiteren Verlaufe dieses Vorganges zieht sich jedoch das Blut aus den äußeren Bezirken des Körpers vollständig zurück, und es tritt bei einem vollständigen Weißwerden der Haut ein allmähliges Absterben dieser Körpertheile ein, das Erfrieren derselben, ein Zustand, der sich nach und nach über den ganzen Körper ausdehnen kann und den Tod nach sich zieht, der dann nicht mehr aufzuhalten ist, wenn es nicht gelingt, durch äußere Reize ähnlicher Natur, z. B. Reiben mit Schnee ꝛc., das jedem lebenden Organismus innewohnende räthselhafte Gegenwirkungsvermögen zu wecken, welches ein Zurückströmen des Blutes nach den äußeren Körpertheilen herbeiführt.

Halb freiwillig, halb unfreiwillig ist der natürliche Ausgleich, welchen die Bewegung, resp. die Bewegungsunlust herbeiführt, denn während sich der Bewohner einer kalten Zone oft durch unwillkürlich ausgeführte rasche Bewegung erwärmt, kann sich bei dem Bewohner einer heißen Zone die Unlust zur Bewegung bis zur absoluten Unfähigkeit zu der geringsten körperlichen Verrichtung steigern, ein Zustand, der auch die Gehirnthätigkeit in Mitleidenschaft ziehen und ihre Fähigkeit zu anhaltend höheren Leistungen vorübergehend stark herabstimmen kann. Dadurch wird zugleich auf Grund physiologischer Gesetze die Indolenz des im Allgemeinen trägen, träumerisch dahinlebenden Bewohners der heißen Zone gegenüber der Energie der Bewohner kalter Zonen, die mehr zu anhaltender physischer und geistiger Arbeit angelegt sind, erklärt.

Schließlich ist auch das relativ verschiedene Nahrungsbedürfniß als ein natürlicher Ausgleich zu betrachten, d. h. das im Allgemeinen größere des Bewohners kalter Zonen und das im Allgemeinen geringere desjenigen heißer Zonen, das übrigens auch außerdem durch die verschiedenen Jahreszeiten innerlich beeinflußt wird, so daß die kälteren gewöhnlich auch mit einem größeren Eßreiz verbunden sind, als die wärmeren, ein Umstand, der durch die obigen Ausführungen, nach denen die Nahrungsstoffe sozusagen das „Brennmaterial" zur Körperwärme liefern, bereits genügend erklärt wird.

Trotz alledem aber müssen wir erstaunen, wenn wir bedenken, wie die Natur das Quantum der uns nöthigen Lebenswärme stets zu regeln und den wechselnden äußeren

Verhältnissen und Temperaturen gegenüber sowohl bei anstrengender physischer und geistiger Arbeit, als bei unthätiger Ruhe immer auf gleicher Höhe zu halten vermag.

Eine dunkle That.

Historische Skizze

von

Th. Justus.

Auf dem Jagdschlosse zu Alt-Bruchhausen in der Grafschaft Hoya flatterte an einem schönen Junitage des Jahres 1694 die fürstliche Standarte, zum Zeichen, daß der Landesherr, Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle, wie alljährlich zur Sommerszeit, auf dieser seiner Besitzung verweile. Der Herzog war ein großer Freund der Jagd, und der reiche Wildbestand des waldigen Hügellandes gewährte die günstigste Gelegenheit, der Lust am Weidwerk nachzugehen. Schon vor der Ankunft des gnädigsten Herrn waren aus Celle die Piqueure mit der Meute eingetroffen, und die umwohnenden adeligen Herren hatten sämmtlich Einladungen erhalten. Da auf einmal ward noch in letzter Stunde die Jagd abbestellt. Seine herzogliche Gnaden, hieß es, habe unvermutheterweise Verhinderung erhalten. Natürlich gab es viele neugierige Fragen nach dem Grunde dieser überraschenden Absage und so erfuhr man denn auch

bald, die einzige, an den Kurprinzen von Hannover verheirathete Tochter des Herzogs sei ganz unerwartet und ohne vorherige Anmeldung in Bruchhausen erschienen. Die Eingeweihteren schüttelten die Köpfe, denn sie ahnten, daß am Hofe zu Hannover nicht Alles war, wie es sein sollte. Vielleicht mochten unter Denjenigen, welche vor nunmehr zwölf Jahren den Kurprinzen mit seiner Braut in der Schloßkirche zu Celle miteinander hatten zum Traualtare schreiten sehen, dem Einen und dem Anderen bereits besorgliche Gedanken aufgestiegen sein, ob eine Verbindung zwischen zwei Menschen so ungleicher Art sich als eine segensreiche erweisen werde. Der trockene, zurückhaltende, schweigsame Prinz Georg Ludwig erschien gar wenig geeignet, ein Wesen, wie die reizende, lebenslustige, heitere Sophie Dorothea zu beglücken oder auch seinerseits sich von ihr beglücken zu lassen. Um die Macht und den Landbesitz des kurfürstlich oder vielmehr damals noch herzoglich hannover'schen Hauses*) zu vermehren, hatten die Eltern des Prinzen, besonders die ehrgeizige Herzogin Sophie, diese Verbindung ihres Sohnes mit der Erbtochter des reichen Celle'schen Hauses in's Werk gerichtet. Auch Herzog Georg Wilhelm von Celle kannte keinen glühenderen Wunsch, als die Tochter, die aus der Ehe mit einer nicht ebenbürtigen Gemahlin (der Tochter eines Marquis d'Olbreuse) entsprossen war, in eine der regierenden Fürstenfamilien hineinheirathen und demnächst einen Thron besteigen zu sehen.

---

*) Hannover erlangte die Kurwürde erst 1692, also zwei Jahre vor dem Zeitpunkte, an welchem unsere Erzählung anhebt.

So ward denn dies Bündniß über die Köpfe der beiden Hauptbetheiligten hinweg abgeschlossen, und aus der schlimmen Saat sollte unheilvolle Frucht erwachsen.

Am Hofe wußte man es schon lange, daß von den beiden Gatten Jedes seine eigenen Wege ging, ja, daß auch die Geburt zweier lieblicher Kinder, eines Prinzen und einer Prinzessin, nicht vermocht hatte, die Herzen zusammenzuführen. Das Gerücht lief um in den intimsten Kreisen, daß der Kurprinz sich einmal thätlich an seiner Gemahlin vergriffen habe. Dann aber gewann es doch wieder den Anschein, als sei das Verhältniß ein besseres geworden. Fest wenigstens stand die Thatsache, daß die Kurprinzessin, welche Jahre lang so schwer an ihrem geheimen Kummer getragen hatte und einer verwelkenden Pflanze glich, urplötzlich wieder aufgeblüht war und in einer Heiterkeit und Frische strahlte, wie selbst in ihren Mädchentagen kaum. Indeß den Späheraugen ihrer Umgebung blieb die Lösung dieses Räthsels nicht lange verborgen. Man stellte fest, daß diese Umwandlung der Prinzessin sich herschrieb von eben dem Tage, wo ihr Jugendfreund, der schöne ritterliche Graf Philipp v. Königsmark, am Hofe zu Hannover erschienen war und durch sein liebenswürdiges Benehmen, seine glänzenden und bestechenden Eigenschaften sofort alle Herzen gewonnen hatte.

Dem ganzen Hofe gereichte es daher zum Leidwesen, als der schöne Graf mit den hannover'schen Truppen nach Flandern zog, um in den Kämpfen gegen Ludwig XIV. unter dem klugen Oranier die Rechte der verbündeten Fürsten zu verfechten. Und noch größer war dann das

Bedauern, als man erfuhr, er habe durch seine Liebenswürdigkeit in so hohem Grade das Wohlwollen des Kurfürsten von Sachsen gewonnen, daß Letzterer ihn mit der Charge eines Generalmajors in seinen Dienst gezogen habe, so daß er am hannover'schen Hofe nur noch zeitweilig und als Gast erscheinen werde.

„Wie wird die Kurprinzessin diese Nachricht aufgenommen haben?" so fragte man sich. Man wußte, daß sie mit dem Grafen während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit in regem Briefwechsel gestanden hatte. Allein nichts in dem Verhalten der Prinzessin ließ erkennen, daß ihr eine schmerzliche Enttäuschung bereitet worden war. Sophie Dorothea hatte in schmerzensreicher Schule die schwere Kunst der Selbstbeherrschung gelernt und gab auch dem aufmerksamsten Auge keine Blöße. Nur gegen e i n e Vertraute überließ sie sich rückhaltslos ihrem Kummer, ihrem an Verzweiflung grenzenden Schmerze, und diese Eine war ihre Hofdame, Fräulein Anna Maria v. d. Knesebeck, die ihrerseits mit unbegrenzter Liebe und Treue an der Gebieterin hing. Anna Maria war auch die Einzige, die da wußte, was es mit dieser so plötzlich in's Werk gerichteten Reise nach Bruchhausen für eine Bewandtniß habe. Hing doch von dem Ausfall dieses Besuches, von dem Ausfall der Unterredung, welche die Prinzessin hier mit ihrem Vater suchte, das ganze fernere Lebensschicksal Sophie Dorothea's ab!

Der Herzog Georg Wilhelm von Celle war ein gutmüthiger Herr; seinem einzigen Kinde war er von jeher ein zärtlicher Vater gewesen, und er war froh, wenn er

ihre Wünsche erfüllen konnte. Was aber jetzt von ihm verlangt wurde, versetzte ihn in die größte Bestürzung. Mit leidenschaftlichem Weinen warf sich Prinzessin Sophie Dorothea ihm zu Füßen und flehte ihn an, ihr die Hand zu bieten zu einer Trennung von ihrem Gemahle.

Der Herzog war erstaunt einen Schritt zurückgetreten. „Was veranlaßt Dich zu solch' unerhörtem Verlangen?"

„Gnädigster Herr Vater, ich kann das Leben an der Seite des ungeliebten Mannes nicht mehr ertragen! Alle nur erdenkliche Mühe habe ich aufgewandt, sein Herz zu gewinnen, und habe es Jahr um Jahr mit ansehen müssen, wie er die eigene Gattin übersah und mißachtete. Unzählige Male habe ich Gott gebeten, mich hinwegzunehmen aus diesem Leben voll Qual; er hat mich nicht erhört, so mag er mir vergeben, wenn ich jetzt endlich einmal mein Geschick in meine eigenen Hände nehme und ein Joch abschüttle, unter dessen Druck ich erliege."

„Und Deine Kinder, Sophie Dorothea?" fragte der Herzog, auf dessen Stirne es wie ein unheimliches Wetterleuchten zu zucken begann. „Denkst Du etwa, daß man sie Dir lassen, daß man Dir gestatten wird, sie mit hinwegzunehmen?"

„Und gehören sie etwa jetzt ihrer armen Mutter an, gnädigster Herr Vater?" rief die Prinzessin verzweiflungsvoll aus. „Man gestattet mir ja nie auch nur ein einziges schüchternes Wort in Betreff ihrer Leitung und Erziehung; kaum ein ungestörtes Beisammensein mit ihnen wird mir gegönnt! Mir zerreißt es das Herz, wenn ich sehen muß, wie man dahin strebt, die Kinder mir zu

entfremden und von mir fern zu halten, und Diejenige, deren ganzes Sinnen und Trachten sich auf dies Ziel richtet, ist niemand Anderes, als die Kurfürstin Sophie, meine eigene Schwiegermutter."

„Und sie thut wohl daran!" sagte Herzog Georg Wilhelm plötzlich mit harter Stimme, „denn sie weiß, was sie der Würde ihres Hauses schuldet. Du aber, Sophie Dorothea, scheinst vergessen zu haben, daß Dir nur durch eine besondere Gunst des Schicksals die Fürstenkrone zu Theil geworden ist. Ich jedoch, Dein Vater, habe es nicht vergessen, welch' unsägliche Mühe es mich gekostet, meine Ehe mit Deiner nun in Gott ruhenden Mutter als eine vollgiltige anerkannt zu sehen und Dir, meinem einzigen Kinde, alle Vorzüge und Rechte illustrer Geburt zu verschaffen. Und tastet man einmal, nachdem Du das Feld geräumt haben wirst, die Vollgiltigkeit Deiner Ehe an, so gilt es nur einen weiteren Schritt, und Deine Kinder werden von der Erbfolge ausgeschlossen. Ich aber sage Dir, Sophie Dorothea," der Herzog hob wie zum Schwur seine Hand zum Himmel, „ich will meine Enkel auf Thronen erblicken, nicht sie wie Bettelkinder am Wege stehen sehen!"

„Und darüber läßt ein Vater sein einziges Kind der Verzweiflung anheimfallen!" rief außer sich die Prinzessin.

Eine Sekunde lang blickte Herzog Georg Wilhelm ihr scharf in's Antlitz, dann trat er dicht an die Tochter heran.

„Sophie Dorothea," sagte er in gedämpftem Tone, „ich will nicht fragen, ob es noch einen anderen Grund

gibt, der Dich die Trennung von Deinem Gemahl so eifrig wünschen läßt. Mir soll der Grund genügen, den Du mir angegeben."

Die Prinzessin schnellte in die Höhe. „Wenn Ihr es denn wißt —"

„Halt!" rief aber der Herzog mit starker Stimme, „nichts weiß ich und will nichts wissen! Dir aber sag' ich: Du hast meinen unwiderruflich letzten Entschluß gehört! Nie wieder ein Wort von Trennung, von Ehescheidung, oder Du hast aufgehört, meine Tochter zu sein!"

Er entfernte sich mit dröhnenden Schritten aus dem Gemach, am Nachmittage aber verließ die Kurprinzessin tief niedergeschlagen das Schloß wieder.

In einem an der Leinestraße zu Hannover belegenen großen stattlichen Hause, dem Palais des Oberhofmarschalls Grafen Platen, waren die Fenster bereits hell erleuchtet. In den mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Sälen des gräflichen Paares versammelte sich mehrere Male in der Woche eine glänzende Gesellschaft, und nicht selten erblickte man auch den Kurfürsten Ernst August, sowie andere Mitglieder des regierenden Hauses unter den Gästen, denn die schöne, kluge, intrigante Gräfin stand bei dem Kurfürsten in ganz besonderer Gunst. An dem heutigen Empfangsabende war übrigens von der kurfürstlichen Familie Niemand anwesend. Der Hof verweilte, wie gewöhnlich um diese Zeit des Jahres, in Herrenhausen, und dort ward auch der Graf Platen gegenwärtig durch die Pflichten seines Dienstes festgehalten.

So kam es, daß seine Gattin den Gästen ihres Hauses allein die Honneurs zu machen hatte. Wie immer entledigte sie sich dieser Aufgabe mit der ihr eigenen Gewandtheit und Liebenswürdigkeit. Die Unterhaltung war so lebhaft, so amüsant und schillernd wie sonst, und doch hätte ein aufmerksamer Beobachter gewahren können, daß die Gräfin des Oefteren ihre Blicke nach der kleinen, von zwei vergoldeten Amoretten gehaltenen Stutzuhr auf dem Kamin richtete, als berechne sie, wie lange Zeit noch verfließen müsse, bis die Soirée ihr Ende erreicht habe. Endlich, der Zeiger rückte bereits stark der Mitternachtsstunde zu, rüsteten sich die Gäste zum Aufbruch und verabschiedeten sich von der Wirthin.

Ein Herr in der rothen Uniform der Johanniter, der den ganzen Abend über sich mehr schweigsam und beobachtend verhalten, trat zur Abschiedsbegrüßung auf die Gräfin zu. Er neigte sein dunkles, gebräuntes Antlitz mit den schwarzen stechenden Augen auf ihre Hand herab. Leise, fast unmerklich, berührte ihr Fächer seinen Arm.

„Ich muß Sie sprechen, heute noch!" flüsterte sie hastig und von den Umstehenden ungehört. „Den Weg in mein Boudoir kennen Sie."

„Ich werde kommen!" gab er ebenso zurück, um dann nach einer nochmaligen Verneigung gleich den Uebrigen der Thüre zuzuschreiten.

Zehn Minuten später hatten sämmtliche Gäste das Palais verlassen; die Gräfin ertheilte den Lakaien, welche in den Salons die Wachskerzen löschten, noch einige Befehle und schritt darauf die Zimmerreihe entlang. Mit

einer ihr sonst nicht eigenen Hast betrat sie das am Ende derselben belegene, mit großem Luxus ausgestattete Kabinet, dessen Thüre sie hinter sich abschloß. Auf einem der niedrigen Sammetfauteuils hatte bereits der Johanniter es sich bequem gemacht. Beim Eintritt der Gräfin nickte er, ohne sich zu erheben, nur leicht mit dem Kopfe, eine Nachlässigkeit, die in einem recht seltsamen Kontrast stand zu der ehrerbietigen, fast devoten Haltung, welche er ihr gegenüber im Salon gezeigt.

„Chevalier," begann sie ohne weitere Vorrede, „mein Dresdener Geschäftsträger schreibt mir, Sie seien Derjenige, der mir zuverlässige Auskunft geben könne über gewisse verletzende Aeußerungen, die Graf Königsmark bei seinem kürzlichen Besuch in Dresden über mich gethan. Sind Sie, Chevalier, wirklich Zeuge jener Verunglimpfungen gewesen?"

„Gewiß, gnädigste Gräfin!" versetzte er leichthin. „Alle jene Reden habe ich mit unzweifelhafter Deutlichkeit gehört. Der Graf v. Königsmark rühmte sich der auffallend großen Freundschaft, die Sie, Frau Gräfin, gleich von Ihrem ersten Zusammentreffen an für ihn gehegt, einer Freundschaft, die endlich in einem vollständigen Liebesgeständniß gegipfelt habe."

„Das wagt er zu behaupten?" fuhr die Gräfin auf, „und Sie, Chevalier de la Flèche, ließen ihm diese Frechheit hingehen?" Sie brach ab, denn ein Blick auf sein faunisch lächelndes Gesicht belehrte sie, daß sie diesem Cyniker gegenüber andere Saiten aufziehen müsse. „Nun gut," sagte sie mit der Miene gekränkter Würde, „finde

ich unter meinen Freunden Niemand, der sich einer schwer beleidigten Frau annimmt, so werde ich selbst meine Sache verfechten, und der Herr Graf v. Königsmark mag es alsdann inne werden, was es mit der Rache eines Weibes auf sich hat."

„Sehr viel, ohne Zweifel," bestätigte der Chevalier, „mehr, ich gebe es bereitwillig zu, als wenn ein Mann seinen Gegner vor seine Klinge fordert. Aber dafür hat auch eine Frau, die sich aus ihren Bahnen begibt, mit ungleich mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als der Mann. Damit Sie indeß sehen, Gräfin, daß Ihre Freunde doch nicht so ganz abseits am Wege stehen, wie Sie voraussetzen, möchte ich Ihnen eine Handhabe geben, damit Sie ohne allzugroße Mühe diesen Monsieur Königsmark von seiner stolzen Höhe herunterzuschleudern vermögen."

„Sprechen Sie, Chevalier, sprechen Sie!" rief zitternd vor Erregung die Gräfin. „Ohne Umschweife — wie viel verlangen Sie für Ihre Hilfeleistung?"

„Sie sind sehr — geradezu, meine Gnädige! Indeß, es ist längst nach Mitternacht, lange Auseinandersetzungen sind nicht mehr am Platze, so will ich Ihnen denn in Kürze mittheilen, daß meine Gläubiger rücksichtslos genug sind, mich wegen einer Kleinigkeit von zehntausend Louis zu drängen."

Die Gräfin überlegte einen Augenblick.

„Gut!" sagte sie dann, „ich verspreche Ihnen, daß ich mich für die Bezahlung dieser Summe verbürgen werde, wenn wirklich Ihre Mittheilungen den gewünschten Werth für mich haben."

„Und ich soll sie Ihnen vorläufig ohne Weiteres, gleichsam zum Experiment anvertrauen, Gräfin, und die Rückgewähr Ihrem Ermessen anheimstellen? Indeß, es sei! Noblesse oblige, und ich bin überzeugt, daß Sie für mein Geheimniß wohl noch mehr als den Inhalt Ihrer Schatulle opferten."

Der Chevalier lehnte sich behaglich in seinem Fauteuil zurück; die Gräfin beugte sich vor und heftete ihre Augen unverwandt auf seine Züge.

„Irre ich mich nicht, Gräfin, so haben Sie auch nicht eben Veranlassung, die Prinzessin Sophie Dorothea mit sehr günstigen Augen anzusehen?"

„Ich hasse sie!" zischte die Gräfin zwischen ihren Zähnen hervor; „aber das hat mit der gegenwärtigen Angelegenheit doch nichts zu schaffen."

„O, Pardon, das hat sehr viel mit derselben zu schaffen, denn die Prinzessin liebt den Jugendfreund mit voller ungetheilter Leidenschaft, und er — nun, er führt unsichtbar, jedoch für den Eingeweihten leserlich genug in seinem Wappen die Devise des weiland braunschweigischen Herzogs Christian: Tout pour Dieu et pour Elle!"

„Wenn Sie weiter nichts wissen, Chevalier," bemerkte die Gräfin verächtlich, „so sparen Sie sich Ihre Worte. Glauben Sie etwa, Sie könnten mir als Geheimniß verkaufen, was der ganze Hof weiß? Uebrigens ist der Graf jetzt nur zum Besuch, nur zum Abschiednehmen noch in Hannover und wird nach einigen Tagen vielleicht schon seinen Posten in Dresden antreten."

„Gemach, meine Gnädigste, Sie ließen mich nicht aus-

reden. Der Graf wird fortgehen, ja, aber nicht allein! Prinzessin Sophie Dorothea wird ihn begleiten. Jawohl: begleiten. Es handelt sich um eine regelrechte Flucht. Sophie Dorothea, unfähig, ihres Gemahls Kälte und Abneigung länger zu ertragen, wird heimlich an Königsmark's Seite Hannover verlassen und sich mit ihm unter den Schutz des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig begeben. Sie sehen, Gräfin, ich bin gut bedient und gut unterrichtet, wie immer."

„Das — das ist in der That eine überraschende Neuigkeit!" brachte die Gräfin mit fliegendem Athem hervor.

„Nicht wahr?" meinte der Chevalier mit überlegener Ruhe. „O, ich wußte wohl, daß mein Geheimniß den Preis werth sei! Mit dieser Kunde, Gräfin, werden Sie das Ohr des Kurfürsten sozusagen im Sturm erobern. Nichts haßt und fürchtet Ernst August so sehr, als einen Eclat, eine Schädigung seiner Familienehre. Was meinen Sie, Gräfin, sollte es wirklich so schwer halten, den Anstifter dieses frechen Planes in irgend einem festen Gewahrsam verschwinden zu lassen?"

Die Gräfin lachte unheimlich auf.

„Es ist bereits so gut, als wäre er verschwunden. Ich müßte den Kurfürsten nicht kennen, wüßte ich nicht, daß jeder Vorschlag, der geeignet ist, ein sein Haus angehendes öffentliches Aergerniß abzuwenden, seine Sanktion erhalten wird. Lassen Sie mich für alles Nöthige sorgen!" Die Gräfin trat an ihren Schreibtisch und warf hastig einige Zeilen auf das Papier. „Hier!" sagte sie dann, ihm ein zusammengefaltetes Blatt überreichend, „eine Anweisung

auf meinen Bankier. Und sollte noch irgend etwas Besonderes in's Werk zu richten sein, so zähle ich auf Sie!"

„Bitte, jederzeit!" versicherte er mit einer höflichen Verneigung, welche zugleich dazu dienen mußte, das triumphirende Lächeln zu verbergen, das über seine Züge lief. Der charakter- und gewissenlose Glücksritter hatte auf's Vollständigste sein Ziel erreicht.

Ein schweres Gewitter hatte sich in den Spätnachmittagsstunden des ersten Juli über der Stadt Hannover entladen. Lange Zeit hindurch folgten die Wetterschläge sich fast ununterbrochen; jetzt zerriß nur einzeln noch ein Blitz die Wolken, aber der Regen prasselte mit unverminderter Heftigkeit nieder. In einem der großen luxuriös eingerichteten Zimmer seiner Wohnung am Neumarkt saß Graf Philipp Königsmark, und ihm gegenüber, an einem mit Papieren und Briefschaften aller Art bedeckten Tische, sein vertrauter Sekretär Hildebrand, der augenscheinlich eine Sichtung dieser Dokumente vorgenommen hatte. Da die Arbeit gethan war und der Graf noch immer schwieg, wagte der Sekretär durch ein Räuspern an seine Anwesenheit zu erinnern. Königsmark fuhr aus seinem Sinnen auf.

„Diese Angelegenheit also wäre erledigt, Monsieur Hildebrand. Sorge Er dafür, daß morgen die Equipagen und der größte Theil meiner Leute reisefertig gemacht werden. Sie müssen vor mir in Dresden sein. Und jetzt, mein guter Hildebrand, lasse Er mich allein, ich werde die halbe Nacht hindurch zu schreiben haben."

Einen Augenblick noch, nachdem der Sekretär gegangen war, stand der Graf am Fenster und blickte in den Regen hinaus. Dann aber fuhr er sich mit der feinen Hand über die Stirne, schellte seinem Kammerdiener und befahl diesem, die auf seinem Schreibtisch stehenden Kerzen anzuzünden und ihm zu einem Abendausgange den dunklen Mantel bereit zu legen. Der alte grauhaarige Diener machte sofort Licht und entfernte sich darauf, um nach einer Weile geräuschlos wieder einzutreten und einen Mantel aus weichem Wollenstoff behutsam auf einem Sessel auszubreiten. Ueber den Mantel legte er sodann, der Quere nach, einen in einfacher Lederscheide steckenden Degen. Zufällig berührte der Griff desselben die metallene Einfassung des Kamins, und das dadurch hervorgerufene leise Klirren veranlaßte den Grafen, sich umzudrehen.

„Ich brauche keine Waffe,“ bemerkte er befremdet.

„Gnädiger Herr,“ entgegnete der Alte mit zitternder Stimme, „ich bitte Euch inständigst, nur dies eine Mal geht nicht unbewaffnet aus! Ich kann ein seltsam ängstliches Vorgefühl nicht los werden, als ob irgend ein schweres Unheil auf Euch lauere.“

„Thorheit, Brandes!“ bemerkte der Graf mit leichtem Lächeln, während er die blonden Locken schüttelte. „Aber ich seh' es schon, ich werde Dich nicht eher los, als bis ich Dir den Willen thue!“ —

Ein paar Stunden später geschahen an einer Nebenthüre des zu den Gemächern der Kurprinzessin führenden Vorzimmers drei leise Schläge. Anna Maria v. d. Knesebeck, die in einer der tiefen Fensternischen gesessen und in die

jetzt vom Mond erhellte Sommernacht hinausgeblickt hatte, stand hastig auf, um auf dies wohlbekannte Zeichen hin zu öffnen.

„Nun, Fräulein v. d. Knesebeck," sagte der eintretende Königsmark, indem er ihr freundschaftlich die Hand schüttelte, „ich denke, h'ut' ist's zum letzten Mal, daß Ihr dies Pförtneramt versehtt. Morgen um diese Zeit haben wir hoffentlich diese gute Stadt Hannover bereits eine geraume Weile im Rücken."

„Das gebe Gott, mein Herr Graf!" meinte Anna Maria v. d. Knesebeck mit einem Seufzer, „ich weiß nicht, wie es kommt, aber mir bangt jetzt auf einmal in ganz besonderem Maße vor der Entscheidung."

Er lachte. „Daß Ihr mir nur die Prinzessin nicht ansteckt mit Eurer Aengstlichkeit!"

„O nein, Herr Graf! Die Frau Prinzessin ist so ruhig und so entschlossen, daß sie sich von mir auf keine Weise würde umstimmen lassen. Sie sagte mir sogar — doch da sind kurfürstliche Gnaden selbst," unterbrach sie sich, indem sie auf ihre Gebieterin deutete, deren Gestalt in dem Rahmen der geöffneten Thüre von dem matt erhellten Hintergrunde ihres Zimmers sich abhob.

Sophie Dorothea streckte dem Grafen beide Hände entgegen: „Mein Retter und mein Befreier!"

Er beugte sich nieder, um ihre schlanken Finger zu küssen.

„Nun noch die letzten Verabredungen," sagte sie, ihn mit sich in ihr Kabinet ziehend, „morgen, ach morgen überschreite ich dann diese Schwelle zum letzten Male!"

Wieder und wieder ward zwischen den Beiden jede kleinste Einzelheit des Fluchtplanes berathen und festgestellt. Da klopfte es leise an die Thüre.

„Herr Graf," flüsterte Anna Maria's Stimme durch den geöffneten Spalt, „ich bitte Euch dringend, entfernt Euch jetzt. Es ist seltsam unruhig heute im Schloß; was es eigentlich gibt, weiß ich nicht, aber es könnte nicht anders, als das peinlichste Aufsehen erregen, sollte man Eurer ansichtig werden."

„Sogleich!" gab Königsmark zurück, und zur Prinzessin gewandt bemerkte er lächelnd: „Sie sieht Gespenster, die Gute! Glaubt sie etwa, daß ein Königsmark sich vor Nachtgestalten fürchtet?"

Die Prinzessin wollte etwas erwiedern, da wiederholte Anna Maria noch einmal ihren Mahnruf, angstvoller, dringender als zuvor.

„Geht! Geht!" drängte jetzt auch Sophie Dorothea, „man soll uns nicht vorwerfen können, Philipp, daß wir alle Vorsicht und Klugheit aus den Augen gesetzt hätten."

Er küßte noch einmal leidenschaftlich ihre Hände und folgte dann dem voranschreitenden Fräulein v. d. Knesebeck durch den Vorsaal, dessen Thüre jene aufriegelte. Ein auf dem Korridor liegender dicker Teppich dämpfte die Fußtritte des sich Entfernenden. Mit angehaltenem Athem lauschte Anna Maria noch eine Weile. Der Graf schritt der kleinen, am Ende des Korridors belegenen Treppe zu, die er auch bei seiner Hieherkunft benutzt hatte. Anna Maria hörte noch, wie er die Hand auf den Drücker der Treppenthüre legte. Kein Zweifel, die Thürklinke hatte

nachgegeben; jetzt mußte er die Stiege hinunterschreiten, ein Augenblick noch und er war in dem sogenannten Theaterhofe, von dem aus er unter dem gewölbten Thorbogen hinweg binnen wenigen Sekunden in's Freie gelangen konnte. Wie von einer schweren Last befreit athmete Anna Maria auf. Da auf einmal — was war das? Von dem, nach dem jenseitigen Flügel des Schlosses führenden Korridor her drang plötzlich verworrenes Getöse — Waffengeklirr, gedämpfte Stimmen, dann ein greller, markerschütternder Schrei und noch einer — und jetzt dumpfes Stöhnen. Anna Maria's Haar sträubte sich vor Entsetzen. Das Grausen überwältigte sie, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Da öffnete sich die Thüre nach dem Zimmer der Kurprinzessin.

„Ich komme noch einmal, Anna Maria," begann Sophie Dorothea, die nichts von dem unheimlichen Lärm vernommen, in unbefangenstem Tone.

Das Fräulein hob wie beschwörend beide Hände in die Höhe. Im gleichen Augenblicke ertönten vom Korridor her die Fußtritte eines wie gehetzt dahereilenden Menschen. Mit einem raschen Entschlusse stieß Anna Maria die Thüre auf, und in dem matten Lichte der Flurlampe erblickte sie vor sich das von Entsetzen entstellte Antlitz eines der Kammerdiener der Kurprinzessin.

„Lührs!" preßte sie hervor, „was gibt es, was ist vorgefallen?"

„Der Graf v. Königsmark ist — überfallen, ermordet!" keuchte der Mann.

Ein gellender Schrei ertönte hinter dem Fräulein; mit

emporgehobenen Armen wollte die Prinzessin vorwärts stürzen, aber ihre Füße versagten den Dienst, in der Mitte des Zimmers brach sie bewußtlos zusammen.

So gut hatte man es verstanden, die wenigen Mitwisser des schrecklichen Ereignisses dieser Nacht in den Bann des Schweigens zu zwingen, daß erst ganz allmählig die Kunde von dem Schicksale des Grafen Königsmark sich verbreitete. Tage lang glaubten seine Diener wie seine Freunde zunächst noch an seine Wiederkehr; man nahm an, daß ein jäher Verhaftsbefehl ihn ereilt habe. Allein bald ward es zur Gewißheit, daß die Mauern des kurfürstlichen Schlosses ein dunkles, schreckliches Geheimniß bargen, daß der unglückliche Graf seinen Weg wohl in dieselben hinein, aber nicht wieder aus ihnen heraus gefunden habe. Es hieß, sein Leichnam sei in eine Grube versenkt und mit ungelöschtem Kalk bedeckt worden. Von wem aber war das Entsetzliche ausgegangen, wer trug die Verantwortung für diese That? Man weiß es nicht! Niemals ist volles Licht in dies schreckliche Dunkel gefallen, verworren und widersprechend sind die Berichte aller Derer, die uns Kunde von dem entsetzlichen Ereignisse überliefert haben. Gewiß ist, daß auf die Meldung der Gräfin Platen hin der Kurfürst die Verhaftung Königsmark's verfügt hatte; gewiß auch, daß die mit derselben beauftragten Trabanten dem Grafen im Korridor vor dem großen Rittersaale auflauerten, nachdem er durch den Umstand, daß die zu dem Nebentreppchen führende Thüre sich verschlossen fand, gezwungen worden, gerade diesen

Weg einzuschlagen. Ob aber bei dem Widerstande, den der unerwarteterweise mit einem Degen Bewaffnete seinen Angreifern leistete, und bei dem Handgemenge, das sich infolge desselben entspann, die Hellebarde eines der Trabanten nur allzuwohl ihr Ziel fand, oder ob sie auf Grund besonderer Weisung dies Ziel suchte — man weiß es nicht und wird es nie erfahren! Nur darin stimmen alle Berichte überein, daß weder auf den Kurfürsten Ernst August, noch auch auf den Kurprinzen, der überdies in jenen verhängnißvollen Tagen gar nicht einmal in Hannover, sondern in Berlin verweilte, auch nur der mindeste Verdacht fällt, als ob sie die That angestiftet hätten.

Und die arme Prinzessin Sophie Dorothea? Daß ihres Bleibens in Hannover und an der Seite ihres bisherigen Gemahls nicht mehr sein könne, darüber waren alle Betheiligten einverstanden. So ward denn bald nach dieser Katastrophe das Scheidungsverfahren eingeleitet, und eine zu diesem Zwecke eigens zusammenberufene Kommission, aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern bestehend, sprach, noch bevor das Jahr zu Ende ging, in aller Form die Ehescheidung aus. Der Kurprinzessin ward als ständiger Aufenthalt das Schloß Ahlden angewiesen, und als „Prinzessin von Ahlden" lebt sie in der Geschichte fort. Ihren Vater, der ihr schwer zürnte, hat sie nie wiedergesehen. Ihr Aufenthalt in Ahlden glich einer halben Gefangenschaft. Und doch, ganz ohne goldige Lichter ist diese Oede und Einsamkeit nicht geblieben. Durch ihre Kinder ward die „Prinzessin von Ahlden" die

Stammmutter zweier Königshäuser. Ihr Sohn bestieg als Georg II. im Jahre 1714 den Thron von England, ihre Tochter aber, gleich der Mutter Sophie Dorothea genannt, ward die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Den Tod des Grafen Königsmark überlebte die ehemalige Kurprinzessin von Hannover um volle sechsundzwanzig Jahre. Ihre Gebeine ruhen in Celle, dem Orte, an dem sie einst eine glückliche, schuldlose Jugend verlebt.

Ein Besuch bei den Trappisten.

Von

Heinrich Ruhe.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschäftsreise führte mich nach Banjaluka, der schönsten Stadt des von Oesterreich-Ungarn im Jahre 1878 besetzten türkischen Gebietes von Bosnien. Von dem dort residirenden österreichischen Konsul auf das etwa dreiviertel Stunden von der Stadt entfernte Trappistenkloster Maria-Stern aufmerksam gemacht, beschloß ich, dasselbe zu besuchen, da dieser merkwürdige Orden schon längst mein Interesse erregt hatte. Malerisch liegt das Kloster an den wildrauschenden Wassern des ungestümen Verbas, eines Nebenflusses der Save, am Abhange waldiger Bergeshöhen. Nichts stört die tiefe Einsamkeit und den wohlthuenden

Frieden, welcher ringsum lagert über Wald und Flur. Von der hochstufigen Klosterpforte aus genießt man eine herrliche Aussicht auf die moscheengeschmückte Türkenstadt und das weite, schöne Verbasthal.

Die Trappisten, oder zur ursprünglichen Strenge zurückgeführten Benediktiner-Cisterzienser-Mönche, gehören zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Religionsgeschichte des Abendlandes und haben ihren Namen nach dem Mutterkloster La Trappe, das in einem öden Thale der Normandie, unweit Mortagne, im Departement Orne gelegen ist. La Trappe, d. h. Fallthüre, wurde dieses Thal wegen seines engen, schwer auffindbaren Zuganges von der umwohnenden Bevölkerung genannt, und das im Jahre 1140 daselbst gegründete Cisterzienserkloster erhielt daher den Namen „Zu unserer lieben Frau von La Trappe", oder einfach La Trappe. Im Laufe der Jahrhunderte riß jedoch unter den Mönchen daselbst völlige Zuchtlosigkeit ein, und das Kloster wurde ein Abscheu für alle Frommen. Da trat im 17. Jahrhundert, als die Verwilderung und der Verfall in La Trappe die höchste Stufe erreicht hatte, ein Mann auf, der diesem Zustande ein Ende machte und der Gründer des strengsten Ordens der katholischen Kirche, des Trappistenordens, wurde.

Armand Jean le Bouthillier de Rancé, war der Sprosse einer der angesehensten Familien Frankreichs. Geboren am 9. Januar 1626, trat er in seinem elften Jahre in die Rechte und Würden seines verstorbenen Bruders ein und erhielt als unmündiges Kind nach der entarteten Sitte der damaligen Zeit drei Abteien, darunter die von

La Trappe, zwei Prioreien und eine Chorherrenstelle an der Notre-Dame-Kirche in Paris mit einem Einkommen von 25,000 Franken. Zwei Jahre später gab der frühreife Knabe zum Erstaunen der gelehrten Welt den „Anakreon" mit Anmerkungen heraus. Von geistlichen und weltlichen Großen begünstigt, seiner Talente und seines bestechenden Aeußeren wegen von den Frauen verwöhnt, dazu mit Reichthümern versehen, mußte der heranwachsende Jüngling fast unvermeidlich in den Strudel der leichtfertigen weltlichen Vergnügungen gerathen, in dem die ganze vornehme Welt von Paris sich damals bewegte. Sein Leben war Jahre lang ein ganz genußsüchtiges, Niemand konnte ahnen, daß dieser Mann einst der strenge Reformator der gesunkenen Klosterzucht werden würde. Im Jahre 1651 wurde er zum Priester geweiht, zwei Jahre darauf erhielt er den Doktorhut, und damals noch schlug er das Bisthum Leon, das ihm angetragen wurde, aus, um nur nicht sich von dem freudevollen, genußreichen Paris trennen zu müssen. Da waren es mehrere ihn schnell hintereinander treffende schwere Schicksalsschläge, die ihn zur Erkenntniß der Nichtigkeit alles Irdischen brachten. Einige seiner besten Freunde starben plötzlich, ebenso sein Gönner, der Herzog v. Orleans, und als er von einer Vergnügungsreise zurückkehrte, fand er die von ihm hochverehrte Herzogin v. Montbazon, von den Pocken auf das Entsetzlichste entstellt, im Sarge liegen. Auf's Tiefste erschüttert taumelte Rancé zurück — in diesem Augenblicke ging eine vollständige Aenderung in ihm vor. Von Schwermuth ergriffen mied er fortan alle Lustbar-

keiten, widmete sich Bußübungen und Selbstbetrachtungen, und beschloß endlich, aller Bitten seiner Freunde und Verwandten ungeachtet, der Welt zu entsagen. Er schenkte sein ganzes Vermögen dem Hotel-Dieu zu Paris, gab seine kirchlichen Würden auf und behielt nur die Abtei von La Trappe. Nachdem er 1664 im Cisterzienzerkloster Perseigne Profeß gethan hatte, berief er als regulirter Abt von La Trappe Benediktiner der strengen Observanz nach jener durch viele Vergehen der gesunkenen Mönche entheiligten Einöde, stellte die vernachlässigten Klostergebäude wieder her und führte eine an Strenge und Größe der Entsagung bisher beispiellose Regel ein. Er starb am 20. April 1700 im Alter von 74 Jahren.

Der Ruf seines Klosters verbreitete sich über den Erdkreis, und seine Schüler zogen hinaus und gründeten vielerorts Pflanzstätten der Entsagung und Buße.

Während der großen Revolution aus Frankreich vertrieben und von Napoleon von Land zu Land gejagt, irrten die Trappistenmönche und -Nonnen (es waren nämlich auch Frauenklöster dieses Ordens in's Leben gerufen worden) Jahre lang in Europa flüchtig umher, bis sie nach dem Sturze des Welteroberers nach Frankreich zurückkehren durften. Ihre Kraft und ihr Eifer war durch die Verfolgungen nicht gebrochen, sondern nur erhöht worden, und der Orden nahm jetzt unter Leitung des Abtes Dom Augustin eine ungeahnte Verbreitung. Durch die französische Revolution von 1830 abermals vertrieben, und noch mehrere Male in ihrer Existenz durch Ausnahmegesetze der französischen Regierung bedroht, haben sich

trotzdem die Trappisten in ursprünglicher Strenge und **Starrheit** bisher erhalten. Sie besitzen gegenwärtig Niederlassungen in fast allen Ländern der Erde, und vor einigen **Jahren** wurde sogar im Lande der Kaffern ein Trappistenkloster gegründet. Der Orden umfaßt insgesammt etwa 3400 Mönche und Nonnen in 45 Klöstern. An der Spitze eines jeden Klosters, welches über zwölf Patres birgt, steht ein Abt; der Obere eines Klosters von weniger als einem Dutzend Regularen führt den Titel Prior. Das äußere Abzeichen des Abtes ist ein schmuckloses hölzernes Kreuz, während bekanntlich die Aebte der übrigen Ordenshäuser goldene Kreuze tragen. In jedem Frühjahr haben sich die Oberen zum sogenannten Kapitel in La Trappe zu versammeln. Der General des Ordens residirt gleich den übrigen Ordensgenerälen in Rom.

Kehren wir zu Maria-Stern zurück. Es war gerade Mittagszeit, als ich an den tobenden Verbas kam. Eine Fähre brachte mich über den wilden Fluß an das jenseitige Ufer bis an den Klostergarten. Klopfenden Herzens zog ich die Glocke, lautlos öffnete sich die Thüre, und ein bleicher junger Mönch, ein Böhme, wie ich später erfuhr, ließ mich schweigend eintreten, schloß die Pforte, warf sich auf den Erdboden, küßte diesen, sowie zu meinem peinlichen Erstaunen meine bestaubten Füße, nahm mich schweigend bei der Hand, führte mich in die Kirche, wo er einen lateinischen Segensspruch für den Gast laut betete, geleitete mich sodann in ein kleines, einfach und fast ärmlich ausgestattetes Fremdenzimmer und entfernte sich endlich, nachdem er sich nochmals zur Erde niedergeworfen hatte.

Eine geraume Zeit darauf erschien der Prior des Klosters, ein Mann in den besten Jahren, begrüßte mich ernst, aber freundlich, und erkundigte sich nach meinem Begehren. Bereitwilligst gab er mir über alle Einrichtungen, Sitten und Gebräuche des Ordens Aufschluß und zeigte mir sämmtliche Räumlichkeiten und Besitzungen des Klosters. Die hier befindlichen Mönche stammten theils aus Deutschland, theils aus Oesterreich. Alle Stände waren vertreten, auch ein Graf befand sich dort.

Das Kloster Maria-Stern zählt ungefähr sechzig Insassen, worunter etwa fünfzig Brüder in braunen Kutten mit Ledergurt, und zehn Patres mit weißem Talar, schwarzem Scapulier und schwarzem Ledergurt; in der Kirche tragen Letztere noch einen weißen Mantel mit weißer Kapuze. Den Brüdern wie den Patres sind die Kopfhaare bis auf einen kleinen schmalen Kranz ganz geschoren, die Patres auch glatt rasirt, die Laienbrüder tragen Vollbärte. Die Patres sind nicht sämmtlich Priester; es liegt ganz in der Macht des Abtes oder des Priors, eine beliebige Anzahl von Regularen zu Priestern weihen zu lassen. Gymnasial- und Universitätsbildung wird von den Kandidaten des Priesterthums im Trappistenkloster nicht verlangt. Wozu sollte man auch eine solche Forderung stellen? Die Wissenschaft ist aus jenen Klosterhallen gänzlich verbannt; Kanzel, Beichtehören und Jugendunterricht kennt der Schüler des Abbé de Rancé nicht. Haben sich einmal die Klosterpforten hinter ihm zugethan, dann schließt ein strenges Gelübde seinen Mund auf ewig. Die Patres sind jedoch sämmtlich zum kirchlichen Chorgebet verpflichtet.

Die Regel der Trappisten ist von einer Härte und erfordert eine Größe der Weltüberwindung und Entsagung, die Bewunderung und Ehrfurcht einflößt. In materieller Hinsicht lebt ein verworfener Zuchthäusler viel besser als ein Trappist. Das ganze Leben dieser ehrwürdigen Mönche ist der Buße und der Abtödtung des Fleisches gewidmet. Sie büßen nicht allein für das, was sie gethan, sondern für die Sünden der Welt überhaupt und für ihr Dasein als Mensch. Keine weltliche Regung, kein weltlicher Gedanke darf Eingang finden in die düsteren Klostermauern, und die Forderungen der Armuth, Demuth und des Gehorsams werden hier im strengsten, buchstäblichen Sinne des Wortes erfüllt.

An den Wochentagen erheben sich die Mönche um zwei Uhr Nachts von ihrem harten Lager, Sonntags schon um ein Uhr und Feiertags bereits um Mitternacht. Schweigend schreiten sie in die Klosterkirche und verharren vier bis fünf Stunden im Gebet, meistentheils laut und langsam singend. Ungefähr um 6 Uhr Morgens waschen sie sich nacheinander Hand und Gesicht, worauf die Brüder in und außer dem Hause an die Arbeit gehen, während die Patres fromme Bücher lesen oder ernste Betrachtungen anstellen. Nach der großen Messe um acht Uhr müssen sich auch diese an ihre Arbeit begeben. Obwohl die Trappistenmönche in Patres und in Brüder unterschieden werden, und obwohl eine besondere Kleidung sie schon äußerlich kennzeichnet, findet hinsichtlich der Arbeit keinerlei Unterschied statt; ob Alt oder Jung, ob Priester oder Laie, ob Pater oder Bruder, gleich-

viel, Jeder muß die Arbeit verrichten, welche der Obere ihm anweist. Dieser selbst nimmt an der Arbeit Theil, und zwar an der niedrigsten und unangenehmsten. Bis dreiviertel elf Uhr arbeiten die Mönche unverdrossen und unausgesetzt und zwar nüchtern, theils in den verschiedenen Werkstätten — alle Handwerke sind vertreten — in der Mühle, in der Brauerei, theils im Walde, theils auf dem Felde. Schiller's Worte: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort," berücksichtigt der Trappist nicht; kein Wort darf über seine Lippen kommen, ja nicht einmal ein Lächeln darf seine Züge erhellen. Nur Ernst und immerwährendes Schweigen sind geboten.

Ein kurzes Glockenzeichen ruft die Mönche von der Arbeit ab. Vielleicht um sich auszuruhen? Nein, ihr Gang geht in die Kirche zum Gebet und von dort in den Speisesaal, wo sie schweigend ihr karges Mahl einnehmen, während ein Ordensbruder das Leben eines heiligen Mannes oder aus einer anderen Erbauungsschrift vorliest. Zu bemerken ist, daß auch für den Verstorbenen noch einen ganzen Monat hindurch gedeckt wird. Nach Aufhebung der Tafel begeben sich die Trappisten, das Tischgebet laut sprechend, wiederum in die Kirche, um eine Viertelstunde der Andacht zu widmen. Hierauf beginnt abermals die Arbeit, erst die fünfte Nachmittagsstunde beendet das Tagewerk. Nach einem kurzen Gebete vor dem Allerheiligsten in der Klosterkirche genießen sie im Speisesaale, wo Tische in Hufeisenform ohne Tischtuch aufgestellt sind, ein Stück trockenen Brodes und ein Glas Wein

oder Bier — ein höchst mageres Abendbrod. Hierauf haben sich alle Mönche im sogenannten Kapitelsaal zu versammeln, wo der Abt oder der Prior ihnen eine kurze Predigt hält, und wo jeder Mönch Fehler und Uebertretungen, welche er bei einem Mitbruder bemerkte, zur Kenntniß des Oberen zu bringen hat. Ein halbstündiges Gebet im Gotteshause schließt sich an das sogenannte Kapitel. Jeden Freitag geißeln sich während dieses Gebetes die Mönche, und zwar so lange, als das langsame Abbeten des Psalmes „Miserere" währt. Um sieben Uhr verfügen sich Alle, der Abt nicht ausgenommen, auf den gemeinsamen Schlafsaal.

Wie entsetzlich schwer und hart ist doch das Leben des Trappisten! Seine Nahrung besteht aus Hülsenfrüchten, welche ohne Fleisch, ohne Fett, ohne Milch, ohne Eier zubereitet werden. Dazu ist die tägliche einmalige Portion äußerst knapp zugemessen. Ferner ist ihm jede Bequemlichkeit untersagt. Kein Mönch, mit Ausnahme des Abtes, besitzt ein eigenes Zimmer, wie andere Ordensleute; der eine Speisesaal, das eine Kapitelzimmer, der eine Schlafsaal, das eine Gotteshaus vereinigt sie Alle. Die Stühle sind ohne Lehne und außerdem so schmal, daß sie kaum den nöthigen Raum zum Sitzen gewähren. In der Kirche fehlen die Sitz- und Kniebänke gänzlich; Stunden hindurch müssen die Trappisten auf dem kalten Steinpflaster knieen, und zwar im Winter wie im Sommer. Die Kirche selbst entbehrt jeden Schmuckes, jeder Zierde, ganz wie die strenge Regel von Citeaux es vorschreibt. Und was ist über das Habit der Trappistenmönche zu

sagen? Ein grobes, weißes, wollenes Unterhemd, eine grobe, wollene Kutte, harte Sandalen, das bildet im Winter die ganze Bekleidung des Trappisten. Niemand sorgt für die Reinigung der Gewandung, die Mönche müssen ihre Kleider selbst waschen, „die einzigen schweigsamen Wäscherinnen auf Erden," wie Alban Stolz treffend sagt. Das Lager endlich ist ein harter Strohsack, auf welchen sie angekleidet sich niederlegen; der Chormantel bildet die Bettdecke. Niemand darf die Kleidung wechseln, sei sie selbst durch und durch naß von der Arbeit im Regen oder Schnee. Jeder legt sich, durchnäßt und beschmutzt, wie er ist, zum Schlafen nieder. Feuer wird im Schlafsaal nicht angezündet.

Jeder Verkehr mit der Außenwelt ist rundweg abgeschnitten; der Trappist darf weder Briefe schreiben, noch Briefe empfangen. Er ist todt für die Welt. Mag Vater und Mutter, mag Bruder und Schwester, mag Freund und Verwandter sterben, zu ihm dringt keine Kunde. Trifft eine Todesnachricht ein, so fordert Abends der Obere die Mönche auf zu einem gemeinsamen Gebete für einen Todten, welcher ihnen nahe stand, und Alle beten für den Todten um so inniger, als Jeder glauben kann, daß es für den eigenen Verwandten geschieht. Auch das Vorleben seiner Mitbrüder kennt der Trappist nicht; er weiß nicht, wer sie sind, woher sie kamen, was sie leiden. Schweigend, arbeitend, leidend, kämpfend gehen die Mönche durch's Leben, den Tod ersehnend, der bei den Meisten auch nicht allzu lange auf sich warten läßt.

Fühlt der Trappist, daß sein Ende nahe ist, so trägt

man ihn in die Kirche und bettet ihn auf Stroh und Asche. Schweigend stehen um den Sterbenden herum die blassen Klosterbrüder. Der Mönch, welchem bislang das strenge Ordensgelübde die Zunge band, öffnet jetzt an den Pforten der Ewigkeit seinen Mund, fordert beredten Wortes seine Leidensgefährten auf, standhaft auszuharren auf dem dornenvollen Pfade der Buße, an dessen Ende die goldene Himmelskrone ihnen winke, und stirbt dann ruhig und gottergeben. Am folgenden Morgen findet ein feierliches Requiem statt, und alsdann übergibt man den entschlafenen Streiter der Mutter Erde ohne Sang und Klang, ohne Glanz und Pomp, ohne — Sarg. Ich sah mit eigenen Augen, wie über der Leiche, die man in meiner Gegenwart beerdigte, die in der Grube angesammelten Wasser zusammenschlugen und dieselbe vollständig bedeckten. Wie sollte man da nicht tief im innersten Herzen erbeben! Ein einfaches hölzernes Kreuz mit der Inschrift: „P. Josephus † 25. 5. 75.“ oder dergleichen bezeichnet die Stelle, wo ein müder Erdenpilger friedlich schlummert. Und ist dieses einfache Kreuz zernagt vom Zahne der Zeit, so ist auch der Name des Büßers gestrichen aus dem Gedächtniß der Menschen. Möge er, wer sollte das nicht wünschen, eingetragen sein in das Buch des ewigen Lebens!

Oftmals hört und liest man, die Trappisten grüßten sich gegenseitig mit den Worten „memento mori“ (gedenke des Todes) und arbeiteten jeden Abend mehrere Minuten an ihrem eigenen Grabe. Allein dieser Bericht ist unbegründet; kein Trappist grüßt seinen Mitbruder anders, als durch stummes Neigen des Kopfes, und kein Trappist gräbt eigen-

händig sein Grab. Aber wie ist diese Erzählung, welche immer wieder auftaucht, entstanden? Vor hundert Jahren hatte sich in den Klöstern der italienischen Ordensprovinz eine strengere Observanz geltend gemacht; so wurde unter Anderem auch der Gruß „memento mori“ und die Verpflichtung eingeführt, täglich am eigenen Grabe zu arbeiten. Allein diese Uebung hielt nicht lange Stand, zumal da das General-Kapitel von La Trappe sich dagegen äußerte. Außerhalb Italiens hatte jener Gebrauch überhaupt niemals festen Boden gewinnen können, und heute ist er gänzlich verschwunden. Dagegen befindet sich heute noch auf dem zu jedem Kloster gehörigen Friedhofe immer ein bereits angefangenes Grab als stete Mahnung für jeden Mönch, daß vielleicht schon bald dort seine Ruhestätte sein werde.

Der Obere des Klosters ist der Einzige, welchem die Ordensregel gestattet, in Fällen, da es noth thut, das Gelübde des Schweigens zu brechen. Der Abt oder der Prior empfängt und bedient die Gäste, er erledigt die Korrespondenz, er ordnet die Arbeiten an, er verhängt die Strafen. Auf letztere wollen wir einen kurzen Blick werfen. Sie werden verhängt vom Oberen Abends im Kapitelsaale wegen Uebertretung gegen die Gebräuche des Ordens oder gegen die Hausordnung, sobald diese Verstöße zur Kenntniß des Vorstandes gelangen, sei es durch eigene Beobachtung, sei es infolge von Selbstanklage, sei es durch Anzeige eines Mitbruders. Und worin bestehen diese Disziplinarstrafen? Dem betreffenden Mönche wird die ganze Mahlzeit oder ein Theil derselben auf einen oder mehrere

Tage entzogen, oder derselbe muß sich sein Essen bei den einzelnen Klosterbrüdern erbetteln, oder er ist verurtheilt, auf dem Fußboden knieend oder sitzend zu speisen, oder ihm wird befohlen, vor dem Speisesaale oder vor der Kirche auf dem Boden sich niederzuwerfen, und alle seine Mitbrüder haben die Verpflichtung, über ihn hinwegzuschreiten.

Nach dreitägigem Aufenthalte schied ich von Maria-Stern, begleitet von den aufrichtigsten Segenswünschen des Priors. Wie ich nachher von dem österreichischen Konsul und sonst in der Stadt erfuhr, erfreuen sich die Trappisten in dem ganzen Thale allgemeiner Liebe und Verehrung.

Schließlich wollen wir noch die Frage aufwerfen und beantworten: was bezweckt der Trappistenorden? Die Trappistenmönche wollen, wie schon erwähnt, für die vielen Sünden und Frevelthaten der Menschenkinder durch ihr entbehrungsvolles und opferreiches Leben eine Art Genugthuung leisten und sodann als stumme Bußprediger die Sterblichen von den Pfaden sündiger Lust und sündhafter Weltliebe zu einem Leben voll der Buße und Entsagung, und der Hoffnung auf ewige Seligkeit hinüberführen, indem sie des alten Wortes gedenken: „verba docent, exempla trahunt" (Worte lehren, Beispiele ziehen). Jedenfalls ist ein solches Beispiel von Standhaftigkeit, Entsagung und Seelengröße in unserer, vorzugsweise dem Materiellen fröhnenden Zeit höchst bemerkenswerth. Wem sich daher Gelegenheit bietet, einmal ein Trappistenkloster zu besuchen, der versäume es nicht — er wird unvergeßliche Eindrücke mit hinwegnehmen.

Die deutschen Ostseeprovinzen.

Ein geographisches Charakterbild

von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Die heutigen Grenzmarken gegen das Slaventhum, die Ostseeprovinzen Livland, Kurland und Esthland, sind Errungenschaften jener großartigen Kolonisationsbestrebungen, welche im 12. und 13. Jahrhundert das Gebiet des deutschen Reiches fast um die Hälfte vergrößerten. Während das Deutschthum im langsamen, aber stetigen Vordringen die weiten Landstriche östlich der Oder, Schlesien und Pommern eroberte, und der deutsche Orden Preußen germanisirte, gründeten Glieder der allezeit unternehmungslustigen Hansa die ersten Ansiedelungen an den Küsten des finnischen Meerbusens. Bremer Bürger waren es, deren Schiffe um 1160 an der Dünamündung erschienen und zuerst im friedlichen Verkehr mit den lettischen Ureinwohnern neue Handelsbeziehungen suchten und erwarben — schon vierzig Jahre später flatterten von den Thürmen von Riga die deutschen Farben und Bremer Recht galt an der Düna und an der Windau. Der dritte Bischof von Riga, der streitbare Albert von Appeldern, fügte die jungen Ansiedelungen unter der Herrschaft des neu begründeten Ordens

der Schwertbrüder fest zusammen, und diesem gelang es, in wenigen Decennien ganz Livland, Esthland und Kurland zu unterwerfen.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Skizze, die Schicksale der drei Lande und ihre wechselnde Geschichte eingehender zu verfolgen. Bald mit dem benachbarten, im alten Preußenlande herrschenden deutschen Orden eng verbunden, bald selbstständig — erst ein geistlicher Ordensstaat, dann weltliches Fürstenthum, bald im Frieden blühend und gedeihend, bald von den benachbarten Slaven überschwemmt und verwüstet, kam im 16. Jahrhundert Livland schließlich an Polen, Esthland suchte schwedischen Schutz, und Kurland bildete ein eigenes Herzogthum. Der gewaltige Schöpfer des modernen Rußlands, Peter der Große, und seine Nachfolgerin Katharina II. schweißten sie endlich auf's Neue zusammen und ketteten sie an das gigantische, neu sich gestaltende Reich des Nordens.

Wenn wir heute von den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands sprechen, so muß der Begriff „deutsch" allerdings in beschränktem Maße gedeutet werden. In allen drei Landen ist die Germanisirung nicht so weit vorgedrungen, wie in dem stammesverwandten Gebiet westlich der Weichsel, die kolonisirenden Elemente waren nicht stark und nicht zahlreich genug, die eingeborene Bevölkerung in sich aufgehen zu lassen, sie haben es vielleicht auch versäumt, sie rechtzeitig zu sich emporzuziehen. Das Esthen- und Lettenthum hat allezeit neben oder vielmehr unter dem Deutschthum fortbestanden, durch Jahrhunderte hindurch ist der Deutsche nur der Herr — und oft ein har-

ter, rücksichtsloser Herr — der Lette und Esthe der Leibeigene, kaum mehr als der Sklave gewesen. Es dürfte durchaus unnöthig und wenig angebracht sein, über dieses Verhältniß ein scharfes, abfälliges Urtheil zu fällen; was uns dabei heute unbegreiflich erscheint, war ehedem die nothwendige Folge der ganzen Lebensanschauung. Trotz des der Zahl nach weit überwiegenden Lettenthums drückte der Deutsche doch dem ganzen Lande ausschließlich seinen Charakter auf: deutsch war alle und jede Kultur, deutsch die Rechtspflege, deutsch die öffentliche Sprache, deutsch die Kirche und deutsch die Schule, die maßgebende Stadtbevölkerung, alle Gutsherrschaften, alle Beamten waren ausschließlich germanischer Abstammung. Ja, es war offenbar allein das herrschende Deutschthum, das schließlich den Zaren Peter den Großen hinderte, dem eroberten Lande das Gesetz des Siegers ganz und voll aufzuerlegen. Er räumte den Provinzen jene umfassenden Privilegien ein, welche ihnen eine Sonderstellung im Reich gewährten und später der Gegenstand fortdauernder Angriffe seitens der slavischen Herrscher, noch mehr vielleicht ihrer Vertreter waren: die landständische Vertretung, die deutsche Rechtsprechung, die deutsche Schule. Obwohl unter den drei Millionen Einwohnern Esthlands, Kurlands und Livlands (offiziell rechnet auch das Gouvernement St. Petersburg zu den Ostseeprovinzen, kann aber für uns nicht in Betracht kommen) nur 200,000 Deutsche sind, konzentrirt sich in ihnen doch fast alle geistige Regsamkeit der Provinzen, die deutsche Zunge beherrscht, trotzdem das Russische die amtliche Sprache ist, alle Beziehungen des

öffentlichen Lebens, und die altberühmte Universität Dorpat ist noch heute wie vor 250 Jahren ein Bollwerk deutschen Wesens und deutschen Wissens.

Es sind blühende reiche Provinzen, diese drei deutschen Ostmarken, die man nicht mit Unrecht die edelsten Perlen in der russischen Zarenkrone genannt hat. Ihr Areal, das 95,400 Quadratkilometer umfaßt, gehört bei circa 25 Einwohnern auf den Quadratkilometer zu den dichter bevölkerten Rußlands, für ihren Wohlstand legt die Thatsache, daß sie die höchstbesteuerten Provinzen des Reiches sind, gewiß den besten Beweis ab. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, zahlen sie 4 bis 5 Mark mehr als das Innere des Reiches, und tragen diese erhöhte Last ohne Beschwerde. Dieser Wohlstand liegt wesentlich in der mit deutschem Fleiß betriebenen Landwirthschaft begründet; die Güter, oft von bedeutendem Umfang, sind bis heute noch ausschließlich in deutschen Händen und befinden sich zum großen Theil in vorzüglicher Kultur. Der Boden ist fast durchgängig fruchtbar, Weizen und Roggen, Gerste und Hafer gedeihen vortrefflich. Doch fehlt es auch nicht an bedeutenden Forsten, die oft Hunderte von Quadratkilometern bedecken und bisweilen noch den unverfälschten Urwaldscharakter tragen. Hier ist das Paradies der Jäger. Neben den immer noch häufigen Wölfen findet man z. B. im Osten Livlands noch Bären, und selbst das Elen kommt noch häufig vor. Beim Anblick der alten Edelhöfe würde man sich um ein Jahrhundert zurückversetzt glauben, wenn die gutgehaltenen massiven Ställe und Scheunen, das lustige Klappern der Dreschmaschine nicht an die Gegen-

wart und ihre Fortschritte erinnerten; oft tragen die Schlösser noch einen kastellartigen Charakter, sie erheben sich, wie zur Abwehr gerüstet, mitten in einem der zahlreichen Landseen, oder lehnen sich, von breiten Gräben umzogen, mit Rücken und Flanke an seinen schützenden Spiegel. Das Wasser ist überhaupt das am meisten in's Auge fallende Element, die Feuchtigkeit von Luft und Boden erscheint charakteristisch für das ganze Land. Ueberall ist das Feld von einem ganzen System von Gräben durchzogen, die Mehrzahl der Wege läuft auf erhöhten Dämmen. Für die Austrocknung und Nutzbarmachung der früher sehr zahlreichen und ausgedehnten Moräste ist in den letzten Jahrzehnten viel geschehen, wie überhaupt seit der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1819, die den Großgrundbesitzer zu einer intensiveren Ausnutzung der Hilfsquellen seines Landes zwang, die Bodenverbesserung stete Fortschritte gemacht hat. Viel hat hiezu auch die verbesserte Agrargesetzgebung und die Schöpfung von Kreditanstalten beigetragen, Erfolge des Grafen Suworow, welcher in den Jahren 1848 bis 1861 den Posten eines Generalgouverneurs der baltischen Provinzen bekleidete und sich um die wirthschaftliche Entwickelung der baltischen Lande einen dauernden Verdienst errungen hat. Wie beliebt der edle Mann in der Zeit seiner Herrschaft geworden war, zeigt vielleicht am besten eine kleine Anekdote aus dem Jahre 1862, in dem der Kaiser Alexander Riga besuchte. In leutseligster Weise unterhielt der Monarch sich damals mit dem „Aeltermann der Johannisgilde", einem ehrsamen Schlächtermeister. Auf die Frage, ob er nicht irgend einen

Wunsch habe, erwiederte dieser in rührender Naivetät: „Doch, Majestät, wenn Sie nach Petersburg kommen, so grüßen Sie mir unseren alten Suworow recht herzlich," was der Kaiser lachend zu thun versprach. Es ist den Ostseeprovinzen nicht immer so gut geworden mit den russischen Gouverneuren, einige derselben haben einen schonungslosen Krieg geführt gegen Alles, was deutsch war und sich nicht zur griechisch-katholischen Religion bekannte.

Neben dem Großgrundbesitz hat sich in neuerer Zeit aber auch ein wirklicher Bauernstand entwickelt, sowohl die Esthen wie die Letten haben sich seit ihrer Befreiung vom Joch der Leibeigenschaft allmählig, aber stetig wirthschaftlich gehoben, durchschnittlich ein Viertel des überhaupt verkäuflichen Landes ist in ihren Besitz übergegangen. Es ist vor Allem die Viehzucht und ganz besonders die Pferdezucht gewesen, welche diese günstige Entwickelung gestattete. Die esthländischen Pferde sind, obwohl klein von Wuchs, überaus ausdauernd, zähe und willig bei der Arbeit, bedürfen nur geringer Pflege und werden daher in allen Gouvernements des inneren Rußlands gern gekauft.

Es scheint hier am Platz, das Verhältniß der eingeborenen Bevölkerung zum Deutschthum etwas eingehender zu erörtern. Trotz vielfacher Verschiebung der Sprachgrenze scheidet jene sich heute noch in die nördlicheren Esthen und die südlicheren Letten — diese zur Nationalität der slavischen Litthauer gehörend, jene den Finnen verwandt. Beides sind äußerst entwickelungsfähige Stämme, beide haben sich unter dem harten Druck vergangener Zeiten zugleich mit einer wohlklingenden, poesiereichen Sprache einen

lebendigen Freiheitssinn bewahrt. Und in der That, die Herrschaft der deutschen Herren ist unleugbar eine harte gewesen. Ein alter vorurtheilsloser und keineswegs deutschfeindlicher Berichterstatter schrieb noch 1774 über den Zustand der esthnischen Leibeigenen: „Man verkauft sie oder tauscht sie gegen Pferde, Hunde und Pfeifen ein. Hier sind die Menschen billiger, als die Neger in den amerikanischen Kolonien. Einen ledigen Kerl kauft man zu 30 Rubel, und wenn er ein Handwerk versteht um 100 Rubel; für eine Magd gibt man selten mehr als 10 Rubel und für ein Kind 4 Rubel." Fast gleichzeitig sprach es der Landtag zu Riga offen aus: „Alles, was der Bauer besitzt, sowie er selbst ist wahres Eigenthum des Herrn, der mit ihm in jeder Beziehung nach Willkür schalten kann."

Aber andererseits waren es doch gerade auch die deutschen Elemente, welche mit dem Heranbrechen der humanen Ideen der Neuzeit sich zu deren Trägern und Vertretern machten. Was die Esthen und Letten heute sind, verdanken sie ausschließlich germanischen Einflüssen, dem freien Willen ihrer ehemaligen Herren. Auf die Initiative der deutschen Ritterschaft wurden sie fast fünfzig Jahre früher als die Leibeigenen des ganzen übrigen Rußlands befreit, deutsche Gelehrte gaben ihrer Sprache schriftfähige Charaktere und sammelten die schönen Reste ihres Sagenschatzes, deutsche Geistliche und deutsche Lehrer verbreiteten allgemeine Bildung über das Land. Es ist einfach undankbar, wenn Esthen wie Letten dies Verhältniß verkennen und heute noch von den Deutschen, den Sacks (Sachsen), wie von

widerrechtlichen Bedrückern und Eindringlingen sprechen. Thatsächlich sind alle diese „junglettischen und jungesthnischen Bestrebungen", von vereinzelten Volksaufwieglern ausgehend, auch noch nicht in das Herz der Masse gedrungen — sie und vor Allem die Bauernschaft fühlt im Großen und Ganzen doch recht gut, welches ihre wahren Schirmherren und Wohlthäter sind. Zu alledem ist es doch sehr zweifelhaft, ob sie überhaupt mit irgend welchem historischen Rechte von sich als den eigentlichen Besitzern der Provinzen sprechen können, denn vor ihnen saßen in dem fruchtbaren Lande zwischen der Ostsee und dem Peipussee die Stämme der Kuren und Lieven, welche erst durch sie ihres Besitzes beraubt und bis auf ganz unbedeutende Reste vernichtet und ausgerottet wurden.

Wenn auf dem Lande nur die großen Gutsherren, die Abkömmlinge der einstigen Kolonisatoren, und neben ihnen die Lehrer und Geistlichen die Vertreter des Deutschthums sind, so tragen die Städte heute noch einen ganz deutschen Charakter. Mit Ausnahme der russischen Beamtenwelt sind die gebildeten Stände fast ausschließlich germanischer Abstammung, und es werden noch viele Jahrzehnte vergehen, ehe die sogenannten nationalen lettischen oder esthnischen Elemente sich ihnen ebenbürtig zur Seite stellen können, obwohl ihnen eine große Regsamkeit auf allen Gebieten des Lebens, unter Anderem auch in der Literatur und der Tagespresse, nicht abzusprechen ist. In Mitau z. B., der Hauptstadt Kurlands, ist über die Hälfte der Bevölkerung deutscher Herkunft, und wenn zur Zeit des Johannismarktes der Landadel in die sonst stille

Stadt zusammenströmt, hört man nur ausnahmsweise das weiche lettische Idiom neben den kräftigereh deutschen Tönen. Ausgezeichnet durch ein alterthümliches, vor mehr als 600 Jahren von dem Heermeister des Schwertordens Konrad v. Medem aufgeführtes Schloß, scheint Mitau in neuerer Zeit von den aufblühenden Seestädten Windau und besonders Libau überflügelt zu werden. Die russische Regierung hat in den letzten Jahrzehnten Alles aufgeboten, den russischen Exporthandel, vor Allem die Getreide-Ausfuhr, welche bisher ihren Weg fast ausschließlich über die deutschen Ostseehäfen Königsberg und Memel nahm, jenen zuzuwenden. Die wichtigste Maßregel hiezu bildete der Bau der großen Bahnverbindung, welche heute vollendet ist und Libau direkt mit Moskau und den kornreichen Gegenden des südlichen Rußlands in Verbindung setzt. Auch für den Ausbau der Häfen selbst ist viel geschehen, dennoch scheint es, als ob die oben genannten deutschen Handelsplätze die russische Konkurrenz nicht allzusehr zu fürchten hätten; es fehlt bisher in Libau wie in Windau immer noch an den Kapitalien, die dem Handel Königsbergs ein entschiedenes Uebergewicht verleihen, und die Hafeneinrichtungen stehen noch keineswegs ganz auf der Höhe der Zeit. Die Ausfuhr Libau's betrug in den letzten Jahren rund 18 Millionen, die Einfuhr etwa 5 Millionen Mark.

Weit bedeutender ist die Stellung der ersten livländischen Stadt, des altberühmten Riga. Nächst Petersburg und Odessa ist das 11 Kilometer oberhalb der Dünamündung liegende, aber für Seeschiffe erreichbare Riga

der wichtigste Hafen Rußlands. Die Zahl der jährlich hier und in Dünamünde, wo die größeren Fahrzeuge löschen und Ladung einnehmen, anlegenden Schiffe beträgt rund 6500, der Handelsumsatz bewerthet sich auf über 240 Millionen Mark. In den letzten hundert Jahren hat sich die Einwohnerschaft der reichen lebenskräftigen Stadt von 20,000 auf 164,000 Seelen gehoben, und der Einfluß des Deutschthums ist trotz des zahlreichen Zuflusses russischer Elemente, den ihre Stellung als Hauptstadt aller dreier Ostseeprovinzen und Sitz des Generalgouverneurs mit sich brachte, unverändert der gleiche maßgebende geblieben. Wie sollte es auch anders sein, da die ehrwürdigen Zeugen der Vorzeit, das alte schöne Schloß, die Gildenhäuser, die aus dem 13. Jahrhundert stammenden Kirchen, der Gegenwart und hoffentlich auch der Zukunft treue Mahner festen Zusammenhalts sind. Es lebt in Riga's Mauern noch etwas von dem trotzig-biederen Geist der hanseatischen Gründer, ein altüberkommener großer Besitz an liegenden Gründen macht die Kommune gleichzeitig fähig, die Stadt mit allen Einrichtungen der modernen Zeit auszustatten und eine gewisse stolze Selbstständigkeit zu bewahren; Kunst und Wissenschaft fanden in ihr von jeher eine Stätte freiester Entfaltung. Riga und Dorpat sind die festesten Stützen deutschen Geistes im fernen Osten, und sie haben sich dabei zugleich stets als treue Diener des russischen Herrscherhauses bewiesen. Der Nihilismus, der ganz Rußland unterwühlt, hat in ihnen niemals eine Heimath finden können. Gerade Dorpat, die alte, im reizenden Embachthal gelegene Universitätsstadt

hat im Gegentheil seit fast einem Jahrhundert dem russischen Reich Tausende treuer Staatsdiener auf allen Zweigen der Verwaltung geliefert; die vortrefflichen Anstalten der ehrwürdigen, von Gustav Adolph gegründeten Hochschule, vor Allem ihre berühmte Sternwarte gelten weit über die Grenzen des Zarenreiches hinaus als mustergiltig.

Die Hauptstadt Esthlands endlich, das stattliche Reval, konkurrirt mit Riga um die Stellung als erste Handelsstadt der Ostseeprovinzen; ihre Aus- und Einfuhr bewerthet sich zusammen auf circa 160 Millionen Mark jährlich, der blühende Handel, sowie die lebhafte Fabrikthätigkeit, beide auch hier fast ganz in deutschen Händen, haben die alterthümliche Stadt in den letzten Jahrzehnten schnell wachsen lassen; sie zählt heute über 50,000 Einwohner. Ihr vortrefflicher Hafen spielt für den Handel und die Bedürfnisse Petersburgs selbst eine hervorragende Rolle, weil er länger eisfrei bleibt als die Newa — oft sind die Märkte der Weltstadt fast ausschließlich auf die Verproviantirung von Reval aus angewiesen, soweit nicht reine Landesprodukte in Betracht kommen.

Was den Ostseeprovinzen heute in wirthschaftlicher Beziehung noch fehlt, ist ein rationell ausgebautes Bahnnetz. Bis jetzt sind nur die genannten wichtigsten Plätze durch Schienenwege verbunden, die kleineren Provinzialorte infolge dessen von dem Handel und Verkehr noch ziemlich ausgeschlossen, die Produkte der Landwirthschaft, der Viehzucht, der Forstkultur oft schwer preiswürdig zu verwerthen. Trotzdem hat sich doch in den letzten zehn

Jahren selbst die Fabrikthätigkeit bedeutend heben können, die Tuchfabriken allein beschäftigen bereits gegen 6000 Arbeiter.

Alles in Allem muß man den thatkräftigen Bewohnern der drei Lande für ihr erfolgreiches Streben volle Anerkennung zollen. Den deutschen Elementen, die sich als Träger der Kultur ein für alle Zeiten unvergängliches Anrecht auf die Provinzen erworben haben, gebührt sie vor Allem für ihre treue, unerschütterliche Wahrung deutschen Geistes, aber man kann, wenn man gerecht sein will, auch den nationalen Bestrebungen der Letten und Esthen nicht diejenige Berechtigung absprechen, die ihnen zukommt, so lange sie sich nicht in feindlichen Gegensatz zu dem Deutschthum selbst setzen.

Jedenfalls werden für die germanischen Ostmarken unter Rußlands Aar allezeit treue Herzen, mitfühlend in Freud und Leid, schlagen, soweit die deutsche Zunge reicht und deutsche Männer deutsch fühlen und empfinden. Obgleich durch örtliche Grenzen von uns geschieden, werden uns die baltischen Lande doch nie als fremd erscheinen.

Mannigfaltiges.

Professorenburschen. — Während des dreißigjährigen Krieges sah es um die Existenz der deutschen Universitätsprofessoren meistentheils traurig genug aus. Es war fast Regel, daß die Besoldung ausblieb, weshalb die Professoren eben gezwungen waren, sich Erwerb anderer Art zu schaffen und so suchten sie, als das Nächstliegende, Studenten in Kost und Logis zu bekommen, was ihnen um so mehr Vortheil brachte, als sie gewöhnlich bezüglich der Einfuhr von Lebensmitteln und Getränken Steuerfreiheit und zudem auf Grund ihrer Stellung Gelegenheit hatten, recht hohe Preise zu erzielen. So kostete der Tisch bei einem Professor in der Regel einen Thaler wöchentlich (in einem Bürgerhause bekam ihn der Student in vielleicht gleicher Güte für 8 Groschen), die Wohnung halbjährlich 8 Thaler. Dazu kamen Geschenke für den „Herrn Doktor“ und die „Frau Doktorin“ zum Jahrmarkt, zu Weihnachten und zu Neujahr. Um aber möglichst viele Studirende zu sich heranzuziehen, wirkten die Professoren bei dem akademischen Senat eine ganze Reihe von Vorrechten für ihre Kostgänger, die sogenannten „Professorenburschen“ aus. So behaupteten in Helmstädt die Professorenburschen zuerst das Recht des Vorsitzes in den Kirchen. Wenn die „Bürgerburschen“, d. h. also diejenigen Studenten, welche etwa ihrer geringeren Geldmittel wegen oder sonst aus einem Grunde ihr Quartier bei Bürgern, bei Nichtprofessoren, aufgeschlagen hatten, es wagten, die vordersten Plätze am Gitter einzunehmen, so untersagte ihnen dies die akademische Obrigkeit unter Androhung der Relegation. Die Professorenburschen saßen und standen ferner bei allen akademischen Feierlichkeiten zunächst am

Katheder. Zu den Collegien saßen sie an Tischen, wogegen die Uebrigen nur Bänke oder Stühle zur Verfügung hatten. Die Disputationen der Professorenburschen wurden in Folio, die der Bürgerburschen in Quart gedruckt. Auf dem Universitätskeller hatten die Ersteren einen besonderen Tisch, und ihre Hunde nahmen sie nicht nur hierhin, sondern auch in die Collegien und selbst in die Kirche mit, und damit diese Hunde nicht mit denen gewöhnlicher Studiosen verwechselt und demzufolge etwa respektwidrig behandelt würden, versah man sie mit Halsbändern, darauf die Buchstaben P. P. H. prangten, d. h. Professoren-Purschen-Hund. Auf diese Legitimation hin galt auch besagter Vierfüßler allenthalben als privilegirt. Auf Hochzeiten hatten die Professorenburschen stets den Vortanz, und daß die übrigen akademischen Bürger vor ihnen den Hut tief abzögen, verlangten sie strengstens, hielten es nicht aber gerade immer für nöthig, ihr Haupt wieder zu entblößen. Es ist selbstverständlich, daß die Herren Professorenburschen auf der Straße Niemandem aus dem Wege gingen und nirgends eine Thüre zumachten. Selbst die Betteljungen machten einen Unterschied und titulirten die Privilegirten mit „Ew. Gnaden“, während sie die Bürgerburschen „hochgeehrte“ und „wohlgeborene Herren“ nannten. Da war es kein Wunder, wenn sich sogar die Bedienten und Wäscherinnen, welche für Professorenburschen arbeiteten, für höher im Range und „feiner“ hielten, als ihre minder glücklichen Berufsgenossen. Gar lange indeß konnten, wie leicht erklärlich, diese seltsamen Vorrechte denn doch nicht Bestand haben. Im Jahre 1661 wurden alle auf irgend welche Vorrechte abzielenden Ansprüche der Professorenburschen für nichtig erklärt, und seitdem ist eine derartige, auf ähnlichen Ursachen beruhende Erscheinung im deutschen Studentenleben nie wieder aufgetaucht. E. R—r.

Der Seifenkrieg. — Der stets geldbedürft'ge König Karl I. von England verfiel eines Tages auf einen seltsamen Gedanken,

zur Füllung seines Schatzes ein Seifen-Monopol einzuführen. Gedacht, gethan. Begründet wurde dem Lande gegenüber diese Institution damit, daß die bisherigen Seifensieder zu schlechte Waare lieferten. Karl übertrug die Fabrikation des monopolisirten Artikels gegen angemessene Bezahlung einigen begüterten Edelleuten und verlieh ihnen zugleich die weitgehendsten Privilegien. Man kann sich die Entrüstung der in ihrem Gewerbe geschädigten früheren Fabrikanten vorstellen, doch wurde die Opposition bald allgemein, als sich ergab, daß die „Hofseife" die Wäsche verdarb und den Wäscherinnen die Finger zerfraß. Der König erkannte, daß die Sache doch nicht so ohne Weiteres durchzuführen sei und ordnete pro forma eine Sachverständigenprüfung an. Die Wäscherin der Königin sollte entscheiden, welche Seife die bessere sei, die Bürger- oder die Monopolseife. Sie erklärte sich natürlich für die letztere. Aber damit beruhigten sich die Gegner nicht, zumal ermittelt wurde, daß die unparteiische Frau selber nicht einmal die gepriesene, sondern die alte Seife gebrauchte. Der Hof kam in eine schlimme Lage. Es entstand eine förmliche Waschweiber-Revolte, wobei auch sämmtliche Hausfrauen für die Bürgerseife energisch Partei ergriffen. Endlich mischte sich der Lord-Mayor von London in die Sache. Der Stadtrath beschloß in feierlicher Sitzung, im Rathhause selbst zwei große Waschtage anzuordnen, an denen sich die beiderseitigen Seifen nach Kräften geltend machen und ihre Vorzüge in das rechte Licht stellen könnten. Die Weiber fanden sich in Schaaren aus allen Stadttheilen ein und verursachten schließlich einen solchen Lärm, daß sich der löbliche Stadtrath und die edlen Ritter, welche zwischen beiden Feldlagern zu Schiedsrichtern bestellt waren, gezwungen sahen, das Hasenpanier zu ergreifen. Der erzürnte König ließ den Lord-Mayor vorfordern und machte ihm lebhafte Vorwürfe über den meuterischen Vorschub, den er seinen Feinden leiste, wogegen der Lord-Mayor

frei und fest erklärte, daß sich nach seinem Dafürhalten die Gegner der Monopolseife im Rechte befänden. Karl wollte sich aber nicht bewegen lassen, die fragliche Institution abzuschaffen und erbitterte so das Volk immer mehr. Noch weitere falsche Maßregeln auf anderen Gebieten führten schließlich zur Revolution, und mit dem Haupte des unglücklichen Königs fiel auch die Monopolseife. L. M.

Eine griechische Denkerin. — „Das Erste, was eine Frau in ihrem Hause zu regieren hat, sind ihre Mägde ... Die Herzen unserer Dienerinnen werden nicht zugleich mit ihrer Person gewonnen, sondern jene muß sich eine verständige Herrschaft erst durch ihr Betragen zu eigen machen, und dies geschieht, indem man ihnen nicht mehr zumuthet, als recht ist, denn sie sind Menschen wie wir." ... Dieser Satz sieht so modern aus, daß man glauben könnte, er stamme aus den Schriften einer unserer zahlreichen Agitatoren für Hebung und Verbesserung des Frauenlooses. Allein mit Nichten. Diese Worte wurden bereits vor zwei Jahrtausenden geschrieben und zwar von einer Frau, die es wohl verdient, daß ihr Andenken in Ehren gehalten wird. Wir meinen die griechische Philosophin Theano, die Gemahlin des berühmten Pythagoras, dessen Geburt etwa in das Jahr 582 v. Chr. fallen dürfte. Theano war schon bei Lebzeiten wegen ihrer geistreichen und treffenden Antworten gefeiert; sie besaß den ächten griechischen Scharfsinn. Als sie einst gefragt wurde, was einer edlen Frau gezieme, erwiederte sie: „Ganz für ihren Mann u leben." Von ihr soll auch der Spruch herrühren: „Es ist esser, sich einem ungezäumten Pferde anzuvertrauen, als einem hörichten Weibe." Es sind unter dem Namen der Theano eine leihe Briefe auf die Nachwelt gekommen, die voll Lebensweisheit nd, doch ist die Echtheit derselben nicht erwiesen. Trefflich und och heute mustergiltig sind die Lehren dieser Frau über die ehandlung der Dienerinnen, wovon wir schon oben eine Probe



mittheilten. Dazu gehört auch folgender Satz: „Oft ist Nachsicht und Verzeihung die vernünftigste Maßregel, die eine Frau treffen kann, um Schaden zu verhüten und sich ihr Ansehen, auf das im Hauswesen so viel ankommt, zu erhalten . . . Erinnere Dich der Saiten auf einem Instrumente: Spannt man sie zu wenig, so geben sie keinen Ton von sich; spannt man sie zu viel, so springen sie: Gerade so verhält es sich zwischen einer Frau und ihrem Gesinde." W.

Der Gipfel des Unglücks. — Der im besten Mannesalter als Dauphin verstorbene Sohn Ludwig's XIV. hatte als Knabe eine unüberwindliche Abneigung gegen das Lateinische. Eines Tages, im Begriff, von seinen Gemächern sich zum König zu begeben, tritt in einer Gallerie eine Dame von Rang mit der flehenden Bitte an den jugendlichen Thronerben heran, eine dem Monarchen eingereichte Bittschrift mit seinem Fürwort zu unterstützen; „es ist die höchste Zeit, Monseigneur," fügte sie hinzu, „denn mein Unglück hat seinen höchsten Gipfel erreicht." — Der Prinz versprach der Bedrängten bei seinem königlichen Vater zu gedenken, „aber, Madame," fügte er, einen sehr ernsten Ton annehmend, hinzu, „gestatten Sie mir eine Frage: hat man Sie schon täglich lateinische Verben konjugiren lassen?" — „Nein, Monseigneur," lautete die erstaunte Antwort. — „Ah, Madame," meinte der Prinz kopfschüttelnd, „dann haben Sie den Gipfel des Unglücks doch noch nicht erreicht!" H. H.

Der Tänzer Vestris machte an dem Hoftheater in S. so hohe Ansprüche in Betreff seines Gehaltes, daß der Intendant nicht darauf eingehen wollte und ihm sagte: „So viel habe ich selbst nicht." — „Warum hat Sie nix gelernt," war die Antwort des — selbstbewußten Tänzers. Pr.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9295



mi
sic
tr
dc
D
w
so
u

al
ei
T
g
sl
A
st
n
r
d